

**Zeitschrift des
Breisgau-Geschichtsvereins
„Schau-ins-Land“**

136. Jahrbuch 2017

Herausgegeben mit freundlicher Unterstützung von



Ministerium für Wissenschaft,
Forschung und Kunst
Baden-Württemberg



Landkreis
Breisgau-Hochschwarzwald



Kulturamt

Autoren des 136. Bandes:

BÄRMANN, MICHAEL, Dr., Bern (CH)
BIGOTT, BORIS, Dr., Schallstadt/Stuttgart
DJABBARPOUR, MONA, Dr., Freiburg
ECKER, ULRICH P., Dr., Freiburg
HAEHLING VON LANZENAUER, REINER, Dr., Baden-Baden
HAUMANN, HEIKO, Prof. Dr., Elzach
HEITZ, CLAUDIUS, Dr., Stegen
HELLBERG, FLORIAN, Offenburg
HILLENBRAND, EUGEN, Dr., Merzhausen
HOFFMANN-KLEIN, FRIEDERIKE, Dr., Ebringen
HUG, WOLFGANG, Prof. Dr., Freiburg
HUGGLE, URSULA, Dr., Freiburg
JAHNKE, DARGLEFF, M.A., Kirzarten
JANOUSCHEK, TOBIAS, M.A., Freiburg
JENISCH, BERTRAM, Dr., Freiburg
KALCHTHALER, PETER, M.A., Freiburg
KRAMB, BORIS, Freiburg
KÜENZLEN, JOHANNE, Dr., Freiburg
LEONARDI, MARCO, Dr., Catania (I)
LIESSEM-BREINLINGER, RENATE, Freiburg
LÖBBECKE, FRANK, M.A., Basel/Furtwangen
MANGEL, JOHANNES, Dr., Göttingen
MOHR, GÜNTHER, Dr., Bühl
MÜLLER, KONRAD M., Freiburg
OHLER, NORBERT, Dr., Horben
REGNATH, R. JOHANNA, Dr., Heitersheim
SCHELLINGER, UWE, M.A., Freiburg
SCHULZE, WILLY, Rümmingen
SPECK, DIETER, Prof. Dr., Bad Krozingen
VOGEL, DETLEF, Dr., Glottertal

Redaktionsausschuss: Prof. Dr. Dr. h.c. HORST BUSZELLO, Dr. ULRICH P. ECKER, Prof. Dr. HEIKO HAUMANN, Prof. Dr. WOLFGANG HUG, Dr. URSULA HUGGLE, Dr. BERTRAM JENISCH, FRANK LÖBBECKE M.A., Dr. HANS SCHADEK, Prof. Dr. THOMAS ZOTZ

Schriftleitung: Dr. HANS-PETER WIDMANN

Redaktionelle Mitarbeit: Dr. ULRICH P. ECKER und ANITA HAFNER

Selbstverlag des Breisgau-Geschichtsvereins „Schau-ins-Land“ e.V.
Geschäftsstelle: Stadtarchiv Freiburg, Grünwälderstraße 15, 79098 Freiburg i. Br.
(Telefon: 0761/201-2701; E-Mail: info@breisgau-geschichtsverein.de)

ISSN 1434-2766

Satz und Druck: schwarz auf weiss, Litho und Druck GmbH, 79104 Freiburg i. Br.

Inhaltsverzeichnis 136. Band

Beiträge

	Seite
TOBIAS JANOUSCHEK: Das Hauptgebäude einer römischen <i>villa rustica</i> bei Merdingen	7
BERTRAM JENISCH/FRANK LÖBBECKE: Häuser, so alt wie die Stadt – Die Bauten des „Ratsstüble“ in Freiburg im Breisgau	21
KONRAD M. MÜLLER: Das „Große Sterben“ am Kaiserstuhl. Eine Bestandsaufnahme	35
WOLFGANG HUG: Freiburg und die reformatorische Bewegung vor 500 Jahren	55
CLAUDIUS HEITZ: Das Dreisamtal auf handgezeichneten Karten der Frühen Neuzeit	71
FRIEDERIKE HOFFMANN-KLEIN: Das Wentzingerhaus in Freiburg – 100 Jahre im Besitz der Familie Stutz	95
MICHAEL BÄRMANN: ... <i>but Maidingen stuns me.</i> Zu den familiengeschichtlichen Wurzeln des US-amerikanischen Malers Jean Paul Selinger (1850-1909)	123
ULRICH P. ECKER: Die „Englische Colonie“ in Freiburg	155
HEIKO HAUMANN: Der Bildberichterstatter Karl Müller und die „Zigeunerin“. Betrachtungen zu einem Foto aus dem Zweiten Weltkrieg	167

Buchbesprechungen

Landes- und regionalgeschichtliche Literatur

„Armer Konrad“ und Tübinger Vertrag im interregionalen Vergleich. Fürst, Funktions- eliten und „Gemeiner Mann“ am Beginn der Neuzeit, hg. von SIGRID HIRBODIAN, ROBERT KRETZSCHMAR und ANTON SCHINDLING (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg: Reihe B, Forschungen 206), Stuttgart 2016. (MARCO LEONARDI)	175
--	-----

MANFRED BOSCH/OSWALD BURGER: „Es war noch einmal ein Traum von einem Leben.“ Schicksale jüdischer Landwirte am Bodensee 1930-1960. Mit einem Beitrag von CHRISTOPH KNÜPPEL (Südseite. Kultur und Geschichte des Bodenseekreises 3), Kon- stanz/München 2015. (HEIKO HAUMANN)	176
Das Dorf im Ersten Weltkrieg. Beispiele aus Mittel und Südbaden, hg. von JULIANE GEIKE und HEIKO HAUMANN (Lebenswelten im ländlichen Raum. Historische Erkundungen in Mittel und Südbaden 1), Ubstadt-Weiher u.a. 2017. (GÜNTHER MOHR)	177
Erinnern und Vergessen. Geschichten von Gedenkorten in der Region Schwarz- wald-Baar-Heuberg, hg. von FRIEDEMANN KAWOHL (Beiträge zur Region Schwarz- wald-Baar-Heuberg 1), Villingen-Schwenningen 2015. (UWE SCHELLINGER)	178
HANS-RÜDIGER FLUCK: Frühe Fotografie in der Ortenau (1839-1930). „Für ähnliche und sehr deutliche Bilder wird garantiert“, Ubstadt-Weiher u.a. 2016. (FLORIAN HELLBERG)	179
Frauen Portraits des Femmes. Zeitzeuginnen im PAMINA-Raum – Témoignages de fem- mes dans l'espace PAMINA, hg. von FemmesPaminaFrauen e.V., Ubstadt-Weiher u.a. 2016. (R. JOHANNA REGNATH)	180
GERHARD FRITZ: Geschichte der Sexualität. Von den Anfängen bis zur Gegenwart – Süd- westdeutschland und seine Nachbargebiete, Ubstadt-Weiher u.a. 2016. (BORIS KRAMB)	181
FRANK G. HIRSCHMANN: Die Stadt im Mittelalter (Enzyklopädie deutscher Geschichte 84), 2., aktualisierte und erweiterte Auflage, Berlin/Boston 2016. (NORBERT OHLER)	182
Kirche und Politik am Oberrhein im 16. Jahrhundert. Reformation und Macht im Süd- westen des Reiches, hg. von ULRICH A. WIEN und VOLKER LEPPIN (Spätmittelalter, Humanismus, Reformation 89), Tübingen 2015. (EUGEN HILLENBRAND)	182
NS-Belastete aus Südbaden, hg. von WOLFGANG PROSKE (Täter - Helfer - Trittbrettfahrer 6), Gerstetten 2017. (DARGLEFF JAHNKE)	183
MICHAEL OVERDICK: Baukunst der Romanik in Baden-Württemberg, Ubstadt-Weiher u.a. 2016. (PETER KALCHTHALER)	184

<p>CONSTANZE N. POMP: Brettlehupfer. Die Frühphase des Skilaufens im Hochschwarzwald (1890-1930) (Mainzer Beiträge zur Kulturanthropologie/Volkskunde 11), Münster/New York 2016. (URSULA HUGGLE)</p>	185
<p>KARIN SCHNEIDER-FERBER: Ritter im Exil. Die Geschichte der Johanniter, Darmstadt 2016. (JOHANNE KÜENZLEN)</p>	186
<p><i>Orts- und personengeschichtliche Literatur</i></p>	
<p>50 Jahre Kolleg St. Sebastian, hg. von CLAUDIUS HEITZ unter Mitarbeit von EBERHARD BRECKEL und ANNETTE FRANK, Stegen 2016. (RENATE LIESSEM-BREINLINGER).....</p>	187
<p>817 – Die urkundliche Ersterwähnung von Villingen und Schwenningen. Alemannien und das Reich in der Zeit Kaiser Ludwigs des Frommen, hg. von JÜRGEN DENDORFER, HEINRICH MAULHARDT, R. JOHANNA REGNATH und THOMAS ZOTZ (Veröffentlichungen des Alemannischen Instituts Freiburg i. Br. 83), Ostfildern 2016. (BORIS BIGOTT)</p>	188
<p>BERND BRAUN/ULRIKE HÖRSTER-PHILIPPS: In jeder Stunde Demokratie. Joseph Wirth (1879-1956). Ein politisches Porträt in Bildern und Dokumenten, hg. von der Joseph-Wirth-Stiftung in Zusammenarbeit mit der Stadt Freiburg, Freiburg 2016. (RENATE LIESSEM-BREINLINGER)</p>	189
<p>Der dunkle Glockenton. Briefwechsel zwischen Reinhold Schneider und Rudolf Alexander Schröder, hg. von KLAUS GOEBEL, 2., durchgesehene und erweiterte Auflage, Passau 2016. (REINER HAEHLING VON LANZENAUER)</p>	191
<p>Der Wunschlose – Prinz Max von Baden und seine Welt. Begleitband zur Ausstellung des Landesarchivs Baden-Württemberg in Kooperation mit Staatliche Schlösser und Gärten Baden-Württemberg, hg. von KONRAD KRIMM, Stuttgart 2016. (MONA DJABBARPOUR)</p>	192
<p>Greiffenegg und Ramberg – Eine Freundschaft in Zeichnungen, Begleitband zur Ausstellung im Haus der Graphischen Sammlung im Augustinermuseum Freiburg, hg. von FELIX REUSSE für die Städtischen Museen Freiburg, Petersberg 2017. (MONA DJABBARPOUR)</p>	193
<p>Hermann der Lahme. Reichenauer Mönch und Universalgelehrter des 11. Jahrhunderts, hg. von FELIX HEINZER und THOMAS ZOTZ (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg: Reihe B, Forschungen 208), Stuttgart 2016. (JOHANNES MANGEI)</p>	194

KONSTANTIN MORITZ A. LANGMAIER: Erzherzog Albrecht VI. von Österreich (1418-1463). Ein Fürst im Spannungsfeld von Dynastie, Regionen und Reich (Forschungen zur Kaiser- und Papstgeschichte des Mittelalters, Beihefte zu J. F. Böhmer, Regesta Im- perii 38), Köln/Weimar/Wien 2015. (WILLY SCHULZE)	195
Nationalsozialismus in Freiburg, Begleitbuch zur Ausstellung des Augustinermuseums, hg. von PETER KALCHTHALER, ROBERT NEISEN und TILMANN VON STOCKHAUSEN, Pe- tersberg 2016. (DETLEF VOGEL)	197
Nazi-Terror gegen Jugendliche. Verfolgung, Deportation und Gegenwehr in der Region Freiburg, Katalog zur Ausstellung, hg. von MONIKA RAPPENECKER, Ubstadt-Weiher u.a. 2016. (DETLEF VOGEL)	198
Reformation in Basel (Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde 116), Basel 2016. (DIETER SPECK)	198
JUDITH ROSEN: Martin von Tours. Der barmherzige Heilige, Darmstadt 2016. (MARCO LEONARDI)	199

Für den Inhalt der einzelnen Beiträge und Rezensionen sind
ausschließlich deren Verfasser verantwortlich.

Vereinschronik 2017

Vorstand, Ausschuss, Ehrenmitglieder	201
Veranstaltungen 2017	201
Kassenbericht 2016	203
Mitgliederwesen	204

Das Hauptgebäude einer römischen *villa rustica* bei Merdingen

Von
TOBIAS JANOUSCHEK

Die Anlage der *villa rustica*

Die *villa rustica* befindet sich auf dem durch Flurbereinigung und Neuordnung der 60er-Jahre des 20. Jahrhunderts entstandenen Gewann „Neumatte“, 1,7 km nördlich von Merdingen, östlich der heutigen Kreisstraße K 4929. Die Anlage liegt im Westen des Tuniberges, ca. 400 m von dessen modernen Terrassen entfernt, die ebenfalls durch die Flurbereinigung entstanden. Etwa 40 m westlich des Hauptgebäudes, nur 17 m westlich des Badegebäudes der Anlage, verläuft ein kleiner Bach, der südlich der Anlage im Tuniberg entspringt und weiter im Norden in die Dreisam mündet. Der Bach dürfte sich auch in römischer Zeit schon ungefähr an dieser Stelle befunden haben, da ein Ablaufkanal des zur Anlage gehörigen römischen Badegebäudes auf ihn Bezug nimmt.

Die Gemeinde Merdingen liegt rund 11,2 km westlich des Freiburger Stadtkerns und rund 6,8 km östlich von Breisach. Das Dorf befindet sich am Ende eines Einschnittes im Tuniberg, durch den die Kreisstraße von Freiburg über Merdingen nach Riegel im Norden und Breisach und Ihringen im Westen führt.

Die *villa* ist somit am Rand einer Ebene gelegen, die sich von den Hängen des Kaiserstuhls im Nordwesten fast waagrecht bis zum Tuniberg zieht. Dieses Gebiet gehört zu den Niederterrassen der Rheinebene und ist bedeckt von alpinen Schottern und Sanden, die seit dem Tertiär durch Sedimentation in die Tiefebene gelangten. Der wenige Kilometer entfernt fließende Rhein sorgt für ein relativ hohes Grundwasser.

Zugleich liegt die römische Anlage nahe der Lößgebiete auf dem aus Kalkstein bestehenden Tuniberg. Während die feuchten Böden der Rheinebene vor allem für Weidewirtschaft geeignet sind, bietet sich im Bereich der trockeneren und fruchtbareren Lößfelder der Anbau von Getreide an.¹ Die Orientierung an den Böden entspricht damit dem, was von antiken Autoren wie Cato oder Varro für die Lage einer *villa* empfohlen wird.² Auch weist der Großteil der römischen Einzelsiedlungen am Hochrhein ähnliche Bedingungen auf.³

Westlich der *villa* wird aufgrund von Luftbildern eine römische Straße vermutet, die von Merdingen aus, auf Höhe der *villa*, auf der Trasse der heutigen Kreisstraße nach Norden führt. Entlang dieser antiken Verkehrsachse befinden sich mehrere römische Siedlungsstellen, die anhand von Lesefunden, vor allem Konzentrationen von Bauschutt, nachgewiesen sind.⁴ Den

¹ ANTJE FAUSTMANN: Besiedlungswandel im südlichen Oberrheingebiet von der Römerzeit bis zum Mittelalter (Freiburger Beiträge zur Archäologie und Geschichte des ersten Jahrtausends 10), Rahden 2007, S. 21-23.

² MAREIKE RIND: Die römische Villa als Indikator provinzieller Wirtschafts- und Gesellschaftsstrukturen (Archaeopress Roman archaeology 10), Oxford 2015, S. 232.

³ JÜRGEN TRUMM: Die römerzeitliche Besiedlung am östlichen Hochrhein (Materialhefte zur Archäologie in Baden-Württemberg 63), Stuttgart 2002, S. 196.

⁴ Zu den Siedlungen um die villa Merdingen, Gewann „Neumatte“ vgl. LARS BLÖCK: Die römerzeitliche Besiedlung im rechten südlichen Oberrheingebiet (Forschungen und Berichte zur Archäologie in Baden-Württemberg 1), Wiesbaden 2016, S. 373-376. Zu den Straßen siehe ebd., S. 454 und 461f.

südlichen Ausgangspunkt dieser Straße bildet die sogenannte „Kaiserstuhlsüdrand-Dreisamtal-Straße“, die, aus dem Dreisamtal kommend, als Hohlweg durch den Tuniberg führte und den *vicus* Umkirch mit dem Rheinübergang bei Breisach, ab 200 n. Chr. auch mit dem *vicus* Ihringen, verband.⁵ Nahe des *vicus* Umkirch kreuzt diese Straße die Rheintalstraße, die von Augst nach Mainz führte. Die Bedeutung des *vicus* Umkirch für den Verkehr wird noch durch hier vermutete Hafenanlagen an der Dreisam betont, die vor der Gründung vom *vicus* Ihringen die nächste Verbindung zwischen Merdingen und den Wasserverkehrswegen darstellte.⁶

Der römische Gutshof von Merdingen liegt innerhalb der antiken Topografie in einer wahrscheinlich agrarisch geprägten Siedlungslandschaft entlang der römischen Straßen, die die einzelnen *vici* miteinander verbanden. Zugleich liegt er zentral zwischen den vier römischen Siedlungen von Umkirch, Bad Krozingen, Ihringen und Riegel (Abb. 1).⁷ Die zentrale Lage zwischen diesen *vici* nahe den Verkehrswegen ist, ebenso wie die Kombination von guten Acker- und Weideflächen, sicher der Grund für die Standortwahl dieser *villa rustica*.⁸

Forschungsgeschichte

Der Fundplatz im damaligen Gewann Hagenmatte wurde bereits 1926 entdeckt. Das Badegebäude zeichnete sich als bis zu 60 cm hohe, rechteckige Struktur deutlich in dem als Kuhweide genutzten Gelände ab. Am 2. und 3. September 1926 fand eine erste Forschungsgrabung statt, bei der ein Großteil des Grundrisses des Badegebäudes dokumentiert wurde (Abb. 2). Das Gebäude wurde zunächst als Wohnhaus gedeutet. Das Fehlen weiterer Nebengebäude wurde damals bereits erkannt und die Fundkonzentrationen von Ziegeln und Baumaterial im näheren Umfeld wurden als weitere mögliche Gebäude einer Hofanlage angesprochen.⁹

Das Gewann wurde 1974 infolge der oben erwähnten Flurbereinigung in „Neumatte“ umbenannt, ein Name, der seitdem für den Fundort steht. Fortan diente das Gelände als Acker, aufgrund dessen durch den Pflug neben den Grundmauern des bereits ausgegrabenen Gebäudes weitere römische Fundstellen zutage traten. Auf Betreiben des ehrenamtlichen Mitarbeiters Josef Schneider (1899-1993) wurden die Strukturen vorerst von der landwirtschaftlichen Bearbeitung ausgespart. Nach einer Geländebegehung am 28. Mai 1975 beschloss man, einer vollständigen Zerstörung der Anlage durch die landwirtschaftliche Nutzung zuvorzukommen und erneut auszugraben, zu erforschen und zu konservieren. Es folgten bis 1979 vier Grabungskampagnen.

Während der ersten Kampagne (15. März 1977 bis 20. Dezember 1977), die unter der Leitung Schneiders stand, wurde die bereits bekannte Struktur (Gebäude A) untersucht, das sich aufgrund der Grabung als Bad herausstellte. Zwei weitere Bauten, die als Gebäude B und C deklariert wurden und sich später als Hauptgebäude bzw. Speicherbau erwiesen, wurden angeschnitten und ihre Fundamente freigelegt. Neben Schneider wirkten in dieser Kampagne ausschließlich ehrenamtliche Helfer an der Ausgrabung mit. Leider mussten die archäologischen Arbeiten wegen einer Erkrankung Schneiders abgebrochen werden. Im Folgejahr (1. März 1978 bis 30. April 1978) wurden sie nun unter der Leitung des Landesdenkmalamtes wieder aufgenommen und fortgesetzt. Dabei wurde die Nordosthälfte von Gebäude B ergraben. In einer

⁵ Ebd., S. 309.

⁶ Ebd., S. 240.

⁷ Ebd., Karte 3.

⁸ RIND (wie Anm. 2), S. 232f.

⁹ KARL GUTMANN: Ein Römisches Landhaus auf der Hagenmatte bei Merdingen, in: Badische Fundberichte 1 (1925/28), S. 248-252, hier S. 248-250.

Abb. 1

Lage der *villa rustica* innerhalb der antiken Topografie mit bekannten *vici* und römischen Straßen (aus: Blöck [wie Anm. 4], Karte 3).

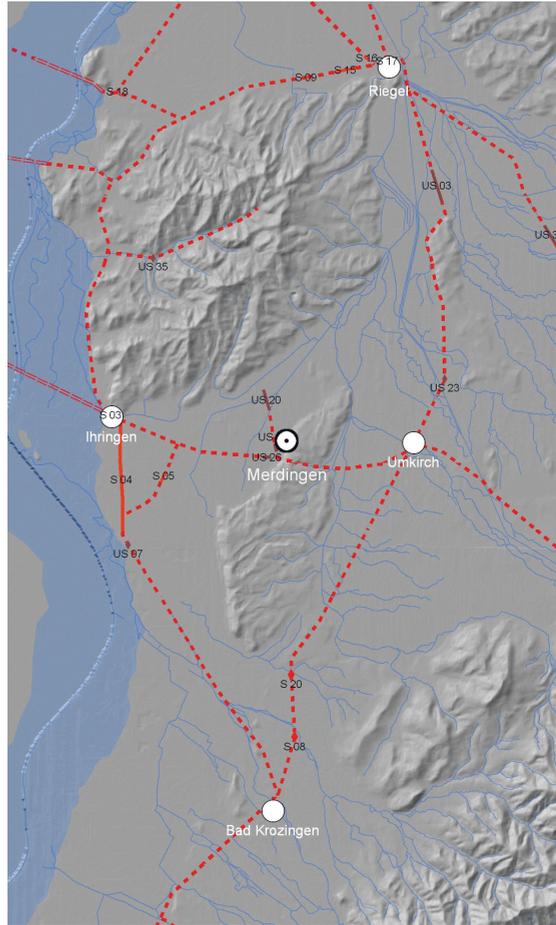
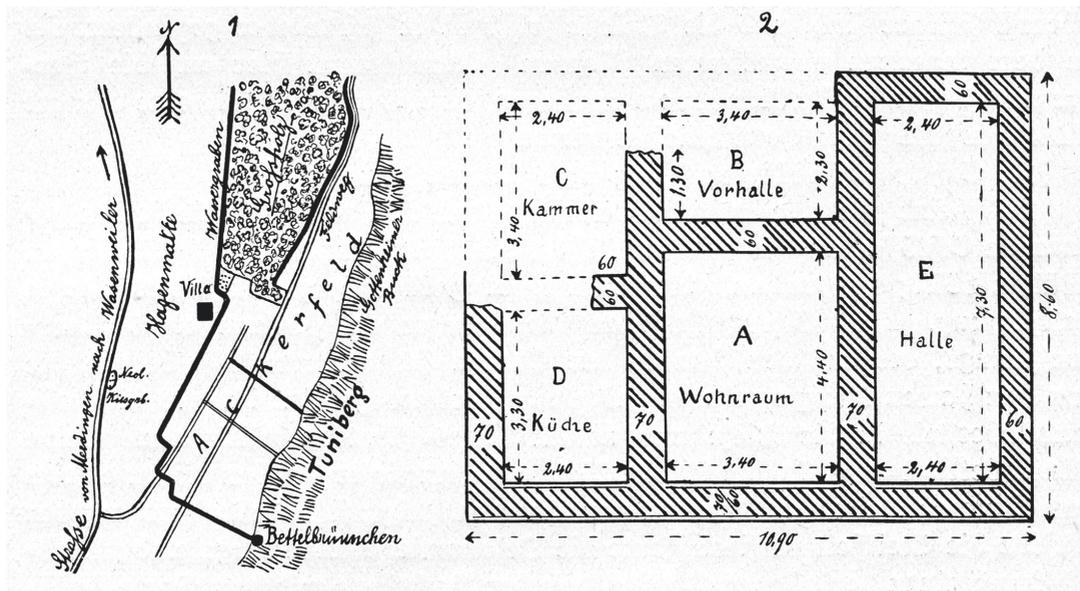


Abb. 2

Lage und ergrabener Grundriss in der Publikation der ersten Grabung 1926 (aus: GUTMANN [wie Anm. 9], Abb. 102, S. 248).



weiteren Maßnahme im selben Jahr (15. September 1978 bis 8. November 1978) wurde nun wieder unter Leitung Schneiders das Gebäude C untersucht. Während einer vierten und letzten Kampagne (1. September 1979 bis 30. November 1979) unter Leitung des Landesdenkmalamtes konnte schließlich die Südwesthälfte von Gebäude B, das aufgrund seines Grundrisses als Hauptgebäude der Anlage interpretiert wurde, vollständig ergraben werden.¹⁰

Baugeschichte

Anhand der gefundenen Strukturen lassen sich drei relativ chronologisch aufeinanderfolgende Bauperioden unterscheiden. Von der ersten Periode sind keine kompletten Grundrisse erhalten. Es finden sich lediglich einzelne Gruben sowie ein langer Pfostengraben, der sich durch die gesamte Fläche zieht und von den Strukturen der späteren Perioden geschnitten wird.

Mindestens ein Gebäude dieser Periode muss ein zur Bauzeit von Periode II bereits abgebrochenes Lehmflechthaus gewesen sein. Von diesem Gebäude stammt der Wandbewurf, aus dem die Verfüllung einer Grube bestand, die vom Fundament der späteren, in Periode II errichteten Anlage geschnitten wird. Es ist nicht ungewöhnlich, dass die ersten, hölzernen Gebäude früher Siedlungsperioden nicht oder nur teilweise aufgefunden werden. Gerade im Bereich später in Stein ausgebaute Hauptgebäude werden Strukturen der Vorgängerbauten oft von diesen überlagert.¹¹ In Merdingen ist es jedoch wahrscheinlich, dass sich der erste Hauptbau außerhalb der gegrabenen Fläche befindet, da in Form des Pfostengrabens wahrscheinlich ein Teil der Umwehrung gefunden wurde. Derartige Einfriedungen gibt es beispielsweise bei den frühen Perioden der *villae* von Bondorf, Oberndorf-Bochingen und Friedberg.¹² Die Funktion des Annex (vgl. Abb. 3) am Ende der ergrabenen Umzäunung ist unklar. Für Bondorf wird ein Viehgatter oder ein Obst- und Gemüsegarten vermutet.¹³ Das Ende des Grabens an einer im Profil deutlich tiefer liegenden Grube könnte auf ein Pfostenloch für einen größeren Pfosten und damit auf einen verschließbaren Durchlass hinweisen.

Die Vermutung, dass ein breiter, flacher Graben aus Periode II, der östlich des Gebäudes in Erscheinung trat, mit einem Holzbau der Periode I zusammenhängt und eine frühe Binnengliederung der Holzbauperiode in eine *pars rustica* und eine *pars urbana* darstellt, ist zwar möglich,¹⁴ aber mangels Datierung und stratigrafischer Relation des Grabens zum oben erwähnten Pfostengraben nicht verifizierbar.

Der Pfostengraben ist erst nach der Mitte des 2. Jahrhunderts n. Chr. entfernt worden. Das gesamte Hofareal wurde zu dieser Zeit zumindest nach Osten hin vergrößert oder verlagert und auf dem hinzugekommenen Grund in Periode II ein neues Hauptgebäude errichtet.

¹⁰ Siehe hierzu ausführlich TOBIAS JANOUSCHEK: Das Hauptgebäude der villa rustica bei Merdingen, Ldkr. Breisgau-Hochschwarzwald, Gewann „Neumatte“, masch., Masterarbeit, Freiburg 2016.

¹¹ TÜNDE KASZAB-OLSCHEWSKI: Siedlungsgenese im Bereich des Hambacher Forstes 1.-4. Jh. n. Chr.: Hambach 512 und Hambach 516 (BAR. International series 1585), Oxford 2006, S. 17.

¹² ANITA GAUBATZ-SÄTTLER: Die Villa Rustica von Bondorf (Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg 51), Stuttgart 1994, S. 107; CHRISTIAN SOMMER: Oberndorf-Bochingen a. N. (RW). Villa Rustica, in: Die Römer in Baden-Württemberg. Römerstätten und Museen von Aalen bis Zwiefalten, hg. von DIETER PLANCK, Stuttgart 2005, S. 231-235, hier S. 234f.; JÖRG LINDENTHAL: Die ländliche Besiedlung der nördlichen Wetterau in römischer Zeit (Materialien zur Vor- und Frühgeschichte von Hessen 23), Wiesbaden 2007, S. 150.

¹³ GAUBATZ-SÄTTLER (wie Anm. 12), S. 108.

¹⁴ So bei BLÖCK (wie Anm. 4), S. 117.

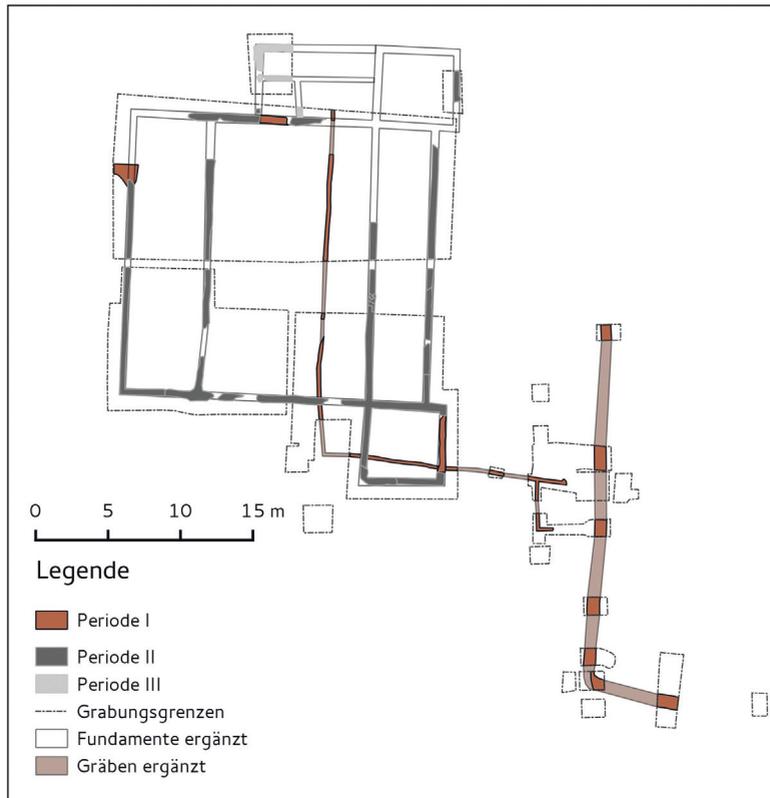


Abb. 3 Vereinfachter Plan der Grabung mit Baubefunden nach Perioden
(Zeichnung: Tobias Janouschek).

Von diesem Gebäude sind nur noch die Fundamente erhalten, die größtenteils aus Kies, an einigen Stellen auch aus gesetzten Kalkbruchsteinen bestehen. Die Kiesfundamente haben eine Breite von nur 0,40 m bis 0,60 m, die Fundamente aus Kalkbruchsteinen durchgehend 0,40 m. Sie liegen damit unter dem Durchschnitt der bekannten römischen Mauern¹⁵ und auch unter der Stärke der Mauern des Badegebäudes derselben Anlage, die im Fundamentbereich 0,70 m bis 0,75 m stark sind und sich im aufgehenden auf 0,60 m verringern.¹⁶ Falls das Gebäude nicht durch Baumaterialgewinnung und später den Pflug bis auf die Fundamente abgetragen bzw. zerstört wurde, könnte das Hauptgebäude, eingedenk der für Mauern schmalen Fundamentbreite, auch als Ständerbau errichtet worden sein. Bei einer Ständerbaukonstruktion wird eine Basis aus Stein angelegt, gemörtelt oder trocken, auf dem ein Schwellbalken aufliegt (Abb. 4). Der

¹⁵ Zum Beispiel bei GAUBATZ-SÄTTLER (wie Anm. 12), S. 58, Bondorf mit Mauerstärken von 0,86-1,20 m im Aufgehenden; CHRISTA EBNÖTHER: Der römische Gutshof in Dietikon (Monographien der Kantonsarchäologie Zürich 25), Zürich 1995, S. 36, Dietikon mit einer Mauerstärke von 0,6 m; für Langendorf werden durchschnittliche Fundamentbreiten von 60-80 cm angegeben, dazu PIERRE HARB: Der römische Gutshof von Langendorf, Kanton Solothurn: Ausgrabungen an der Hüslershofstrasse 1993, 1994 und 2002 (Antiqua 46), Basel 2010, S. 36.

¹⁶ GUTMANN (wie Anm. 9), S. 250.

Schwellbalken bildet die Grundlage eines Fachwerkgebäudes, das auch durchaus mehrstöckig sein konnte. Hierfür müsste die Grundmauer nur wenig breiter sein als der Balken. Vom restlichen Gebäude ist aufgrund der schlechten Erhaltungsbedingungen organischer Materialien oft nichts weiter erhalten.¹⁷ Beispiele für eine solche Ständerkonstruktion finden sich in Oberwinterthur¹⁸, wo ein 0,30 m durchmessender Schwellbalken auf einer breiteren Flusswackenschicht auflag, oder beim Gutshof Goeblingen-„Miecher“¹⁹, wo die zweite Holzbauphase mit einem 0,80 m breiten Sandsteingeröllfundament nachgewiesen wurde.

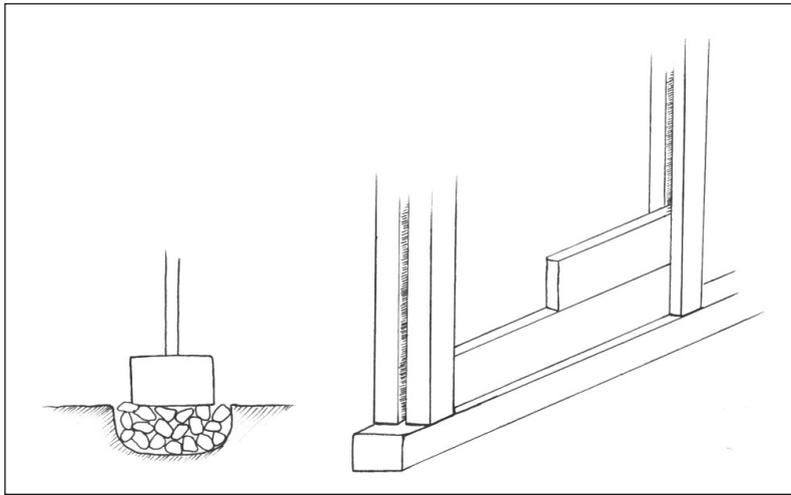


Abb. 4 Schematische Darstellung eines Fachwerkbau in Ständerbauweise
(aus: SAND [wie Anm. 19], Abb. 5, S. 40).

Das Material für die Bruchsteine des Fundamentes stammt vermutlich, wie auch das Baumaterial für die Mauern des Badegebäudes, vom benachbarten Tuniberg. Südlich von Meringingen steht Kalkstein an, der dort bis heute abgebaut wird und in der Antike als Rohstoffquelle gedient haben könnte. Die geringe Tiefe des Fundamentes findet sich beim Badegebäude wieder, das nur eine Lage Flusskieselrollierung, darüber aber noch zwei Schichten Bruchstein hat, bevor das aufgehende Mauerwerk beginnt.²⁰

¹⁷ SIEGBERT HUTHER: Der römische Weihebezirk von Osterburken, Bd. 3.2: Kompendium zum römischen Holzbau (Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg 127), Darmstadt 2014, S. 119 und 125; THOMAS PAULI-GABI: Beiträge zum römischen Oberwinterthur – VITUDURUM, Bd. 6: Ausgrabungen im unteren Bühl (Monographien der Kantonsarchäologie Zürich 34,1), Zürich 2002, S. 153.

¹⁸ JÜRIG RYCHENER: Beiträge zum römischen Oberwinterthur – VITUDURUM, Bd. 2: Ein Haus im Vicus Vitudurum – die Ausgrabungen an der Römerstraße 186. Römerzeitliche Pflanzenfunde aus Oberwinterthur, Zürich 1986, S. 37f.; PAULI-GABI (wie Anm. 17), S. 157. Die Schwellbalken haben im unteren Bühl eine Breite von 20-30 cm, die Fundamentierung kann auch mehrere Lagen haben.

¹⁹ NENA SAND: Zwei frühromische Fibeln aus Gebäude 6 der ländlichen Villa von Goeblingen-„Miecher“, in: Den Ausgrüwer 26 (2016), S. 38-40, hier S. 39f.

²⁰ GUTMANN (wie Anm. 9), S. 250.

Das Gebäude der Periode II entspricht, ausgehend von den Fundamenten, den Bauten, die in der Forschung als Portikus-Risalit-Anlagen angesprochen werden.²¹ Diese Anlagen werden meist als eigener Typ betrachtet, obwohl der Portikus-Risalit-Teil verschiedener Klassifikationen als architektonische Erweiterung des Hallenbaus gesehen wird. Er wird dabei vom Reihentyp unterschieden, bei dem die Räume entlang des Portikus hintereinander angeordnet werden.²²

Dass es sich bei dem Merdinger Villenhauptgebäude um eine jener Anlagen handelt, bei denen Portikus und Risaliten an einen bestehenden Hallenbau angesetzt wurden, ist unwahrscheinlich. Eine Baufuge ist bei den Kiesfundamenten nicht zu erkennen und die Fundamente der Risaliten und des Hauptbaus sind identisch, weshalb Hauptbau, Portikus und Risaliten in einem Zuge errichtet worden sein dürften.

Das Hauptgebäude und die Funktion seiner Räume

Im Folgenden werden die Räume der Anlage aus Periode II beschrieben und es wird auf deren mögliche Funktion eingegangen. Zur Vereinfachung wurden die Räume des Gebäudes durchnummeriert (Abb. 5).

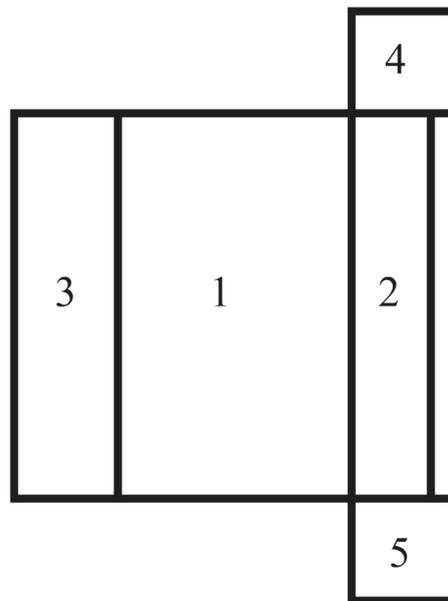


Abb. 5 Ergänzier Grundrissplan der Periode II mit Raumnummern der Beschreibung (Zeichnung: Tobias Janouschek).

²¹ KARL SWOBODA: Römische und romanische Paläste, Wien 31969, S. 77-85, zuerst überblickend. Unter anderem auch bei BLÖCK (wie Anm. 4), S. 48f. und 57-62; JOHN T. SMITH: Roman villas: a study in social culture, London 1997, S. 117-129; RIND (wie Anm. 2), S. 245.

²² SMITH (wie Anm. 21), S. 24; FRIDOLIN REUTTI: Römische Villen in Deutschland, masch., Diss., Marburg 1975, S. 67.

Das Gebäude hat eine Gesamtgröße von ca. 32,10 m x 24,10 m. Der quadratische Hauptbau mit den Räumen 1 bis 3 hat ohne die seitlich angesetzten Räume 4 und 5 und spätere Anbauten eine Größe von 22 m x 20 m. Die Räume 1 bis 3 sind in einer Flucht von ca. 20 m Tiefe angeordnet. Raum 3 hat eine Breite von 5,10 m, Raum 1 eine Breite von 12 m und Raum 2 eine Breite von 3,80 m. An den Schmalseiten von Raum 2, die Flucht der Wände von Raum 1 mit ihm teilend, befinden sich die Räume 4 und 5. Raum 5 hat einen leicht trapezoiden Grundriss mit einer Seitenlänge von 5,10 m im Westen und Süden, 4,90 m im Osten und 5 m im Norden. Raum 4 wird von einem modernen Graben gestört. Der Grundriss kann ausgehend von den Mauerfluchten der Nord- und Ostmauer von Raum 1 und einem erhaltenen Fundamentrest, der zur Ostmauer von Raum 4 gehören dürfte, rekonstruiert werden. Das Nordfundament von Raum 4 wird in der Flucht des nördlichen Fundamentes des Anbaus aus Periode III (vgl. dazu auch Abb. 3) ergänzt. Auch Raum 4 besitzt demnach mit 5,3 m an der Südmauer, 5 m an der Ostmauer, 5,30 m an der Nordmauer und 4,90 m an der Westmauer einen trapezoiden Grundriss.

Raum 1, der bei der Grabung als Innenhof I und II bezeichnet wurde, bekam diesen Namen in einer Forschungstradition, die die großen, inneren Räume einer *villa* grundsätzlich als offenen Innenhof verstand.²³ Da das römische Laufniveau leider völlig fehlt, gibt es keine Indizien für die Deutung beim Merdinger Gebäude. Die Funktion als Wohnraum können hier auch die Risaliten und der hintere Raum 3 übernommen haben. Lediglich die Analogie zu anderen Villen, bei denen ein Hallenbau mehrheitlich angenommen oder bewiesen wurde, macht einen überdachten Raum in Merdingen wahrscheinlich.²⁴

Raum 2 befindet sich an der Ostseite des Gebäudes. Bei diesem lang gestreckten Raum handelt es sich wahrscheinlich, entsprechend anderer Anlagen dieser Art, um einen Portikus. Hierbei handelt es sich um einen Säulengang/-halle meist an der Frontseite eines Gebäudes mit länglich-korridorartigem Grundriss. Er ist meist zum Hofareal hin ausgerichtet und kann erhöht und mit Treppen ausgestattet sein.²⁵ Der Zweck einer Säulenhalle ist einerseits eine dekorative, repräsentative Fassadengliederung, andererseits dient sie aber auch als offener Korridor. Ihre Ausrichtung ist deswegen oft in Zusammenhang mit der Aussicht von und auf das Villenhauptgebäude in Hanglage zu sehen.²⁶

Nördlich und südlich von Raum 2 sind die Räume 4 und 5 angebaut, die als Risaliten angesprochen werden können.²⁷ Der Zugang zu den Risaliten konnte nur vom Portikus aus erfolgen, da diese keine andere Verbindung zum Hauptbau aufweisen. Sie werden in der Forschung als Speisezimmer, Schlafzimmer, Büro oder Repräsentationsräume interpretiert, wobei sie letz-

²³ GERHARD KROPATSCHEK: Das römische Landhaus in Deutschland, in: Bericht der Römisch-Germanischen Kommission 6 (1910/11), S. 51-78, hier S. 55-58; SWOBODA (wie Anm. 21), S. 112f. Noch einmal aufgegriffen wurde die Diskussion von FRANZ OELMANN: Die Villa rustica bei Stahl und Verwandtes, in: Germania 5, 1921, S. 64-73, hier S. 67-72, und SMITH (wie Anm. 21), S. 94-96 und 101f.; DIETER PLANCK: Die Villa Rustica von Bierlinghausen-Neuhaus, Lkr. Horb a. N., in: Fundberichte aus Baden-Württemberg 1 (1974), S. 501-526, hier S. 510, sieht beides als Möglichkeit und plädiert für eine Entscheidung von Fall zu Fall.

²⁴ OELMANN (wie Anm. 23), S. 69f.

²⁵ KARL LENZ: Siedlungen der römischen Kaiserzeit auf der Aldenhovener Platte (Rheinische Ausgrabungen 45), Köln 1999, S. 80.

²⁶ STEFAN PFAHL: Die römische und frühalamannische Besiedlung zwischen Donau, Brenz und Nau (Materialhefte zur Archäologie in Baden-Württemberg 48), Stuttgart 1999, S. 109; SWOBODA (wie Anm. 21), S. 30-32 und 79-82.

²⁷ SWOBODA (wie Anm. 21), S. 80, beschreibt die Risaliten als den Portikus flankierende Türme. Zur Diskussion, ob es sich um Eckrisalite oder an einer Häuserecke angesetzte Strukturen handelt, vgl. auch SMITH (wie Anm. 21), S. 117.

teren Zweck gemeinsam mit dem Portikus ohnehin erfüllten. Sofern der Portikus eine klassische Säulenhalle darstellt, dürften Schlaf- oder Esszimmer aus Gründen der Bequemlichkeit auszuschließen sein. Eine Nutzung der Risaliten als Büro wäre möglich, da für eine größere Villenanlage, wie sie in Merdingen zu erwarten ist, eine gewisse Menge an Bürokratie zur Verwaltung des Betriebs angenommen werden kann. Ein Repräsentationsraum, beispielsweise zum Empfang von Gästen abseits des großen Raumes, in dem das Familienleben stattgefunden haben dürfte, ist ebenfalls für mindestens einen Risaliten am wahrscheinlichsten.²⁸

Die Funktion des korridorartigen Raumes 3 an der Ostseite kann ausschließlich durch die Befunde nicht erklärt werden. Diese zeigen keine Hinweise auf eine Binnengliederung und die Funde fallen für eine sichere Aussage zu spärlich aus. Die Ausgräber deuteten eine Ziegelschicht, die sich über die ganze Länge des Raumes erstreckte, als Bodenbefestigung und damit Indiz für eine Nutzung als Stall. Diese Erklärung ist aber unwahrscheinlich, da es die Aufteilung der Gesamtanlage in verschiedene, zweckgebundene Bauten ad absurdum führen würde und bei römischen Villenanlagen in den Provinzen allgemein unüblich war.²⁹

Aufgrund der Ausrichtung der *villa* auf den Hang könnte dieser Korridor als Portikus ausgebaut gewesen sein. Raum 2, der zwischen den Räumen 4 und 5 gelegen eigentlich als klassischer Portikus verstanden werden müsste, war in dem Fall vielleicht geschlossen oder eher als zweiter Portikus ausgebaut. Eine der beiden Säulenhallen hätte dann als repräsentativer Eingang gedient, vermutlich jener Richtung Tuniberg. Der hintere Portikus Richtung Ebene hätte dann für die Aussicht und als eindrucksvolle Rückseite mit Blick in die Ebene existiert.³⁰ Da hierfür allerdings sämtliche Nachweise fehlen, ist das spekulativ. Trotz der lang gezogenen Form kann der Raum natürlich auch als Wohnraum gedient haben.³¹ Die eingebrachte Ziegelschuttsschicht könnte in diesem Zusammenhang als Fundamentierung einer Holzterrasse gedient haben,³² wobei es nicht klar ist, ob die Anlage überhaupt zwei Stockwerke aufwies. Aufgrund der geringen Fundamentstärke wäre ein zweites Geschoss höchstens für einen Schwellbalkenbau anzunehmen. Da die Ziegelschicht im Zusammenhang mit dem veränderten Fundament in diesem Bereich als Teil eines Umbaus oder einer Reparatur zu sehen ist, ist eine Befestigung des Bodens mit Bauschutt wahrscheinlich.

Zu einem nicht näher bestimmbareren Zeitpunkt wurde Raum 3 umgebaut oder erneuert. Über die gesamte Länge von Raum 3, über eine Breite von etwa 3,4 m, ist die erwähnte Ziegelschuttsschicht in den Boden eingetieft. Das Fundament im Bereich der Ziegelschicht ist, im Gegensatz zur Kiesrollierung des restlichen Fundamentes aus Periode II, aus Kalkbruchsteinen gesetzt. Dass es sich nicht um einen Anbau, sondern einen Umbau oder eine Erneuerung handelt, zeigen die Kalkbruchsteinfundamente an der Südwand von Raum 3, die hier in die für Periode I übliche Kiesrollierung übergehen.

²⁸ Vgl. die Diskussion dazu bei SMITH (wie Anm. 21), S. 117-120.

²⁹ REUTTI (wie Anm. 22), S. 72.

³⁰ SMITH (wie Anm. 21), S. 138, nimmt Ähnliches für die „Villa von Manderscheid“ an.

³¹ EDUARD NEUFFER: Untersuchungen im römischen Gutshof von Sontheim an der Brenz, Kreis Heidenheim, in: Fundberichte aus Baden-Württemberg 3 (1977), S. 334-354, hier S. 342. Bei einem Gutshof in Sontheim a. d. Brenz wurde ein Raum mit den Maßen 14,75 m x 3,80 m aufgedeckt, der über ein *hypocaustum* verfügte.

³² SMITH (wie Anm. 21), S. 128, betont, dass Treppen, auch aus Holz, irgendeine Art der Fundamentierung besessen haben müssen. Da die Fundamente von abgetragenen Stein- oder vergangenen Holztreppen nur Stein- oder Kieslagen wären, sind sie praktisch nicht zu identifizieren. Er versucht diese daher teilweise über eine entsprechende Raumform nachzuweisen, ebd., S. 65-67.

Nördlich an das Gebäude, in eine Ecke zwischen Raum 2 und 4, wurde in einer letzten, dritten Periode eine Raumzeile angebaut (Abb. 3). Der Anbau hat eine Größe von 5,10 m nach Norden und 9 m nach Osten. Die Räume sind also ebenso breit wie Raum 5 und haben die Mauerflucht von Raum 4 aufgenommen. Innerhalb des Anbaus ist im Südwesten das Fundament eines kleinen Raumes mit 2,40 m x 2,70 m nachgewiesen. Weitere Binnengliederungen im Innern sind unbekannt.

Die zeitlich spätere Einordnung des Anbaus ist anhand der Baufuge zwischen dem Fundament des Anbaus und dem Fundament von Raum 2 gesichert. Außerdem wurden hier als Fundamentierung kleine Kalkbruchsteine, die selten größer als 15 cm sind, verwendet, wodurch sie sich darin nicht nur vom Kiesfundament von Periode II unterscheiden, sondern auch von den Bruchsteinen der Reparatur oder des Umbaus bei Raum 1.

Sowohl der Anbau als auch die Reparaturmaßnahme könnten mit einer Erweiterung des Badegebäudes in Zusammenhang stehen. Bereits Gerhard Fingerlin hat einen Zusammenhang zwischen dem Anbau des Bades und einer erhöhten Frequentierung durch eine möglicherweise gewachsene Anzahl von Bewohnern der *villa* vermutet. Ähnliches könnte für den Anbau gelten, weswegen beides zeitlich in Verbindung miteinander stehen könnte.³³

Das Gebäude insgesamt ist sicher in die Reihe der Portikus-Risalit-Anlagen zu stellen, wie sie bei verschiedenen Autoren beschrieben werden. Durch den Hallenbau hinter dem Portikus handelt es sich um eine *villa* vom Typus „Stahl“, wie sie von Fridolin Reutti beschrieben wird.³⁴

Im näheren Umfeld des Hauptgebäudes wurden weitere Strukturen gefunden (Abb. 6). Darunter die eingangs erwähnten Gebäude A, das Badegebäude³⁵ und C, das als Speicher interpretiert wird.³⁶ Außerdem zwei Schuttkonzentrationen. Eine davon hat eine Länge von 9 m und eine Breite von ca. 2,6 m. Die Schuttschicht liegt genau zwischen den Gebäuden A und C und wird in der Dokumentation als möglicher Fahrweg angesprochen. Wie die Schuttkonzentrationen andeuten, sind weitere Strukturen im Umfeld des Hauptgebäudes sehr wahrscheinlich.

Datierung

Es stammen nur zwei datierbare Fundstücke sicher aus Befunden, die Übrigen sind beim Abtrag entdeckt worden und sind als Lesefunde zu deuten. Sie dienen also nur zur zeitlichen Eingrenzung der Anlage insgesamt, ohne einzelne Bauabschnitte genauer datieren zu können (Abb. 7 + 8).

Die frühesten Fundstücke stammen aus dem 1. Jahrhundert n. Chr. Die ersten Gebäude dürften somit parallel zu anderen frühen Siedlungen in der Region in der zweiten Hälfte des 1. Jahrhunderts n. Chr. errichtet worden sein.³⁷

³³ GERHARD FINGERLIN: Merdingen (FR). Römisches Bad, Gutshof. In: Römer in Baden-Württemberg (wie Anm. 12) S. 209f., hier S. 209.

³⁴ REUTTI (wie Anm. 22), S. 67. Weitere Beschreibungen dieses Typus mit Beispielen bei SWOBODA (wie Anm. 21), S. 29-60 und 77-130, außerdem bei OELMANN (wie Anm. 23), S. 64-68, anhand der „Villa Stahl“, dazu mehrere Beispiele, ebd., S. 69f.

³⁵ GERHARD FINGERLIN: Merdingen FR. Römisches Bad, Gutshof, in: Die Römer in Baden-Württemberg, hg. von Philipp Filtzinger u.a., Stuttgart 1986, S. 441f.; Fingerlin (wie Anm. 33), S. 209f.; Blöck (wie Anm. 4), S. 63f.

³⁶ BLÖCK (wie Anm. 4), S. 83f.

³⁷ LARS BLÖCK (unpubl.): 152. Der vicus Bad Krozingen in flavischer Zeit; DERS. (unpubl.): 154. Umkirch frühestens um 100 n. Chr.; DERS. (unpubl.): 372. Nahe Merdingen die Siedlung Böschen, ebenfalls flavisch.

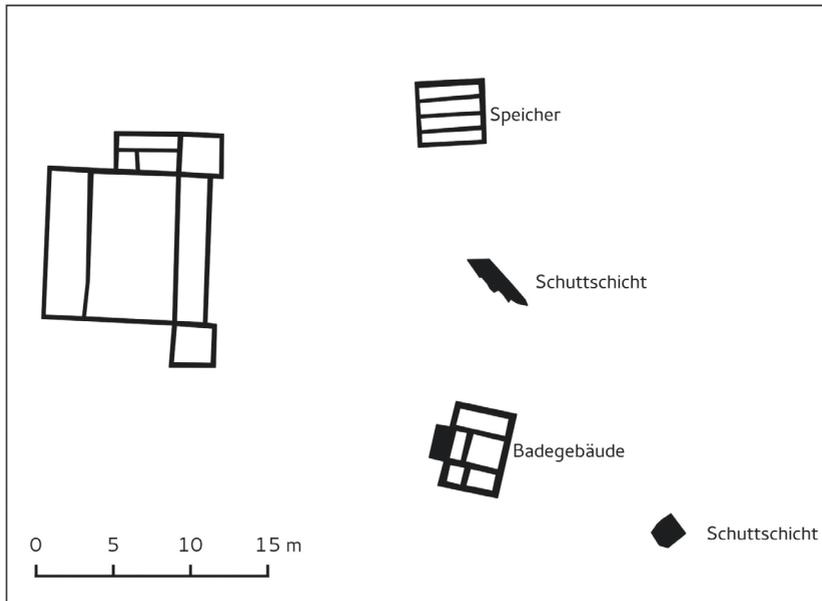


Abb. 6 Das Hauptgebäude und die bekannten Strukturen im näheren Umfeld der Anlage (Zeichnung: Tobias Janouschek).

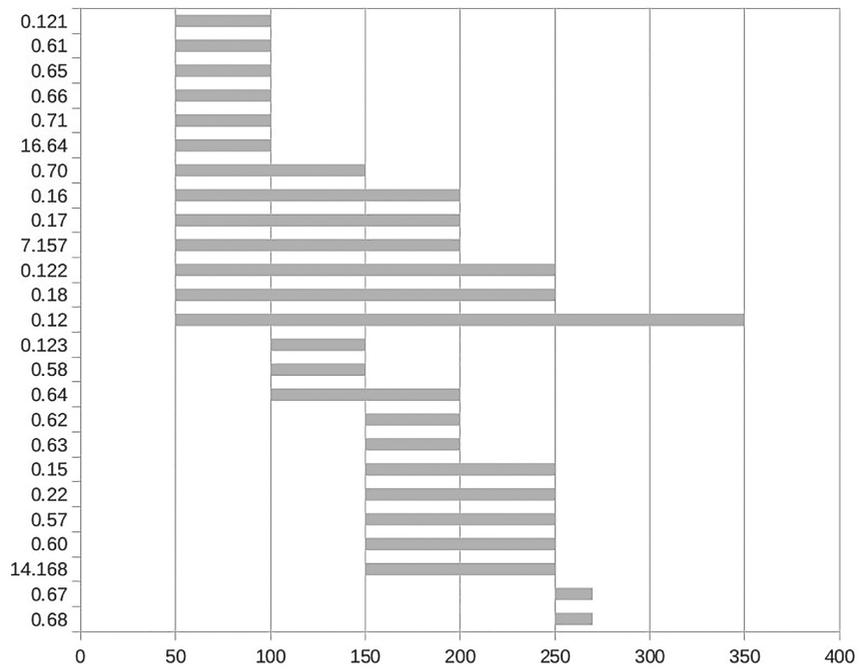


Abb. 7 Datierendes Fundmaterial (Tabelle: Tobias Janouschek).

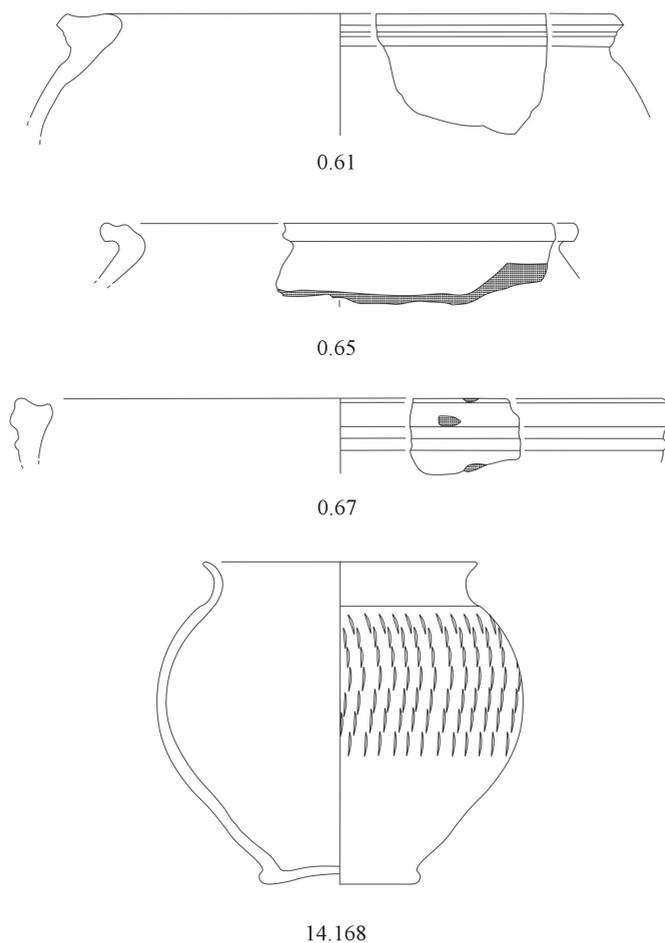


Abb. 8 Auswahl des datierenden Fundmaterials, Maßstab 1:4
(Zeichnung: Tobias Janouschek).

Der Pfostengraben, der stratigrafisch die früheste Struktur im Bereich des Hauptgebäudes darstellt, enthält mit dem Becher (Nr. 14.168) ein Stück aus der zweiten Hälfte des 2. Jahrhunderts n. Chr.³⁸ Selbst wenn die Fragmente erst bei der Entfernung des Zaunes in die gezogenen Pfostenlöcher kamen, dürfte damit die Portikus-Risalit-Anlage erst zu dieser Zeit, wenn nicht später, errichtet worden sein. Beim Ausbau könnte es auch einen zeitlichen Zusammenhang mit der Gründung des *vicus* Ihringen geben.³⁹

³⁸ WALTER DRACK: Der römische Gutshof bei Seeb, Gem. Winkel. Ausgrabungen 1958-1969 (Berichte der Zürcher Denkmalpflege. Monographien 8), Zürich 1990, S. 84-86.

³⁹ BLÖCK (wie Anm. 4), S. 159. Der *vicus* Ihringen wird erst um 200 n. Chr. gegründet.

Zu den spätesten Fundstücken (Nr. 0.67 und 0.68) gibt es vergleichbare Objekte in Augst, die dort durch vergesellschaftete Funde in das dritte Viertel des 3. Jahrhunderts datiert werden.⁴⁰ Andere Formen, wie die Teller (Nr. 0.22 und 0.57)⁴¹ oder der Topf (Nr. 0.60], kommen nach der Mitte des 3. Jahrhunderts n. Chr. kaum noch vor.⁴² Die *villa* wurde also frühestens zu Beginn, vermutlich im Verlauf des 3. Jahrhunderts n. Chr. aufgegeben.

⁴⁰ SANDRA AMMANN / PETER-ANDREW SCHWARZ: Eine Taberna in Augusta Raurica. Ein Verkaufsladen, Werk- und Wohnraum in Insula 5/9, Ergebnisse der Grabungen 1965-1967 und 2002 (Forschungen in Augst 46), Augst 2011, S. 169 und 174.

⁴¹ Ebd., S. 161f., 165 und 347-349.

⁴² Ebd., S. 165.

Häuser, so alt wie die Stadt – Die Bauten des „Ratsstüble“ in Freiburg im Breisgau

Von
BERTRAM JENISCH und FRANK LÖBBECKE

Das „Ratsstüble“ war ein verschachtelter Gebäudekomplex im Westen der Freiburger Altstadt, nahe dem Rathausplatz (Abb. 1). Er entging der Zerstörung im Zweiten Weltkrieg. So konnte sich hier, hinter Fassaden des 18. und 19. Jahrhunderts, Bausubstanz aus der Frühzeit Freiburgs erhalten. 2016 erfolgte der Abbruch der denkmalgeschützten Häuser. An ihrer Stelle entstand ein Wohn- und Geschäftshaus. Im Folgenden werden die Ergebnisse der bauhistorischen und archäologischen Untersuchungen vorgestellt – sozusagen als wissenschaftlicher Nachruf.



Abb. 1 Freiburg, Universitätsstr. 6 bis 2. Die Straßenfassaden der Häuser vor dem Abbruch 2016 (Foto: Frank Löbbcke).

Intensiv erforscht – und dennoch bleiben Lücken

Im Auftrag der Bauherrschaft wurden 2008 drei Vorderhäuser der insgesamt sieben Bauten vermessen und bauhistorisch untersucht.¹ Weitere Untersuchungen mit dem Ziel der Erhaltung der Bauten folgten. Wirtschaftliche Gesichtspunkte führten dann aber zum Abbruchbeschluss. Der Abbruch wurde leider nicht bauhistorisch begleitet, sodass wichtige Informationen unwiederbringlich verloren sind.

Nach dem „Rückbau“ führte das Landesamt für Denkmalpflege 2016 eine Rettungsgrabung durch (Abb. 2).² Im Hof und unter den vermeintlich nicht unterkellerten Nebengebäuden fanden sich eine Fülle von Mauern, Auffüllhorizonten, Hopfplastern und insgesamt zehn Latrinengruben (Abb. 3). Noch tiefer als der Aushub für den Neubau (3,5 m unter Geländeoberkante) lagen die untersten Laufniveaus und der gewachsene Boden. Nur noch per Bohrung nachweisbar war die Unterkante der Latrinen, die bis zu 6,3 m tief in den Untergrund reichen.



Abb. 2 Freiburg, Hofareal Universitätsstr. 2 bis 6 und Rathausgasse 16 bis 18. Komplexe Befundsituation bei der Freilegung und Dokumentation der archäologischen Befunde (Landesamt für Denkmalpflege).

¹ Verformungsgerechtes Aufmaß durch das Büro Strebewerk, Stuttgart; bauhistorische Untersuchung durch Frank Löbbcke. Vermessung und Untersuchung erfolgten damals in den noch genutzten Häusern. Die Rücksichtnahme auf die Mieter und denkmalpflegerische Bedenken ließen großflächige Wanduntersuchungen mit Entfernung des Putzes im Erd- und den Obergeschossen nicht zu.

² Grabungsleitung Bernhard Lück, wissenschaftliche Leitung Bertram Jenisch, Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart, Außenstelle Freiburg. Siehe Vorbericht von BERTRAM JENISCH/URS GRABO: Aufteilung einer Großparzelle im Zentrum Freiburgs, in: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2016 (2017), S. 289-292.

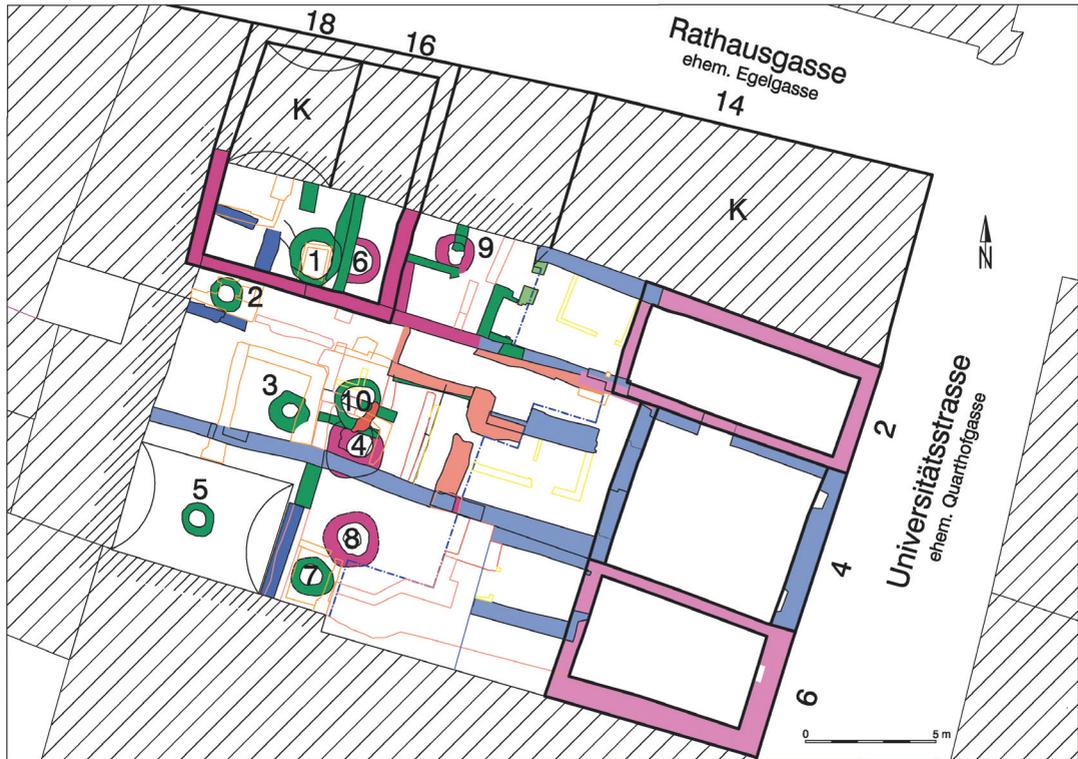


Abb. 3 Freiburg, Universitätsstr. 2 bis 6 und Rathausgasse 16 bis 18. Schematisierter Gesamtplan. Baustrukturen 12. Jahrhundert (magenta), Baustrukturen 13. Jahrhundert (blau), Baustrukturen des 14./15. Jahrhunderts (grün), jüngere Phasen sind nicht dargestellt. 1 bis 10 Latrinen (Landesamt für Denkmalpflege).

Erstaunlich alte Siedlungsbefunde

Bislang ging man in Freiburg davon aus, dass die westlich der Marktgasse (heute Kaiser-Joseph-Straße) gelegenen Bereiche der Altstadt erst um 1200 besiedelt worden sind. Die zwischen 1120 und 1140 groß angelegte Stadtmauer habe hier „Bauerwartungsland“ eingeschlossen.³

Als älteste Siedlungsspuren im Areal „Ratsstüble“ sind die Reste eines dunkel-humosen Begehungshorizonts in ca. 2,5 m Tiefe, einzelne Gruben und Mauern aus Geröll (Wacken) anzusprechen. Sie lassen sich nicht weiter deuten, können aber durch Funde nachgedrehter Keramik sowie C14-Datierungen in die Zeit um 1100 datiert werden. Die zugehörigen Häuser konnten nicht erfasst werden – es könnten hölzerne Bauten gewesen sein, die auf Wackenfundamenten

³ MATTHIAS UNTERMANN: Archäologische Befunde zur Frühgeschichte der Stadt, in: Freiburg 1091-1120. Neue Forschungen zu den Anfängen der Stadt, hg. von HANS SCHADEK und THOMAS ZOTZ (Archäologie und Geschichte. Freiburger Forschungen zum ersten Jahrtausend in Südwestdeutschland 7), Sigmaringen 1995, S. 219; ARMAND BAERISWYL: Stadt, Vorstadt und Stadterweiterung im Mittelalter (Schweizer Beiträge zur Kulturgeschichte und Archäologie des Mittelalters 30), Basel 2003, S. 121.

errichtet worden sind. Diese frühen Siedlungsreste wurden mit einer kiesigen Schicht überdeckt, vermutlich handelt es sich dabei um Aushubmaterial aus dem Stadtgraben. Erst nach der Einbringung dieser Planie sind Parzellierungen und eindeutige Baustrukturen erkennbar.

Erste Steinbauten schon im 12. Jahrhundert

Wohnhäuser mit steinernen Mauern waren im Hochmittelalter etwas Besonderes und meist dem Adel oder Klerus vorbehalten. Üblich waren Holz- oder Fachwerkbauten. In Freiburg konnten dagegen überraschend viele Steinbauten des 12. Jahrhunderts nachgewiesen werden, vor allem im alten Siedlungskern an Salz- und Herrenstraße. Die Universitätsstraße liegt weit westlich davon, doch auch hier fanden sich zwei Bauten aus dieser Zeit (Universitätsstr. 2 und 6, Abb. 3 und 4). Sie hatten die Größe heutiger Reihenhäuser (4,5 x 9,5 m und 5 x 8 m), standen mit ihrer Schmalseite an der Straße und waren voll unterkellert. Ihre Mauern bestanden aus sorgfältig in Lagen geschichteten Wacken in reichlich Mörtel. Die Mauerzüge blieben in den Tiefkellern des „Ratsstüble“ erhalten, zum Teil noch mit originalem Verputz (Abb. 5). Wie viele Etagen sie aufwies ist nach dem unbeobachteten Abbruch der Giebelmauern nicht mehr zu klären. Vergleichbare Bauten an der Salzstraße hatten ein bis zwei Obergeschosse und ein Pultdach. Die Steinbauten dürften durch Holzbauten ergänzt worden sein. Außerdem fanden sich im Hof vier zugehörige Latrinengruben (Abb. 3, Befund 4, 6, 8 und 9). Eine während der Ausgrabung freigelegte Parzellenmauer zwischen Nr. 2 und 4 teilte die Grundstücke. Sie blieb, mehrfach verändert, bis 2016 bestehen (Abb. 6). Möglicherweise lassen sich hier zwei Großparzellen fassen von 10 bis 12 m Breite und 26 m Tiefe.⁴ Das entspricht recht gut dem im Stadtrecht genannten Hofstättenmaß von 50 x 100 Fuß (ca. 12 x 24 m).⁵

Geschlossene Straßenfront – Verdichtung im 13. Jahrhundert

Ab Ende des 12. Jahrhunderts wurden die Straßen der Altstadt um zwei bis drei Meter aufgeschüttet.⁶ Dies führte dazu, dass die Erdgeschosse zu Kellern und die ursprünglichen Keller zu Tiefkellern wurden (Abb. 7). Viele Holzhäuser dürften wegen der Aufschüttung aufgegeben und durch Steinbauten ersetzt worden sein. Zudem wurden die älteren Steinhäuser im 13. Jahrhundert vergrößert und neben ihnen neue, größere Steinbauten errichtet. Ergebnis waren geschlossene Häuserzeilen mit Dachtraufen zur Straße, wie sie heute noch den nicht kriegszerstörten Südosten der Freiburger Altstadt prägen. Viele der damals umgebauten und fast alle

⁴ Die beiden Großparzellen umfassen Universitätsstr. 4 und 6 bzw. Universitätsstr. 2 und Rathausgasse 14 bis 18. Der archäologische Befund steht allerdings im Gegensatz zur Auswertung Hermann Flamm, der eine Teilung des Hauses „Zum Kleinen Strahl“ (Universitätsstr. 2 und 4) erst im 16. Jahrhundert vermutet, siehe: *Geschichtliche Ortsbeschreibung der Stadt Freiburg im Breisgau*, Bd. II: Häuserstand 1400-1806, bearb. von HERMANN FLAMM (Veröffentlichungen aus dem Archiv der Stadt Freiburg i. Br. 4), Freiburg 1903, S. 263f.

⁵ FRANK LÖBBECKE., *Und soll jegliche Hofstätte sein hundert Schuh lang und fünfzig breit*. Archäologische Befunde zur hochmittelalterlichen Parzellenstruktur der Stadt Freiburg im Breisgau, in: *Schau-ins-Land* 126 (2007), S. 7-18.

⁶ MATTHIAS UNTERMANN: Archäologie in der Stadt. Zum Dialog der Mittelalterarchäologie mit der südwestdeutschen Stadtgeschichtsforschung, in: *Stadt und Archäologie*, hg. von BERNHARD KIRCHGÄSSNER und HANS-PETER BECHT (Veröffentlichungen des Südwestdeutschen Arbeitskreises für Stadtgeschichtsforschung 26), Stuttgart 2000, S. 32f; BAERISWYL (wie Anm. 3), S. 119.

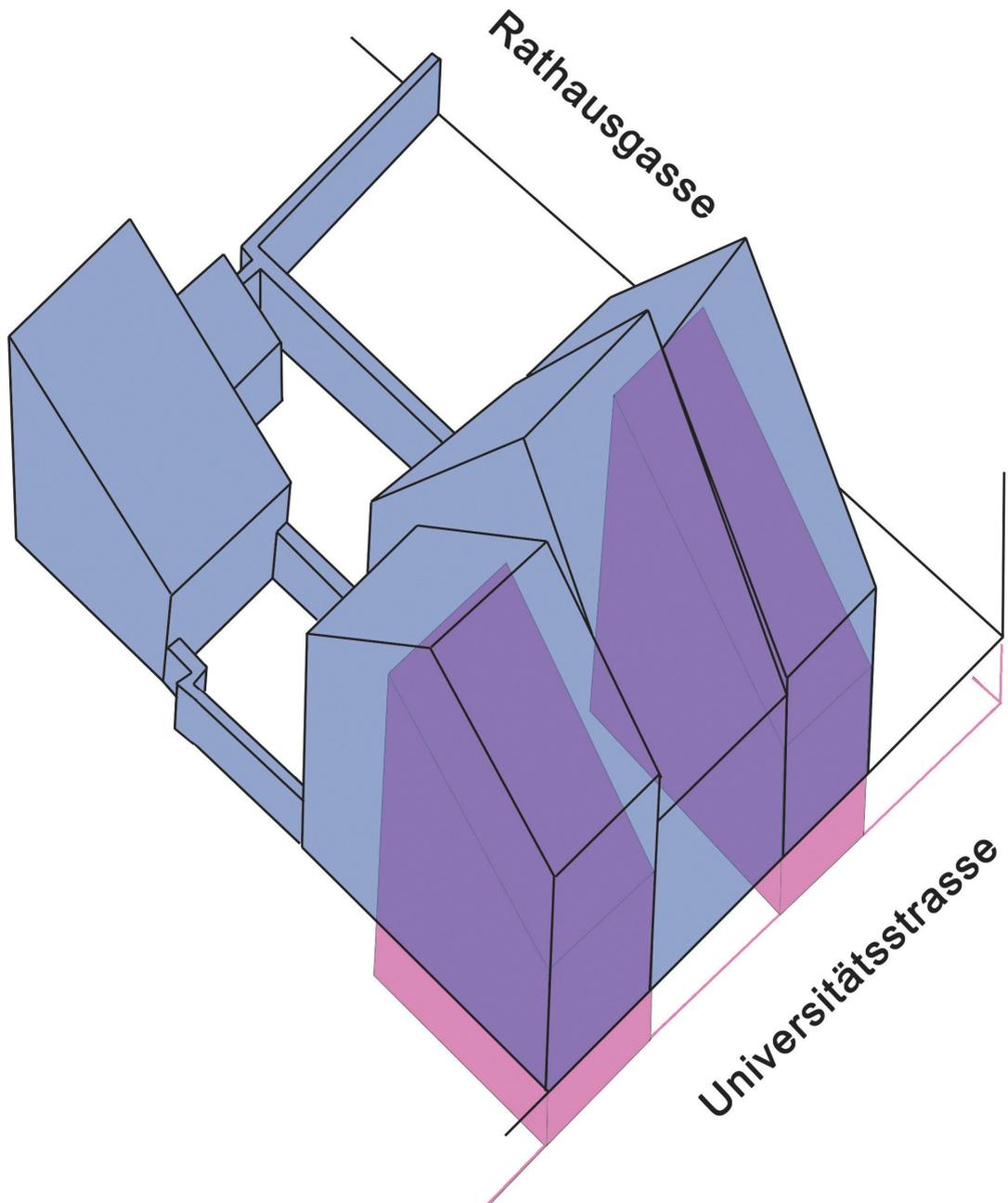


Abb. 4 Freiburg, Universitätsstr. 2 bis 6. Isometrische Rekonstruktion der Häuser im 12. und 13. Jahrhundert (magenta und blau, die Höhe und Dachform der Bauten des 12. Jahrhunderts und der Hofbauten sind weitgehend hypothetisch, Grafik: Frank Löbbbecke).



Abb. 5 Freiburg, Universitätsstr. 2. Kellermauer des 12. Jahrhunderts, darunter Mauerwerk der Abtiefung von 1293 mit Konsolsteinen für die damals eingebaute Zwischendecke (Foto: Frank Löbbbecke).



Abb. 6 Freiburg, Universitätsstraße 2 und 4. Die ursprünglich im 12. Jahrhundert angelegte Parzellenmauer war mit zahlreichen Umbauten in unveränderter Lage bis in dreigeschossiger Höhe erhalten (Landesamt für Denkmalpflege).



Abb. 7 Freiburg, Rathausgasse 16. Der nach Aufschüttungen im Hofbereich unzugänglich gewordene Kellerzugang (Landesamt für Denkmalpflege).

neu errichteten Gebäude wiesen einen typischen Grundriss auf mit drei unterschiedlich großen Räumen je Geschoss („Freiburger Haus“).

Auch das „Ratsstüble“-Areal veränderte sich entsprechend: In der Lücke zwischen den beiden älteren Steinbauten wurde 1247 ein Neubau errichtet (Nr. 4). Das Untergeschoss mit gewölbtem Vorkeller und Treppenhaus zum Hof sowie großem, zweigeschossigen Tiefkeller zur Straße entspricht dem Freiburger Drei-Raum-Schema. Vermutlich waren Erd- und Obergeschoss ebenso unterteilt. Der Südgiebel des Hauses blieb bis 2016 erhalten. Das Haus hatte demnach nur ein Obergeschoss, aber ein hohes Satteldach und eine beachtliche Grundfläche von ca. 6,3 x 14 m, die es bis ins 21. Jahrhundert beibehielt. In die Höhe wuchs es dagegen erst über 500 Jahre später: 1771 wurden die Fassaden erneuert, die Balkenlagen verstärkt und ein zweites Obergeschoss samt neuem Dachwerk errichtet. Zu Anfang des 19. Jahrhunderts baute man das erste Dachgeschoss zu einem Vollgeschoss (= drittes Obergeschoss) aus.

Auch die beiden älteren Steinhäuser wurden im 13. Jahrhundert vergrößert. Das südliche (Nr. 6) hat man nach 1247 zu einem dreistöckigen Haus erweitert – sein Werdegang wird unten genauer beschrieben.

Das nördliche Haus (Nr. 2) wurde 1293 abgetieft und hofseitig erweitert (Abb. 5). Es entstand ein zweigeschossiges Haus mit Tiefkeller und gewölbtem Vorkeller zum Hof. Gewölbe und Innenmauern wurden zwar später abgebrochen, aber die Balkenlagen und vor allem ein Teil des Dachwerks aus dem Jahr 1293 samt Giebelmauer blieben bis zum jetzigen Abbruch erhalten.

Damit standen am Ende des 13. Jahrhunderts drei typische Freiburger Steinhäuser an der Universitätsstraße (Abb. 4). Sie blieben trotz Aufstockung und Modernisierungen der Fassaden und Innenräume im Kern bis 2016 erhalten. Über die Bauherren können wir nur spekulieren; erst zwei Jahrhunderte später werden Handwerker als Eigentümer genannt.

Bauentwicklung des Hauses „Zum langen Spieß“ (Universitätsstr. 6)

Die komplexe und jahrhundertelange Um- und Ausbaugeschichte lässt sich gut am Anwesen „Zum langen Spieß“ nachvollziehen (Universitätsstr. 6). Dort stand, wie oben beschrieben, ein Steinhaus des 12. Jahrhunderts. Um 1247 wurde das Grundstück geteilt, eine Parzellenmauer errichtet und das Nachbarhaus „Zum kleinen Strahl“ (Nr. 4) erbaut. In der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts wurde dann das ältere Steinhaus (Nr. 6) in den Hofbereich hinein erweitert und zu einem dreigeschossigen Haus mit Satteldach aufgestockt. Das Haus hatte nun eine Grundfläche von 5 x 12 m. Gleichzeitig wurde der straßenseitige Keller zu einem Tiefkeller abgegraben. Zur Erschließung des Kellers diente auch hier ein gewölbter Vorkeller, der sich mit einem Rundbogen in ganzer Breite und Höhe zum Hof öffnete. Im westlichen Teil der Parzelle wurde ein Hinterhaus errichtet, das mit einem überwölbten, im lichten 4,5 x 6 m messenden Keller ausgestattet war. Das Nebengebäude überlagerte eine ältere Latrine, deren unterer Teil auch nach dem Neubau weiter genutzt wurde (Abb. 3, Befund und Abb. 8). Die nun nur noch 2 m tiefe Latrine erweiterte sich zur Basis hin von einem Durchmesser von 0,7 m auf 1,8 m. Die Beschickung vom Erdgeschoss erfolgte durch eine ausgemauerte Röhre. Das nicht mehr erhaltene Zwischenstück durch den Keller war möglicherweise aus Holz gefertigt. Den Aushub der Keller planierte man im Hof ein und verlegte darauf ein Pflaster aus etwa faustgroßen Geröll – damit folgte man der Straßenaufschüttung. Die Weiternutzung einer Latrine unter einem neu erbauten und sogar unterkellerten Hinterhaus ist ungewöhnlich und wahrscheinlich bedingt durch eine separate Vermietung des Gebäudes. Ansonsten finden wir in dem Anwesen die traditionelle Grundstücksaufteilung: Vorderhaus, Hof mit seitlichem Laubengang zu einer weiteren Sicker-

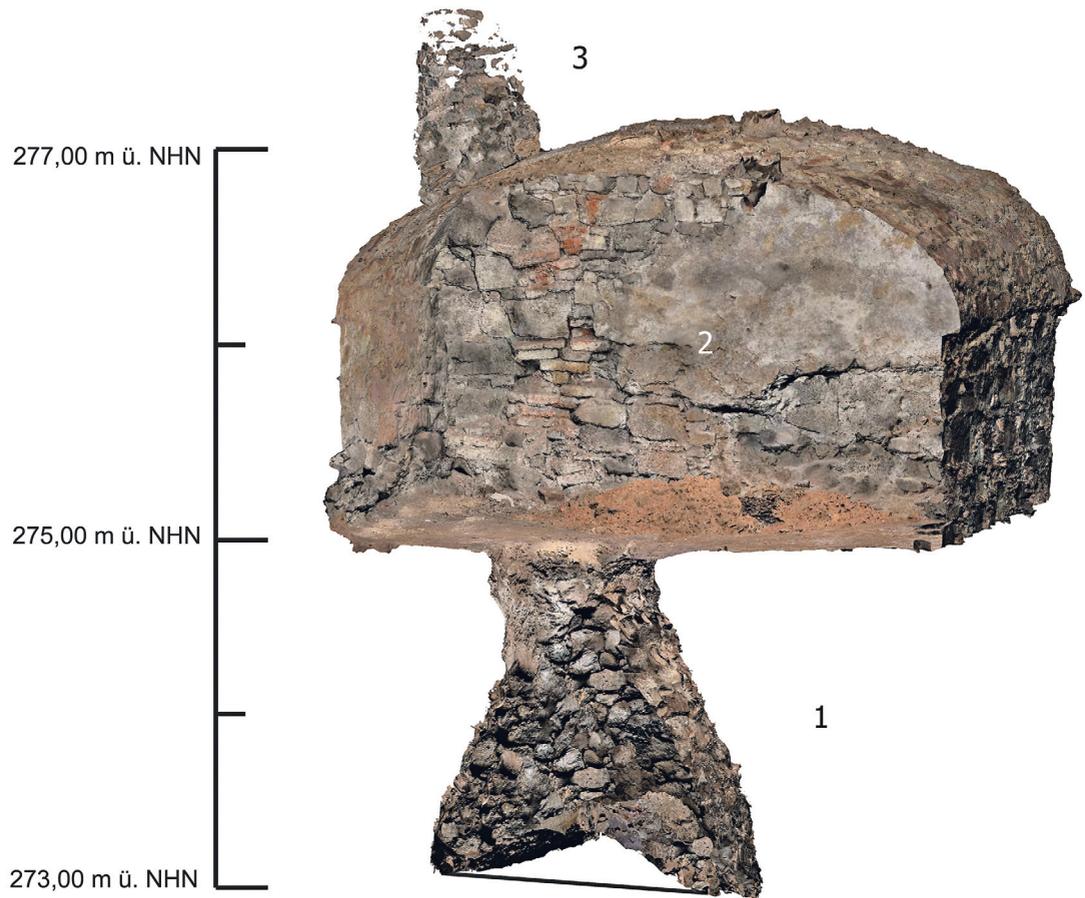


Abb. 8 Freiburg, Universitätsstr. 6. Isometrischer Schnitt durch den Keller des Hinterhauses auf der Grundlage einer SFM-Vermessung. 1 Latrine, 2 Gewölbekeller, 3 Beschickungsröhre für Latrine (Landesamt für Denkmalpflege).



Abb. 9 Freiburg, Universitätsstr. 6. Laubengang zwischen Vorder- und Hinterhaus mit eingeschossiger Überbauung im Hof (Foto: Frank Löbbbecke).

grube und Hinterhaus (Abb. 9). Diese Aufteilung, mittlerweile eine Seltenheit in der Freiburger Altstadt, blieb bis 2016 erhalten.

Seit dem 15. Jahrhundert kennen wir einige Eigentümer des Anwesens – es waren wie in den Nachbarliegenschaften überwiegend Handwerker, hier vor allem Schneider. Mitte des 17. Jahrhunderts war es zusammen mit dem nördlichen Nachbarhaus (Nr. 4) im Besitz des Metzgers Michel Buggel. Nach dem Dreißigjährigen Krieg dürfte er es gewesen sein, der das Haus „Zum langen Spieß“ umbauen ließ: Der hofseitige Kellerzugang des Vorderhauses wurde zu einer schmalen Kellertür verkleinert, vor der hofseitigen Fassade entstand ein Laubengang zur Erschließung der Obergeschosse. Bei diesen Umbauten wurde der anfallende Bauschutt im Hof einplaniert und darüber ein neues Pflaster angelegt (Abb. 10). Ein umfassender Umbau erfolgte 1754, dabei wurde die Fassade zur Straße erneuert und ein Sparrendach mit stehendem Stuhl aufgeschlagen. Im 19. Jahrhundert nahm der Posamentenhändler⁷ Joseph Ziegler umfangreiche Umbauten vor: 1838 ließ er den Keller teilweise verfüllen und umbauen, 1843 errichtete er das dreigeschossige Hinterhaus mit Mansarddach und erneuerte schließlich 1848 den Laubengang zwischen Vorder- und Hinterhaus. Die Liegenschaft ging zwar auch 1902 in das Eigentum der Brauerei Feierling über, blieb aber baulich selbstständig und wurde nicht der Gaststätte auf



Abb. 10 Freiburg, Hofareal der Universitätsstr. 2 bis 6 und Rathausgasse 16 bis 18. Nach der Einplanierung von Aushubmaterial und Bauschutt im Hof wurde an der Oberkante Pflaster aus faustgroßen Kieselsteinen angelegt, in dem sich die Öffnung von Latrinen abzeichnen (Landesamt für Denkmalpflege).

⁷ Posamenten (aus dem französischen Wort „passement“) sind Besitzartikel, die keine eigenständige Funktion besitzen, sondern lediglich als Schmuckelemente auf andere textile Endprodukte angebracht werden.



Abb. 11 Freiburger Ratsstüble, Blick ins Innere des Gastraums (Aufnahme 2008, Foto: Frank Löbbbecke).

der nördlichen Nachbarparzelle zugeschlagen. Dort hatte 1865 der Metzger und Wirt Ernst Fr. Gebhardt begonnen, eine „Restauration“ zu betreiben. Julius Feierling fasste zu Anfang des 20. Jahrhunderts die drei Grundstücke Universitätsstr. 2 bis 4 und Rathausgasse 16 zusammen. Ein neu geschaffenes Treppenhaus im Hof ermöglichte die gemeinsame Erschließung der Bauten. Die bisherigen Treppen wurden aufgegeben. So gewann man Platz im Erdgeschoss, was vor allem den Schank- und Küchenräumen der Gaststätte zugute kam – damit war das später „Ratsstüble“ genannte Lokal entstanden (Abb. 11).

Schlussbemerkungen

Der Abbruch des „Ratsstüble“ trotz denkmalfreundlicher Bauherrschaft und kritischer Öffentlichkeit geschah aufgrund einer Abwägung zwischen dem öffentlichen Interesse an Erhaltung der Baudenkmäler und den wirtschaftlichen Zwängen von Privateigentümern. Hier wurde zu Ungunsten des Kulturdenkmals entschieden. Unterstützende Maßnahmen wie staatliche oder städtische Subventionen oder Stiftungsgelder standen nicht zur Verfügung. Zudem braucht erhaltendes Bauen besonderes Fingerspitzengefühl bei Planung und Bauleitung.

Das „Große Sterben“ am Kaiserstuhl

Eine Bestandsaufnahme

Von
KONRAD M. MÜLLER

Die Pestgeschichte des Breisgaues¹ soll mit diesem Beitrag über den Kaiserstuhl nach Westen erweitert werden. Erste aussagefähige Quellen zum Vorkommen der Pest im Abendland stehen ab der Mitte des 14. Jahrhunderts zur Verfügung. Die aus der Antike im römischen Reich belegten verheerenden Pestwellen können bislang am Oberrhein nicht nachgewiesen werden, sodass es Spekulation bleibt, ob auch die hiesige provinzialrömische Bevölkerung von der Krankheit dezimiert wurde. Zweifelsfrei grassierte am Kaiserstuhl die Seuche in den Jahren 1473, 1477, 1480, 1492, 1501, 1518, 1519, 1526, 1532, 1564, 1575, 1583, 1586, 1594, 1610, 1611 und 1633. Jeder der Kaiserstühler Orte kann in einem der Jahre davon betroffen gewesen sein. Was aber für (fast) alle diese Gemeinden gilt, ist, dass in den Pfarrkirchen und Kapellen ein „Pestheiliger“² verehrt wird.

Breisach

Anhand von Quellen, einem Augenzeugenbericht, einer Sage und archäologischen Funden lassen sich Aussagen über die Pest in Breisach machen.

Als sich in der Mitte des 14. Jahrhunderts die Kunde von angeblichen Brunnenvergiftungen durch Juden verbreitete, wurden bald auch die Mitglieder der großen jüdischen Gemeinde in Breisach diesbezüglich beschuldigt und angeklagt.³ Meiger Nase aus Freiburg soll demnach vier Breisacher Juden (Uele Smeriandes, Juedeli, Schoebeli und Vivelmann) beraten haben. Dem unter der Folter erpressten Geständnis des Juden Salman zufolge soll das Gift für 20 Gulden in Villingen besorgt worden sein und Meiger Nase wäre dabei gewesen, als das Gift in die Brunnen gelegt wurde. Die Juden hätten die Zeitumstände nutzen wollen, um sich in den Besitz der Oberstadt zu bringen. In den Freiburger Protokollen wird statt Meiger Nase der Jude Jeckli Joliep beschuldigt, von einem Straßburger Juden namens Swendewin das Gift für 20 Gulden erhalten zu haben. Auch zwei Basler Juden (Koeppeli und Anscheli) sollen als Rädelsführer mitgewirkt haben. Durch diese „Geständnisse“ bestärkt, wurden die Breisacher Juden zum Tode verurteilt und nach dem 23. Januar 1349 verbrannt. An welchem Platz hierfür der Scheiterhaufen errichtet wurde, ist bislang nicht eindeutig zu beantworten. Die Überlieferung nennt einerseits einen Ort namens „Judenloch“. Andererseits lokalisiert der Breisacher Präbendar Protas Landolin Gsell

¹ Siehe KONRAD M. MÜLLER: Das „große Sterben“ im Freiburger Umland, in: Schau-ins-Land 129 (2010), S. 77-109.

² KONRAD M. MÜLLER: Die Pest. Pestheilige, Pestkapellen, Pestsäulen. Von himmlischer Hilfe in irdischer Not, Wallerstein 2015.

³ MICHAEL LONGERICH: Judenverfolgungen in Baden im 14. Jahrhundert. Am Beispiel Breisachs, Endingen, Freiburg und Waldkirch, in: s Eige zeige 4 (1990), S. 33-46; HANS DAVID BLUM: Juden in Breisach. Von den Anfängen bis zur Schoáh 12.-19. Jahrhundert, Bd. 1, Konstanz 1998, S. 16; GÜNTER BOLL: Die erste jüdische Gemeinde in Breisach am Rhein, in: Schau-ins-Land 119 (2000), S. 55-60.

(1723-1810) in seiner Ortschronik von 1793 diesen nördlich des Kupfertores, vielleicht bei dem mit dem Flurnamen „Mühlwasen“ bezeichneten Ort.⁴ In diesem Zusammenhang ist auch der Pestfriedhof bei der Josefskirche zu erwähnen, der 1939/40 beim Ausheben der Baugrube für den ehemaligen Kindergarten entdeckt wurde. Es wurden 20 bis 30 Skelette vermutlich aus dem Pestjahr 1349 gefunden, die nur 20 cm unter der Oberfläche lagen. Die dortige Kapelle wurde abgerissen und die gefundenen Gebeine an einen unbekanntem Ort umgebettet.⁵

Im Jahre 1474 wurde wegen der Pest in Breisach der Pilger Hans von Waltheim aufgehalten, als dieser sich mit dem Schiff von Basel auf dem Weg nach Straßburg befand. Am 10. Juli traf er in Breisach ein, wo sein Knecht am Rhein einen Transport von Pestleichen sah. Außerdem berichtete ihm der Wirt seiner Unterkunft vom Pesttod seiner Ehefrau, als beide den Straßburger Jahrmarkt besuchten. Zur Umgehung der pestverseuchten Stadt Straßburg, wählte von Waltheim daraufhin eine andere Reiseroute über den Schwarzwald. Dabei mied er Freiburg, weil auch dort die Seuche grassierte. In Unter- oder Oberbirken hatte er Bekannte, die er aufsuchte und von wo er den Weg über Schaffhausen und Konstanz in seine Heimatstadt Nürnberg fortsetzte.⁶

Item. Myne herberge zcu Brisagk heissit zcu deme Lauwen etc.

Item. Es ist geschen, do Concze, myn knecht, myne pferde in deme Ryne trenckete, kam her widder vnd sagitte mir heymelich, man hette yme sechs toten entkegin gefurt uff eynem karren uff den kerchoff. Alzo fragitte ich den wirt, ab es ouch zcu Brisig storbe. Sprach her, ya, es storbe an der pestilencie vnd berichte mich forder, her were zcu Stroßborg in deme iormarte gewest, do storbe es vßdermassen sere. Ouch so was die wirtynne, syn wip, bynnen dren wochen vnd II tage an der pestilencie gestorben. Do ich das hortte, do was mir die nacht wol X iar langk etc.

Item. Vff montag translacionis sancti Benedicti [11. Juli] stünt ich frü vff vnd rechente vnd bezalte den werdt. Alzo leich mir der wert synen knecht, der reyrt wol eyne myle mit mir vnd wisete vns den wegk. Vnde alzo mir der werd myn pfert holte, hoben die hußdyrnen beyde an, das worn czwo reynicliche dyrnen, vnd sprochen: lieber juncker, ir thut sicher recht, das ir nicht geyn Stroßpurck rytet, wan es sterbet vnmeßlichen sere do, vnd so balde ir wegk komet, woln wir vns ouch von stünt erhebin, vnser eyne geyn Basele, die andere geyn Friborg, vnd wollen heym czihen. Alzo brachte mir der werdt pfert. Do saß ich uff vnde reyrt baß wan srets [Schritte] zcu der stad vß czwo mile geyn Friborg, ym Brißkoiuwe; do starp es ouch. Dorumme wolde ich zcu ern Hanse vom Emß, ritter vnd zcu syner hußfrawen nicht riten, wan ich woste wol, were ich zcu on kommen, sie hetten mich in drien adir in vier wochen von on nicht riten lassen. Do forchte ich mich vor, vnd ich reyrt do selbist slecht balde dorch die stad hyn vnd besogitte mich alles, das er Hans adir syn cappelan er Rudolff adir syne

⁴ Nach Rücksprache mit dem Breisacher Stadtarchivar Uwe Fahrer ist sicher, dass die Juden nicht im Bereich der ehemaligen Synagoge bzw. dem dahinter liegenden Friedhof verbrannt wurden. Ob und wenn ja wo das „Judenloch“ im Bereich nördlich des Kupfertores zu lokalisieren ist, bleibt offen.

⁵ Badische Fundberichte 17 (1941-1947), S. 363.

⁶ Die Pilgerfahrt des Hans von Waltheim im Jahre 1474, hg. von FRIEDRICH EMIL WELTI, Bern 1925, S. 87; ALBERT WERMINGHOFF: Das oberbadische Land im Pilgerbuche des Hans von Waltheim aus den Jahren 1474/75, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins NF 37 (1922), S. 71-83; FRANK MEIER: Hans von Waltheim auf Pilgerfahrt und Bildungsreise. Mobilität als didaktischer Zugang zur mittelalterlichen Geschichte, Hamburg 2003, S. 186.

knechte vnd gesynde myn geware worden, wan ich müste gerade vor synem huse hyn riten. Vnd do wir zcu jüngist vor das thor kommen, sahen wir vns, myn knecht vnd ich, faste vmme, biß das wir in den walt kommen, vnd ich hatte alle sorge, er Hans worde vns eynen knecht schigken vnd zcu yme zcu komene bitten. Alzo reten wir forder eyne mile zcu der Bircken.

Seit 1504 gab es eine Sebastiansbruderschaft in der Franziskanerkirche bei den „Barfüßern“. Deren Gründung könnte mit einer vorausgegangenen Pestepidemie in Verbindung stehen.

Auf jeden Fall trat die Pest 1564 in Breisach auf. Angeblich starben damals täglich zwischen acht und zehn Einwohnern an der Krankheit. Des Weiteren ist die Pest in den Jahren 1580 bis 1583 belegt, als die Seuche die Bürger lediglich in der kalten Jahreszeit verschonte, um dann mit dem Temperaturanstieg wieder auszubrechen.

Letztmals wurde die Pest im Dreißigjährigen Krieg durch Soldaten in die Stadt geschleppt. Der Rat musste ein geeignetes Haus bereitstellen, weil für die Truppen neben den Unterkünften ein Pesthaus benötigt wurde. Für die Bürger erhoffte sich der Magistrat andere Hilfe, wie dem Ratsprotokoll vom 23. Oktober 1632 zu entnehmen ist:⁷

Demnach bey disen ohne daß hochbetrüebten Zeithen die laydige Pest starckh eingerüssen, unndt man zue Abwendung solcher Straff khein bösser [besser] Mittel alß daß haylig ganz eüferig Gepett, auch daß hierumben ein sonderbarer heiliger Patron gehert unndt angerueffen, alß ist mit Wüllen unndt Vorwüssen deß Pfarrherrens dahier von den Pfarrkürchen in daß Pahrfüessercloster alhie zue sonderbarer Verehrung deß heyligen Martirers Sebastiani uff den 3. Octobris ein Procession umb Abpüttung solcher Sucht angestellt, wie auch hernacher der ganze Tag feürlich gehalten unndt mit sonderbarer Andacht von meniglich begangen werden soll, massen es dann verhoffentlich bey solchem großen verspeürten Eüffer unndt starckhen Comitats alß daß erstere Mahl nicht ohn Frucht würth abgangen sein.

Im Sommer und Herbst 1632 fielen insgesamt 3.000 Einwohner und einquartierte Soldaten der Pest zum Opfer. Für die beiden folgenden Jahre werden keine Zahlen genannt. 1633 waren jedenfalls zwei vorderösterreichische Beamte betroffen und am 31. März 1634 soll Hannibal von Schauenburg, der Verteidiger Breisachs, der Krankheit erlegen sein.

Die Erinnerung an das Wüten der Pest in Breisach hat auch Niederschlag in der Überlieferung einer Sage gefunden. Die Sage vom „Breisacher Pestkreuz“ bezieht auf das Auftreten der Seuche 1349 (Abb. 1):⁸

„Als man zählte dreizehnhundert und neunundvierzig Jahre nach der gnadenreichen Geburt Jesu Christi, kam über die Stadt Breisach ein schreckliches Sterben. Verdorbene Lüfte hatten die Krankheit hergeweht. Kurze Augenblicke nachdem die Menschen von ihr erfaßt worden waren, fielen sie tot nieder. Die Leichname färbten sich kohlschwarz und verbreiteten einen abscheulichen Geruch. Das war der schwarze Tod, die Pest. Gott behüte uns davor! Wer von der Seuche befallen wurde, brach plötzlich in ein heftiges Niesen aus, das fort dauerte, bis der Kranke wenige Sekunden

⁷ GÜNTHER HASELIER: Geschichte der Stadt Breisach am Rhein, Bd. 1: Von den Anfängen bis zum Jahr 1700, Breisach 1969, S. 329-331. Darüber hinaus geben auch die Ratsprotokolle vom 1. April und 28. September 1632 Hinweise auf die in Breisach grassierende Pest, ebd.

⁸ KARL GUTMANN: Die Volkssagen von Breisach, Breisach 1924.

später den Geist aufgab. Die Umstehenden, die wohl wußten, daß den Heimgesuchten keine menschliche Hilfe retten konnte, riefen ihm beim erste Niesen mitleidig zu: Helf Dir Gott! Das ist jener letzte, fromme Wunsch, indem der ganze Jammer der verzweifelten Lage des Verlorenen zum Ausdruck kam. Schon Tage lang wütete die unheimliche Seuche und verschonte weder Mann noch Weib, weder Kind noch Greis. Der zehnte Teil der Bevölkerung war bereits von ihr weggerafft; keine Familie blieb ohne Leid, ganze Häuser waren ausgestorben, die Toten konnten nicht mehr alle bestattet werden und verbreiteten einen unausstehlichen Pestgeruch durch Straßen und Gassen. Bei den Ueberlebenden steigerten sich seelischer Schmerz und wahnsinnige Angst bis zur Verzweiflung, da keiner wußte, zu welcher Minute er an die Reihe kam. In dieser furchtbaren Not und Seelenqual beschloß die Gemeinde, eine öffentliche Bittprozession zu veranstalten, und Gott in seiner Barmherzigkeit um Schonung und um Abwendung des Uebels zu bitten. Alles, was noch gehen konnte, ob reich oder arm, strömte dem Gotteshause zu. Viele stürzten unterwegs nieder und blieben tot liegen. Heißere, flehentlichere Gebete sind nie über menschliche Lippen geflossen als bei diesem Bittgange: Ein gewaltiger Schrei aus tausend Kehlen drang zu den Wolken empor: Kyrie eleison! Herr erbarme Dich unser! Christe eleison! Christe erbarme Dich unser! Propitius esto! Sei uns gnädig! Parce nobis, Domine! Verschone uns, o Herr! Während die Prozession so in Andacht dahinschritt, hörte plötzlich die Pest auf. Oberhalb des Windbruchtore und des ehemaligen Aufstieges zum Münster blieb sie stehen und erreichte ihr Ende. Als Zeichen des Himmels, daß Gott das Flehen des Volkes erhört und die gräßliche Plage hinweggenommen hat, erschien plötzlich auf dem Absatz eines Giebels des dort stehenden Hauses ein heiliges Haupt nebst einer erhobenen Hand. Eine unbeschreibliche, im ersten Augenblick selbst unfaßbare Erleichterung und Beruhigung senkte sich in die vor Weh und Furcht zitternden Herzen des Volkes. Alles atmete hoch auf! Alles erwachte zu neuem Leben! Man fiel sich in die Arme, man küßte sich im Rausch der Freude. Der Bittgang wurde jetzt zur Dankprozession und in tausendstimmigem Frohlocken scholl es gen Himmel: Te deum laudamus! Großer Gott, wir loben Dich! Te Dominum confitemur! Dich, o Herr, preisen wir! An der Stelle, wo die Pest aufhörte, ließ der Magistrat ein Kreuz in das Straßenpflaster einsetzen zum Memento für die späteren Geschlechter. Es wird auch erzählt, die Plage hätte in dem Augenblick aufgehört, als die Prozession bei jenem Punkte ankam.“

Die Straße, die auf den Rathausplatz führt, und die Bebauung in deren oberen Teil ist noch nicht so alt, wie es die Sage erscheinen lassen will. Das Kreuz ist aber im Pflaster zu sehen, während das „Heilige Haupt“ seit dem Neubau des „Hotel am Münster“ fehlt. Hintergrund für die in der Sage dargestellte Erscheinung des „Heiligen Hauptes“ mag sein, dass hier die Erinnerung an die mögliche Zerstörung einer Apostelfigur bis auf Kopf und Hand bei der Beschießung Breisachs durch die Franzosen 1793 eingeflossen ist.



Abb. 1 Das im Straßenpflaster eingelassene „Breisacher Pestkreuz“
(Foto: Konrad M. Müller).

Ihringen

Relativ ruhig scheint Ihringens Geschichte bis zum 17. Jahrhundert verlaufen zu sein. In den 127 Häusern lebten 210 Einwohner zuzüglich die sogenannten „Hintersassen“. Bis zum Beginn des Dreißigjährigen Krieges stieg deren Anzahl auf 261. Als in den Jahren 1627/28 allenthalben die Pest auftrat, ist das Dorf zunächst nur geringfügig betroffen, aber durch den Einmarsch der Schweden in den seit 1556 evangelischen Ort kam die Pest auch hierher und die Bewohner flohen. Am Ende des Krieges standen lediglich noch 17 Häuser. Zurückgekehrt sind von den Altbewohnern noch 61 Personen. Dazu kamen etwa 60 bis 70 evangelische Auswanderer aus den Schweizer Kantonen Zürich und Bern.

Auch nachdem die Pest als ausgerottet galt, kam es immer wieder zu Seuchenausbrüchen, die wegen der Erinnerung an jene Zeiten „Pest“ genannt wurden. Im Ihringer Kirchenbuch berichtet der Pfarrer rund 50 Jahre nach dem Dreißigjährigen Krieg von einem Ausbruch der Pest mit 30 Toten: zehn Kinder, drei Jugendliche und elf Erwachsene sowie sechs Namenlose. Nach

diesen Aufzeichnungen ist im August 1703 von zwei Pesttoten (die erste betroffene war am 19. August Barbara Kücklin), im September von einem, im Oktober von sieben, im November von sechs und im Dezember von acht Verstorbenen auszugehen. Das letzte Opfer war am 28. Dezember ein einjähriges Kind namens Johannes Rosskopf.⁹

Wasenweiler

Um die Pfarrkirche von Wasenweiler gruppierten sich seit dem 16. Jahrhundert 70 Häuser. Wie es den Bewohnern im Dreißigjährigen Krieg erging, kann aus keinem Kirchenbuch abgelesen werden, denn ein solches gibt es erst seit 1658. Nach dem Krieg ist der Ort zum weitaus größten Teil durch Einwanderer aus Südtirol wieder bevölkert worden.

Einen Hinweis auf mögliches Pestgeschehen in Wasenweilers Geschichte mag die Christophorusverehrung in der Vituskapelle bieten. Die Vituskapelle auf dem Friedhof mit ihrer Ausstattung aus dem 15. Jahrhundert, die sonst nur Pfarrkirchen aufweisen, war vermutlich eine Wallfahrtskirche. In ihr finden sich an der Nord- als auch der Südwand zwei Darstellungen des heiligen Christophorus, eingefügt zwischen die Szenen aus dem Leben des Kapellenpatrons, des heiligen Veits, und anderer Heiliger.¹⁰ Beim Eintritt in das Gotteshaus ist Christophorus als Ortspatron anzusehen, beim Verlassen als Schutzpatron vor der Pest. Jeder Kirchenbesucher ist durch den Anblick des Heiligen für den Tag gegen jähren Tod, eine Umschreibung für die Pest, geschützt. Der Schutzvers ist weit verbreitet:

Christophori faciem die quacunq̄ue tueris, Illa nempe die morte mala non morieris.
(„An welchem Tag du des Christophorus Antlitz betrachtest, / an demselben Tag wirst bösen Totds du nicht sterben.“)

Bötzingen

Das Vorhandensein einer Pestkapelle am Ort, könnte Indiz für das Auftreten der Seuche sein. Allerdings ist leider über die diesbezügliche Entstehung einer solchen dem heiligen Alban geweihten Kapelle im Bötzingen Ortsteil Oberschaffhausen nichts Genaues bekannt (Abb. 2).¹¹ Es ist denkbar, dass Bötzingen und Oberschaffhausen 1473 von der Pest verschont geblieben sind, weshalb man aus Dankbarkeit bei der Bistumsverwaltung in Konstanz am 30. Oktober 1473 die Erlaubnis erbat, für einen Kapellenbau Almosen sammeln zu dürfen. 1481 kann als Jahr der

⁹ HASSO PRAHL: Aus der Geschichte Ihringens vom Mittelalter bis zur Gegenwart, in: Ihringen 962-1962, hg. von MARTIN WELLMER, Ihringen 1964, S. 34-57; ANNA BURKHARDT-KUHN/MARTIN KELLER: Ortssippenbuch Ihringen am Kaiserstuhl, Basel 2003.

¹⁰ JOSEF SAUER: Die Vituskapelle zu Wasenweiler am Kaiserstuhl und ihre neu aufgedeckten Wandmalereien, in: Heimatklänge Nr. 2, 9. April 1920, S. 6f., Nr. 3, 30. April 1920, S. 11f., Nr. 4, 27. Mai 1920, S. 15, Nr. 5, 24. Juni 1920, S. 10 und 20, Nr. 6, 28. Juni 1920, S. 23f. und Nr. 7, 11. August 1920, S. 26f.; HELMUT NAUMANN: Der Apostelzyklus von Neunkirch, in: Freiburger Diözesan-Archiv 82/83 (1962/63), S. 532-540.

¹¹ JOSEF SAUER: Das Portalrelief der St. Albans Kapelle, in: Schau-ins-Land 47 (1923), S. 43-51; LEONHARD KEMPF: St. Alban in Bötzingen am Kaiserstuhl, Bötzingen 1965; Festschrift zur 1200 Jahrfeier der Gemeinde Bötzingen a. K. vom 11. bis 20. Juli 1969, hg. von der Gemeindeverwaltung Bötzingen, Bötzingen 1969.

Fertigstellung angesehen werden. 1807, als Kapellen nunmehr als überflüssig erachtet wurden, drohte dem Gotteshaus der Abbruch. Pfarrer Valentin Zimmermann (1821-1852) verhinderte das, weshalb noch heute die Darstellung, wie die Pest die Menschheit trifft, am Chorbogen in der Kapelle betrachtet werden kann (Abb. 3). Pestengel und Dämonen bedrohen die Menschen. Doch ist die Rettung nahe, denn es werden auch der heilige Sebastian und der heilige Rochus gezeigt. Als besonders verehrungswürdig ist das Pestkreuz zu bezeichnen (Abb. 4).¹²



Abb. 2 Die Pestkapelle St. Alban in Bötzingen-Oberschaffhausen (Foto: © Jörgens.Mi/Wikipedia, CC-BY-SA 3.0, Wikimedia Commons)



Abb. 3 Innenansicht der Pestkapelle St. Alban in Bötzingen-Oberschaffhausen (Foto: © Jörgens.Mi/Wikipedia, CC-BY-SA 3.0, Wikimedia Commons).

¹² HERMANN BROMMER: Der S. Moricius Ritter, in: Schau-ins-Land 109 (1990), S. 77-94.

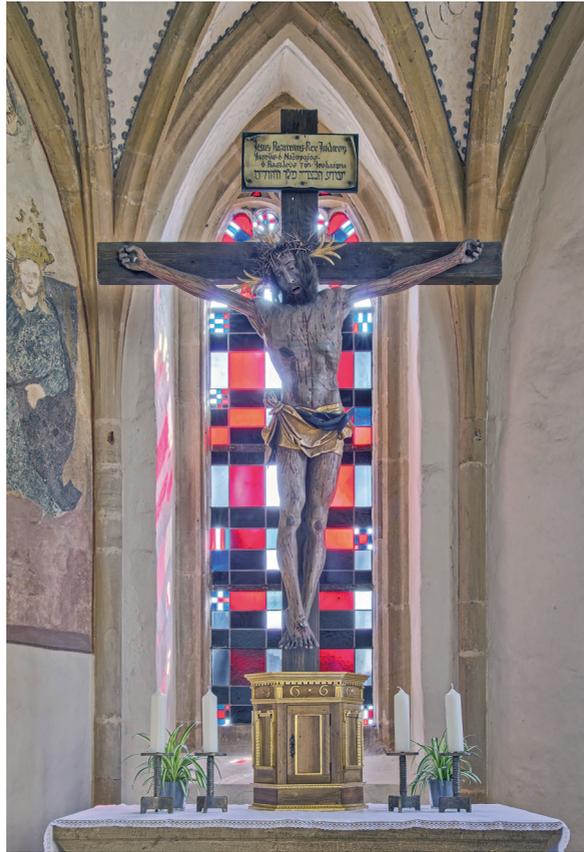


Abb. 4 Das Pestkreuz in der St. Albankapelle in Bötzingen (Foto: © Jörgens.Mi/Wikipedia, CC-BY-SA 3.0, Wikimedia Commons).

Ins Reich der Legende – und somit als Beleg für die Pest unbrauchbar – ist die Grabplatte zu verweisen, auf der folgende Inschrift gestanden haben soll:¹³

*IST . ES . NICHT . EINE
GROSE . PLAG
99 IN . EINEM . GRAB*

Eichstetten

Eichstetten, das größte Dorf der hachbergischen Herrschaft am Kaiserstuhl, hatte am Ende des 16. Jahrhunderts 218 Haushalte mit ungefähr 1.200 Einwohnern. Bevor sich der Dreißigjährige Krieg in der Gegend bemerkbar machte, stieg bis 1622 die Anzahl der Haushalte auf 250 an. Die Jahre von 1633 bis 1635 waren dann Hunger- und Pestjahre. Der Bericht des Vogtes Georg Wahrer vom 9. November 1653 verzeichnet für 1648 gerade einmal noch 22 Haushalte. Bis 1653 erhöhte sich die Einwohnerzahl aber bereits wieder auf 350. Diese Zahlen waren erhebli-

¹³ Sie wird an vielen Orten – wie z.B. in Endingen – fast wörtlich überliefert.

chen Schwankungen unterworfen, denn die neu Zugezogenen blieben oft nicht, sondern suchten an anderen Orten eine Zukunft. Bei den Verbliebenen handelte es sich nur bei der Hälfte um Alteingesessene, die anderen waren Einwanderer aus der Schweiz oder abgedankte Soldaten.¹⁴

Bahlingen

Seit Anfang des 16. Jahrhunderts liegen verlässliche Bevölkerungszahlen aus Bahlingen vor: 1514 lebten in 184 Haushalten 736 Personen. Nach der Beschreibung der Herrschaft Hachberg aus dem Jahr 1567 ging diese Anzahl jedoch auf 161 zurück. Dies könnte darauf zurückzuführen sein, dass auch Bahlingen wie andere Orte von den Pestjahren 1532 oder 1564 betroffen gewesen war. In den folgenden Jahrzehnten erholten sich die Einwohnerzahlen, sodass 1615 bereits wieder 221 Haushalte mit 884 Personen, die in 172 Häusern wohnten, verzeichnet waren. Dann kam der Dreißigjährige Krieg mit dem Pestjahr 1633. Wie viele Bahlinger daran verstarben, ist nicht überliefert, aber es sollen die „Kräftigsten“ gewesen sein. Allein die Pest war aber nicht der einzige Grund des Rückgangs der Einwohnerzahl, denn im Laufe der militärischen Auseinandersetzung wurden außerdem bis auf 50 Häuser alle zerstört. Unter den 80 verbliebenen Haushalten existierten lediglich 31 bereits in der Vorkriegszeit. Dazu kommen acht hiesige und 26 fremde Zugezogene und noch 15 Hintersassen. Pfarrer Birklin, der 1628 Seelsorger in Bahlingen wurde und in dieser Funktion für alle Kaiserstuhlorte südlich der Elz zuständig war, schreibt 1643:¹⁵

Angefangen als nach vielfältigem Fliehen wegen derer im Lande hin- und herziehender Soldaten, als Freund und Feindts und ausgestandenen großen und unsäglichen Jammer, und Elendt, die dem Schwert, Hunger, Pest und andern schrecklichen Nöthen entrungen und noch übrig gebliebene des Landes Einwohner wiederumb ihre Häuser und Hüttlen gesucht und darinnen angefangen zu wohnen.

Schelingen

Aufgrund von bedauerlicherweise nicht angegebenen schriftlichen Quellen kam ein früherer Schelinger Pfarrer zu der Erkenntnis, dass bereits vor dem für die Oberrheinregion so verheerenden Ereignis des „Schwarzen Todes“ Mitte des 14. Jahrhunderts die Gegend und angeblich auch Schelingen von der Pest betroffen gewesen war. Genannt werden die Jahre 1298 und 1313. Aufgrund der Tatsache, dass sich die Pest in Europa erst ab 1347 verbreitete, muss es sich um

¹⁴ ADOLF GÄNSHIRT: Schweizer Einwanderer nach Eichstetten am Kaiserstuhl aus der Zeit nach dem Dreißigjährigen Krieg, in: Regio-Familienforscher 13 (2000), S. 181-185; THOMAS STEFFENS: Dorf und Landesherrschaft in Krieg und Frieden (vom 16. bis ins 18. Jahrhundert), in: Eichstetten. Die Geschichte des Dorfes, Bd. 1, hg. von THOMAS STEFFENS, 1996, S. 181-209; KURT HEINZMANN: Die Wiederbesiedlung Eichstettens nach dem Dreißigjährigen Krieg und die Lebensverhältnisse bis 1870, in: ebd., S. 271-303; DERS.: Schweizer Einwanderer in Eichstetten am Kaiserstuhl, in: Regio-Familienforscher 13 (2000), S. 297-299; DERS.: Zur Einwanderung der Schweizer nach dem Dreißigjährigen Krieg, in: MARK HÄBERLEIN/MARTIN ZÜRN: Minderheiten, Obrigkeit und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit, St. Katharinen 2001, S. 109-139.

¹⁵ URSULA HUGGLE: Bahlingen in der frühen Neuzeit, in: Bahlingen am Kaiserstuhl, hg. von GERHARD A. AUER, THOMAS LUTZ und AXEL VERDERBER, Bahlingen 2002, S. 105-162.

eine andere Seuche gehandelt haben. Wer von den geschätzten 100 Bewohnern starb bzw. überlebte, ist nicht bekannt.

In der Zeit des Dreißigjährigen Krieges war Leonhard Meßlang (1631-?) Pfarrer in Schelingen. Er floh wohl bald nach 1632 oder 1634 mit den Bewohnern, denn das Dorf war ein Raub der Flammen geworden. Ob sie andernorts dem Hunger oder der Pest zum Opfer fielen, ist nicht überliefert. Zurückgekehrt sind wahrscheinlich 16 Familien, denn deren Namen sind für die Zeit nach dem Dreißigjährigen Krieg notiert. 70 Einwohner gab es wieder im Jahre 1651.¹⁶

Oberbergen

Ob Oberbergen von der Pest verschont wurde oder von dieser heimgesucht wurde, kann aufgrund fehlender Dokumente oder sonstiger Hinweise nicht gesagt werden.

Bickensohl

Über das Jahr oder die Jahre, in denen die Pest in Bickensohl Einzug hielt, ist nichts bekannt. Aber dass sie von den um 1566 gezählten 300 Dorfbewohnern nur ungefähr die Hälfte oder gar ein Drittel übrig ließ, ist überliefert. Der Rückgang der Einwohnerzahl spiegelt sich auch in der Zahl der getauften Kinder wider: Von 1642 bis 1650 kam es zu gerade einmal zehn Kindstauen. 1663 standen von den 22 Häusern, die vor dem Dreißigjährigen Krieg verzeichnet waren, noch zwölf, dazu kommen noch die Kirche und das Pfarrhaus. 1669 sind wieder 22 Ehepaare, sechs Ledige, fünf Hintersassen, acht Jugendliche und 37 Kinder nachweisbar.¹⁷

Achkarren

Auch Achkarren war im Laufe des Dreißigjährigen Krieges von der Pest betroffen. 1632 verließen – auch wegen der Kriegshandlungen – Pfarrer Hieronymus Krätler zusammen mit den meisten Dorfbewohnern ihre zum größten Teil abgebrannten Häuser und flohen nach Breisach oder in den Schwarzwald. Unter den Wenigen, die das Dorf nicht völlig im Stich lassen wollten, war Vogt Hans Reglinger und Hans Lehenherr.¹⁸

Burkheim

1475 gab es in Burkheim 34 Familien, was einer Einwohnerzahl von etwa 150 Personen entsprach. Der Ort wird sich bis zu Beginn des 17. Jahrhunderts nicht sehr vergrößert haben, denn aus den Sterbedaten für die Jahre 1600 bis 1609 mit 36 Toten, lässt sich herauslesen, dass pro Jahr mit 3 bis 4 Toten die Gemeinde nicht stark belastet wurde. Wenn dann für die nächsten Jahre von 1610 bis 1619 plötzlich fast die doppelte Zahl an Sterbefällen, nämlich 60, ausgewiesen sind,

¹⁶ ADOLF FUTTERER: Schelingen. Gestern und Heute, Schelingen 1977, S. 223.

¹⁷ OSKAR SATOR: Geschichte des Dorfes Bickensohl, Bickensohl 1907; FRIEDRICH HEFELE: Bickensohl – Eine dorfgeschichtliche Skizze, in: Schau-ins-Land 73 (1955), S. 88-104; DIETER KOLAR: 950 Jahre Bickensohl – ein Winzerdorf feiert, in: Die Gemeinde 121 (1998), S. 672-674.

¹⁸ ADOLF FUTTERER: Geschichte des Winzerdorfes Achkarren, Achkarren 1969.

deutet das auf ein Ereignis hin, das durch eine Seuche zu erklären sein könnte. Die meisten dieser Toten waren im Jahr 1611 zu beklagen, als eine nicht näher bezeichnete Epidemie die Stadt heimsuchte. Von anderen Orten ist dieses Jahr als Pestjahr bekannt, sodass es nicht auszuschließen ist, dass auch Burkheim von dieser Seuche betroffen war. Zwischen 1620 und 1629 starben 42 Bewohner. Wieder kann dafür ein Pestjahr verantwortlich gemacht werden: 1629/1630. Zum Beispiel starb am 11. März 1630 die unverheiratete Maria Mallinger an der Seuche. In den Dreißigerjahren gingen die Todesfälle stark zurück, d.h. von 1630 bis 1639 waren lediglich 22 Tote zu beklagen. Als am 24. Juni 1633 die Schweden Burkheim einnahmen, verließen die meisten Bewohner die Stadt und flohen nach Breisach, die wenigen Zurückgebliebenen wurden im Herbst 1633 wieder von kaiserlichen Truppen befreit. Für eine also geringe Einwohnerzahl sind die 22 Toten wiederum viele, aber diese sind wahrscheinlich durch den Hunger und den Krieg zu erklären.¹⁹

Bischoffingen

Dass Bischoffingen im 17. Jahrhundert von der Pest betroffen war, ist dem Kirchenbuch zu entnehmen. Demnach grassierte 1642 während des Dreißigjährigen Kriegs die Pest auch hier. Weitere Hinweise für das Auftreten der Seuche lassen sich aus der Geschichte des Dorfes jedoch nicht ermitteln.²⁰

Nieder- und Oberrotweil

Die sogenannte „Brandschatzung“ von 1525 gibt für Nieder- und Oberrotweil eine Vorstellung, mit wie vielen Bewohnern Mitte des 16. Jahrhunderts zu rechnen ist: *Nider- und Oberrotwil hat ciii hüser von gmeynen lütten, item iii pfaffen hüser, item iii witwe hüser, item iii lere hüser, item iii gmeyne hüser*. Legt man folglich die 103 (wenige Jahre später sind es 115) Häuser zugrunde, lebten darin ungefähr 600 Personen. Am Ende des Dreißigjährigen Krieges waren die Einwohner auf 17 Familien zurückgegangen. Der Obervogt, der am 22. März 1655 einen neuen Berain verfasste, schreibt, *durch daß langwirige und laidige kriegßweyßen auch absterben der zinß leüthen soliche güether mehren theiß zu ägerten und in abgang geratten*. Von der Pest als Ursache ist nicht die Rede. Einen Hinweis auf die Seuche gibt es dennoch: In der Michaelskirche von Niederrotweil erinnert die Figur des heiligen Sebastian daran (Abb. 5).²¹

¹⁹ RUDOLF BERGER: Die Bevölkerungsbewegung einer Kaiserstühler Kleinstadt von 1600 bis 1869, Diss., Freiburg 1921; HELMUT WITT: Abriß der Geschichte von Burkheim, in: 1200 Jahre Burkheim. 762-1962, Festschrift, Endingen 1963, S. 13-37.

²⁰ ADOLF WOLFHARD: Die Wiederbesiedelung Bischoffingens nach dem dreißigjährigen Krieg, in: *Alemania* 38 (1910), S. 97-126.

²¹ ANDREAS WESTEN: Rothweil im Mittelalter und der frühen Neuzeit, in: Rothweil. Aus der Geschichte von Nieder- und Oberrotweil, hg. von EMIL GALLI u.a., Oberrotweil 2000, S. 37; HARALD NOTH: Geschichte entlang einer Hohlpass, in: ebd., S. 57; STEFAN LENNIG: Rothweil vom 30jährigen Krieg bis zum Ende des Spanischen Erbfolgekrieges, in: Rothweil 2000, S. 83.

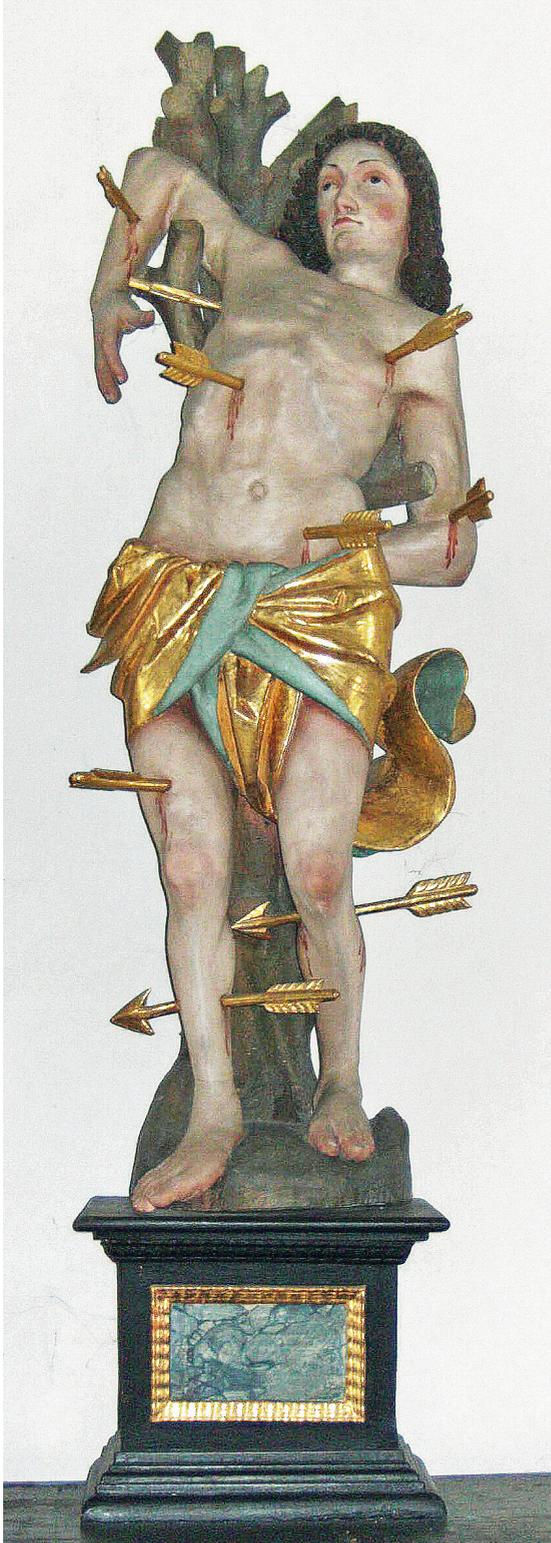


Abb. 5
Figur des heiligen Sebastian in der Michaelskirche in Niederrotweil (Foto: Konrad M. Müller).

Jechtingen

Anfang des 16. Jahrhunderts lebten in Jechtingen ungefähr 300 bis 350 Einwohner in 62 Häusern. Bis zur Mitte des Jahrhunderts ist ein geringer Zuwachs zu vermerken. Pfarrer Hettlinger betreute nach dem Dreißigjährigen Krieg 50 Familien mit 291 Pfarrangehörigen, was auf eine nur geringe Abnahme der Bevölkerungszahl hindeutet. Doch der Eindruck täuscht. Werden nämlich die Namenslisten von 1598 bis 1625 mit denen von 1648 bis 1800 verglichen, fällt auf, dass kein Name aus der Zeit vor dem Krieg auch nach ihm wieder genannt wird. Das bedeutet, dass Großteils zugezogene Neubürger die Einwohnerschaft bildeten. Die früheren Dorfbewohner waren offensichtlich während der Kämpfe und Belagerungen gestorben oder geflohen und nicht wieder zurückgekehrt.²²

Die Kirchenpatrone der Jechtinger Pfarrkirche St. Cosmas und Damian werden immer wieder auch als Pestheilige angesprochen, was sie aber im Vergleich z. B. zum heiligen Sebastian nicht sind. In erster Linie sind sie die Patrone der Ärzte und damit auch bei Krankheiten wichtige Heilige. Am Hochaltar stehen sie zu Seiten des Tabernakels, wo auch der heilige Sebastian einen Platz gefunden hat. Am Marienaltar steht im Oberbild die heilige Franziska Romana, die sich zu Lebzeiten bekanntermaßen vor allem um die Pestkranken kümmerte.²³

Leiselheim

Ganz so verheerend, wie die nachfolgende Sage uns glauben lassen will, wütete die Pest in Leiselheim wohl nicht:

„Vor langer Zeit soll die Ansiedlung nicht am heutigen Platz, sondern weiter südlich in der flachen Talmulde am Burkheimer Weg sich befunden haben. Im Verlauf einer der furchtbaren Pestzeiten starben alle Einwohner an dieser Seuche, ausgenommen ein Mädchen, welches „Lisel“ hieß. Dies Mädchen verließ das ausgestorbene Dorf und siedelte sich weiter nördlich zwischen Hüttenbühl und Hohberg an. An dieser Stelle entstand das heutige Dorf, welches daher auch heute im Volksmund noch „Lisele“ genannt wird.“²⁴

1567 mussten die Bewohner von 23 Häusern Abgaben leisten. Demnach ist von ungefähr 200 Einwohnern auszugehen. Im Dreißigjährigen Krieg sind, nachdem bis zu dessen Beginn noch zehn Häuser dazu kamen, 19 Häuser abgebrannt. Über die Hälfte der Leiselheimer war entweder geflohen oder ums Leben gekommen, ob durch Kriegseinwirkungen, Hunger oder Pest ist nicht zu bestimmen. 1669 sind wieder 83 Einwohner nachweisbar.²⁵

²² Pfarrführer Jechtingen 1941, S. 2; Jechtingen am Kaiserstuhl mit der Burg Sponeck in alter und neuer Zeit, Teil 2, bearb. von REINHARD GRÜN, JOSEF SCHNEIDER und JOSEF WEBER, Jechtingen 1963, S. 29; JÜRGEN TREFFEISEN: Das Dorf Jechtingen und die Burg Sponeck im Mittelalter, in: Jechtingen am Kaiserstuhl, hg. von GERHARD A. AUER, Jechtingen 1992, S. 75-126, hier S. 105; JÖRG BATEN und EVELINE KLEIN: Jechtingen in der frühen Neuzeit 1500-1800, in: ebd., S. 127-168, hier S. 127.

²³ Wikipedia-Artikel „Franziska Romana“ (24.06.2017).

²⁴ Leiselheim. Aus der Geschichte eines kleinen Dorfes am Kaiserstuhl, Redaktion: FRANZ-LOTHAR WIRTGEN, GERHARD SCHÄCHTELE und ARNO WEBER, Leiselheim 1999, S. 231.

²⁵ GÜNTHER KLUGERMANN: Mittelalter und frühe Neuzeit, in: ebd., S. 21-68, hier S. 44; GERHARD SCHÄCHTELE: Spätere Neuzeit, in: ebd., S. 69-228, hier S. 194.

Sasbach

Sasbach, das anfänglich 16 Haushaltungen aufwies, scheint seit der Mitte des 15. Jahrhunderts eine Zunahme der Bevölkerung erfahren zu haben. 1526 heißt es in der Aufstellung zur Brandschatzung: *Saspach hat xxx hüser von gemeinen luten, item ein pfaffen hus, item 2 witwe hüser, item 8 leere hüser, item ein gemeindhus, item Sebi [Eusebius] Schwitzer und sin sun sind in einem hus [...]*. Bis 1572 kamen noch einmal 10 Familien dazu. Dann forderte die Pest während des Dreißigjährigen Krieges ihre Opfer, sodass keine sechs Familien im Dorf überlebten.²⁶

Nicht unerwähnt sei, dass sowohl in der Pfarrkirche St. Martin als auch in der Wallfahrtskapelle auf dem Litzelberg „zur Schmerzhaften Muttergottes“ der Pestheiligen gedacht wird, auch wenn ihre Entstehung nicht in die Pestzeit zurückreicht. Für St. Martin schuf Johann Michael Winterhalder (1706-1759) die Sebastiansfigur am Hochaltar und malte Franz Bernhard Altenberger (1728-1736) am Seitenaltar mit „Josephs Tod“ im Oberbild ebenfalls den heiligen Sebastian. In der Litzelbergkapelle ist außer der Sebastiansfigur auch der heilige Rochus am Antoniusaltar vertreten.²⁷

Amoltern, Königschaffhausen und Kiechlinsbergen

In den 35 Häusern Amolterns, von denen drei unbewohnt waren und zu denen noch das Pfarrhaus und ein Adelssitz gehörten, wohnten 1525 150 Personen. Dass nach 200 Jahren 43 Haushaltungen erst von 214 Personen bewohnt wurden, ist Kriegen, Hungersnöten und der Pest zuzuschreiben.²⁸ Vergleichszahlen für die beiden anderen Orte gibt es nicht.

Auch das Zustandekommen einer Sebastiansbruderschaft in Königschaffhausen könnte mit dem Ausbruch der Pest zusammenhängen. Ab 1474 lässt sich die Bruderschaft immer wieder nachweisen. Die Bruderschaft gewann sofort zahlreiche Mitglieder, sodass sie die Kirche kaum fassen konnte. Mit der Einführung der Reformation ist ihr Ende erreicht.²⁹

Auf ein vorangegangenes Pestjahr weist auch die Erlaubnis des Bischofs Hugo von Hohenlandenberg (1496-1529 und 1531-1532) vom 10. Januar 1504 für eine Almosensammlung wegen überstandener Pest zu Ehren Gottes, der Muttergottes, der Heiligen und besonders des heiligen Sebastians.³⁰

Zwei andere Hinweise auf die Pest gibt es in Kiechlinsbergen.³¹ In der Bergkirche St. Petronilla gibt es eine Sebastiansfigur (um 1500), die noch aus der Zeit, als die Krankheit auftrat, stammt. Die Glocke von 1738 vertreibt bei ihrem Läuten die Pest, wie es in der Glockeninschrift

²⁶ PHILIPP RUPPERT: Die Ruine Limburg und das Dorf Sasbach a. Rh., Konstanz 1888, S. 8.

²⁷ HERMANN BROMMER: Wallfahrtskirche Litzelberg zur Schmerzhaften Muttergottes Sasbach am Kaiserstuhl, Regensburg 1995; Ders.: Die Kirchen und die Litzelbergkapelle in Sasbach a. K., Lindenberg 2010.

²⁸ MECHTHILD MICHELS: 100 Jahre Schul- und Rathaus Amoltern 1903-2003, Amoltern 2003, S. 27; ANNELIESE MÜLLER: Amoltern, in: Endingen am Kaiserstuhl. Die Geschichte der Stadt, hg. von BERNHARD OESCHGER, Endingen 1988, S. 217-243.

²⁹ BERNHARD SCHELB: Die St. Sebastianusbruderschaft in Königschaffhausen a. K., in: Freiburger Diözesan-Archiv NF 38 (1937), S. 225-230

³⁰ ANNELIESE MÜLLER: Königschaffhausen, in: Endingen (wie Anm. 28), S. 275-303, hier S. 289.

³¹ ANTON WEBER: Kleiner Wegweiser durch die Vergangenheit des Dorfes Kiechlinsbergen und seine historischen Örtlichkeiten, [Kiechlinsbergen 2010]; ANNELIESE MÜLLER: Kiechlinsbergen, in: Endingen (wie Anm. 28), S. 244-274.

heißt: *Per te sacra virgo liberet nos incolas kiechlinpergenses iesus christus a fulgure tonitru tempestate peste et bello.*³²

Endingen

Seit 1331 können Juden in Endingen nachgewiesen werden. Sie standen als sogenannte Kammerknechte des Kaisers unter seinem Schutz, den die Herren von Üsenberg an seiner Stelle ausübten. Wie sich Endingen in den Pestjahren 1348 und 1349 an der Judenverfolgung beteiligte, ist nicht überliefert. Ob die Juden getötet wurden oder ob sie aus der Stadt vertrieben wurden, kann nicht eindeutig gesagt werden.³³

Zum Niedergang der Stadt Endingen mögen ein Stadtbrand, aber auch der „Schwarze Tod“ Mitte des Jahrhunderts beigetragen haben. Bis zum Ende des 15. Jahrhunderts steigt die Einwohnerzahl wieder. Laut Herdstättenverzeichnis von 1475 zählte die Gemeinde jetzt 150 Haushalte mit ungefähr 800 bis 900 Personen. Bis zum Jahre 1617 wuchs die Bevölkerungszahl auf 1.500 an. Im Dreißigjährigen Krieg verlor die Stadt über zwei Drittel, sodass im Jahr 1651 gerade einmal noch 410 Einwohner belegt sind. Wie an den meisten anderen Orten lässt sich auch in Endingen nicht eindeutig ausmachen, was die Ursache für den Rückgang war: Krieg, Flucht, Hunger oder Pest.³⁴

Zwar können keine historischen Ereignisse das Auftreten der Pest in Endingen beweisen, doch mag die Frömmigkeitsgeschichte einen Anhaltspunkt geben. Seit dem 15. Jahrhundert existierte in Endingen eine Sebastiansbruderschaft. Bekanntermaßen wurde eine solche Bruderschaft meist dann gegründet, wenn eine Pest bevorstand oder wenn sie glücklich überstanden war. Vielleicht war dies auch in Endingen der Grund. 1783 wurde die Bruderschaft aufgehoben.³⁵

An den Spruch auf der Betzeitglocke in der St. Martinskirche sei ebenfalls hingewiesen: *Wer diese Glocke beschowe, Den schirme unsre liebe Frouwe.* Diese Glocke läutete bereits den Toten der Pestjahre von 1348 bis 1350 und ist die älteste in Deutschland mit einem deutschen Spruch.³⁶

Ein weitere Verbindung zur Pest liefert auch in Endingen die Kunst: In der Peterskirche gibt es den Sebastiansaltar, dessen Altargemälde von Johann Pfunner (um 1716-1788) um 1780 gemalt wurde. Das Bild zeigt den Märtyrer, der als Pestheiliger gilt, nachdem er von Pfeilen durchbohrt, bewusstlos an den Stricken hängt. Die fromme Römerin Irene und ihre Magd bemühen sich, die Pfeile aus dem Leib zu ziehen. Darüber hinaus findet man einen weiteren Pestheiligen in der Peterskirche, der aber in Endingen nicht als solcher zu erkennen ist, weil er dort als

³² KONRAD M. MÜLLER: „a peste libera nos“– Die Glocken als Hilfe gegen die Pest, in: Freiburger Diözesan-Archiv 133 (2013), S. 337-364.

³³ ANNELIESE MÜLLER: Kirche und kirchliche Einrichtungen in Endingen, in: Endingen (wie Anm. 28), S. 329-361, hier S. 356; LONGERICH (wie Anm. 3).

³⁴ JÜRGEN TREFFEISEN: Endingen im Mittelalter, in: Endingen (wie Anm. 28), S. 32-81, hier S. 69; DIETER SPECK: Endingen als vorderösterreichische Stadt, in: Endingen (wie Anm. 28), S. 95-144, hier S. 127.

³⁵ MÜLLER (wie Anm. 32), S. 339; BERNHARD OESCHGER: Struktur und Funktion jahreszeitlicher Brauchphänomene in Endingen am Kaiserstuhl, Frankfurt 1981; DERS.: Aus dem festlichen Kirchenjahr, in: Endingen (wie Anm. 28), S. 371-376, hier S. 37.

³⁶ FRANZ HIRTNER: Endingen am Kaiserstuhl. Bilder aus seiner Vergangenheit, in: Badische Heimat 16 (1929), S. 209-218, hier S. 214f.



Abb. 6 Darstellung des heiligen Karl Borromäus in der Peterskirche in Endingen
(Foto: Konrad M. Müller).

Kirchenlehrer dargestellt ist: den heiligen Karl Borromäus (Abb. 6). Dieser Heilige nahm sich als Kardinal von Mailand während der Pest von 1576/77 der Kranken an.³⁷

Auch das 1308 in den Quellen erwähnte und einst auf Endinger Gemarkung befindliche sogenannte „Malazhaus“ könnte mit der Pest in Verbindung gebracht werden. Zwar war es grundsätzlich ein Gebäude, in dem nur Aussätzige d.h. Leprakranke Aufnahme fanden (auch

³⁷ HERMANN BROMMER: Endingen. Pfarrkirche St. Peter, München/Zürich 1973, S. 8; DERS.: Bau und Kunst, in: Endingen (wie Anm. 28), S. 394-468, hier S. 409f.; IRENE STREIT: Johann Pfunner – Ein Tiroler Barockmaler im Breisgau, unveröff. Magisterarbeit, Freiburg 1976, S. 22f.

Leprosorium oder Gutleuthaus genannt), in Pestzeiten konnte von dieser Regel jedoch abgewichen werden, sodass die Einrichtung auch für Pestkranke offenstand.³⁸

Zum Schluss ist noch von einer Enderinger Sage zu berichten, die oft auch an anderen Orten ähnlich erzählt wird und einen Hinweis für das Auftreten der Pest gibt:³⁹

*In der Todtenkinzig, 's war ein Graus.
Hat einst die Pest regiert,
Viel Todte gab's in jedem Haus,
Sie starben z'dritt und z'viert,
Ein Räuchlein war es nur, die Pest.
Man sperrte es dort ein,
In einem Balken steckt es fest,
Mein Hobel dringt nicht ein.
Auf'm untern Kirchhof an der Wand,
Da war ein Stein angebracht,
Auf dem die alte Grabschrift stand,
Die dieser Pest gedacht:
„Ist's nicht eine große Plag
Siebenzehn in einem Grab?
Und ist es nicht ein großer Graus
Siebene aus einem Haus?*

Forchheim, Ober- und Niederhausen, Weisweil, Wyhl

Die dem Kaiserstuhl vorgelagerten Orte Forchheim, Ober- und Niederhausen, Weisweil und Wyhl waren in ihrer Geschichte mehrfach und in erster Linie von Rheinhochwasser betroffen, was über die Jahrhunderte immer wieder zu Bevölkerungsrückgängen führte. Gleichwohl spiegeln auch diese Orte die gesamte Pestgeschichte des Kaiserstuhls wider.

In der Geschichte Forchheims und Wyhls wird darauf hingewiesen, dass es dort einst einen Ort mit der Bezeichnungen „Wellingen“ gegeben hat, der seit 762 urkundlich nachgewiesen ist und dessen Einwohner alle bei der Pest von 1350 gestorben sein sollen, was zu Aufgabe der Siedlung führte. Ob in diesem Jahr auch Forchheim und Wyhl betroffen waren, kann nur gemutmaßt werden.⁴⁰

Lange nach der Pestzeit hat der Freiburger Barockmaler Johann Pfanner für die Wyhler Blasiuskirche am Altar des Kirchenpatrons im Oberbild den Pestheiligen Sebastian als Erinnerung an jene Seuchenjahre gemalt.⁴¹

³⁸ Irrtümlich auf Riegeler Gemarkung verortet von ADOLF FUTTERER: Zur Datierung der beiden Kirchenverzeichnisse in den Einsiedler Codices 29 und 319, Diss., Freiburg 1949, S. 108, und JOSEF BLUM: Was in Riegel einst gewesen, in: Aveklänge und Heimatgrüße Nr. 48 vom 25. April 1955, o. S.

³⁹ FRANZ MICHAEL KNIEBÜHLER: Der Hobelmann als Geisterseher oder Die Geister-Sagen von Endingen, Freiburg 1870, S. 12. Nacherzählt bei WENDELIN DUDA: Die Sagen des Kaiserstuhls und der Burgen am Rhein, Freiburg 2005, S. 57.

⁴⁰ MICHAEL PROSSER: Forchheim im Mittelalter, in: Forchheim am Kaiserstuhl. Zum 1225-jährigen Jubiläum seiner urkundlichen Ersterwähnung, Redaktion: GERHARD A. AUER, Forchheim 1987, S. 9-37, hier S. 21; FRITZ SPÄTH: Wyhl am Kaiserstuhl einst und jetzt, Endingen 1963, S. 10, 25 und 72.

⁴¹ BEATRIX AHRENS/JOSEF SEITER: Pfarrkirche St. Blasius Wyhl am Kaiserstuhl, Wyhl 2008.

Für Niederhausen und Oberhausen liegen nur wenige Zahlen vor. So sind aus dem 14. Jahrhundert in Niederhausen 20 Häusernamen bekannt, Mitte des 16. Jahrhundert dagegen gerade noch vier. Wie groß der Verlust im Dreißigjährigen Krieg war, lässt sich, da Vergleichszahlen aus der Zeit vor dem Krieg fehlen, nicht bestimmen. Bekannt ist nur, dass 1650 in Niederhausen 40 Menschen und 1652 in Oberhausen mit 38 lebten. Folglich kann keine Aussage getroffen werden, ob die Pest auch hier grassierte.⁴²

Dagegen liefert u.a. das Kirchenbuch von Weisweil aus den Jahren 1595 bis 1658 verlässliche Nachrichten. Lebten 1567 im Dorf 74 Mannschaften (d.h. Haushalte) bzw. 407 Einwohner, so stieg deren Zahl trotz des Pestjahres 1609/10 mit 54 Toten bis zum Jahr 1627 auf 103 Mannschaften bzw. 567 Einwohner. Ein weiteres Pestjahr folgte 1628 mit 70 Toten und auch der Dreißigjährige Krieg brachte erneut den „Schwarzen Tod“ in die Gemeinde, sodass 1653 u.a. wegen der Seuche nur noch 51 Mannschaften, d. h. 281 Einwohner, zu verzeichnen waren.⁴³

Riegel

Riegel war schon in römischer Zeit ein Verwaltungszentrum und somit wohl auch ein bevölkerungsreicher Ort. Inwiefern die Siedlung während der Regierungszeit des Kaisers Decius, als in den Jahren 250/251 im römischen Reich die Pest ganze Landstriche entvölkerte, ebenfalls davon betroffen war, muss Spekulation bleiben. Wahrscheinlicher ist, dass ein anzunehmender Bevölkerungsrückgang seine Ursache in der Aufgabe des Dekumatlandes durch die Römer und deren Rückzug an den Rhein sowie der Landnahme durch die Alamannen hatte. Ob die spätantike Justinianische Pest, die ab 541 Nordafrika, Vorderasien und letztlich auch Europa schwer traf (dort nochmals 557 nachgewiesen), am Oberrhein eine Rolle spielte, muss aufgrund fehlender Quellen und nicht durchgeführter DNA-Untersuchungen in Gräbern des 6. Jahrhunderts offen bleiben.⁴⁴

Auch die Frage, ob der „Schwarze Tod“ in den Jahren 1348 bis 1350 Riegel heimsuchte, ist nicht zu klären. Bekannt ist lediglich, dass das Kloster Einsiedeln im Jahre 1353 seinen Fronhof mit der Hälfte des Wein- und Kornzehnten in Riegel verkaufte und schließlich 1355 die ganze Herrschaft mit der Burg an Johann Malterer von Freiburg veräußerte. Gründe sind keine angegeben, aber es gab zeitgleich einen Fall, der genauso ablief: Konrad und Heinrich IV.

⁴² Rheinhausen. Beiträge zur Geschichte von Ober- und Niederhausen, 1. Teil, hg. von ANTON WILD, Rheinhausen 1992.

⁴³ WOLFGANG STETTER: Weisweil im 16. und 17. Jahrhundert, in: Weisweil. Ein Dorf am Rhein, hg. von GERHARD A. AUER, Weisweil 1995, S. 57-71.

⁴⁴ GEORG SCHAFFNER: Beiträge zur Geschichte des Marktflückens Riegel am Kaiserstuhl, Freiburg 1843 (Beschreibung der Münzfunde aus der römischen Kaiserzeit); FRIEDRICH DREXEL: Zur Geschichte des römischen Riegel, in: Römisch-germanisches Korrespondenzblatt 3 (1910), S. 90f.; GERHARD FINGERLIN: Riegel, in: Die Römer in Baden-Württemberg, hg. von PHILIPP FILTZINGER, DIETER PLANCK und BERNHARD CÄMMERER, Stuttgart/Aalen 1976, S. 462-465; DERS.: Kastellorte und Römerstraßen im frühmittelalterlichen Siedlungsbild des Kaiserstuhls, in: Von der Spätantike zum frühen Mittelalter, hg. von JOACHIM WERNER und EUGEN EWIG (Vorträge und Forschungen 25), Sigmaringen 1979, S. 379-409; MECHTHILD MICHELS: 7000 Jahre Riegel am Kaiserstuhl, Riegel 1993, S. 15 und 63; CHRISTIAN DREIER: Die römische Siedlung von Riegel am Kaiserstuhl, Diss., Freiburg 2002 (weitere Beiträge dieses Autors im Riegeler Almanach); GEORG STICKER: Abhandlungen aus der Seuchengeschichte und Seuchenlehre, Bd. 1: Die Pest, 1. Teil: Die Geschichte der Pest, Gießen 1908, S. 24 und 31. Anhand von DNA-Material aus Gräbern aus Aschheim (Landkreis München), die eindeutig in das spätere 6. Jahrhundert datiert werden können, konnte der Erreger *Yersinia pestis* nachgewiesen werden, Wikipedia-Artikel „Pest“ (30.06.2017).

von Fürstenberg mussten wegen der Pest – sie wird ausdrücklich genannt – ihren Besitz in ihrer Herrschaft Badenweiler verkaufen, weil durch den Rückgang der Bevölkerung nicht mehr genügend Abgaben zusammenkamen, was sich auf die Finanzkraft der Adeligen auswirkte. Vielleicht war dies auch für die Benediktinerabtei Anlass zur Besitzveräußerung.⁴⁵

Zwar werden in den folgenden Jahrhunderten keine Pestjahre für Riegel überliefert, jedoch lässt ein Blick auf die Bevölkerungsentwicklung die Vermutung zu, dass durch irgendwelche hemmenden Gründe – und das könnte eine Pestepidemie gewesen sein – die Einwohnerzahl nicht wie erwartet stieg, sondern stagnierte oder gar abnahm. 1475 lebten in 100 Haushaltungen etwa 600 Einwohner. 50 Jahre später gibt es sogar eine genaue Aufstellung, wie sich die Personen zuteilen lassen: „Im Jahre 1525 waren es 101 Häuser, nämlich 80 von gemeinen Leuten (= Bürgerhäusern), 1 Edelmanshaus (= Schloß) derer von Blumeneck, 3 Pfarrhäuser, 1 Schwesternhaus (= Kloster), 1 Waisenhaus, 11 Witwenhäuser, 1 Mühle, 3 leere Häuser und 2 Hausleute, damit etwa 600 Einwohner.“ 1618 wäre ein höheres Wachstum als nur bis auf 800 Personen zu erwarten gewesen, außerdem blieb es bei dieser Anzahl bis 1632. Dann setzte kriegsbedingt die Flucht aus dem Ort ein, dazu kommen die Kriegseinwirkungen durch Totschlag, Hunger und Pest. Die restliche Bevölkerung fiel auf 100 Einwohner zurück. Eine unbekannte Anzahl der Geflohenen kehrte nach dem Krieg zurück, dazu kamen Einwanderungen vor allem aus der Schweiz und anderen Gegenden. Bereits 1651 hatte Riegel wieder 150 Einwohner.⁴⁶

Inwiefern der nördlich, an die Gemarkung Kenzingen angrenzende Riegeler Flurnamen „Schelmenkopf“ auf dort einst begrabene Pesttoden hinweist, muss Spekulation bleiben, da der Begriff „Schalm/Schelm“ nicht nur mit „Pest“, sondern auch mit „Seuche, toter Körper, Aas“ oder „Kadaver“ übersetzt werden kann.⁴⁷ Anzumerken ist in diesem Zusammenhang, dass es in Eichstetten auch einen Acker mit der Bezeichnung *schelmen mettlin* gab.⁴⁸ Fast in der gleichen Bedeutung wird das Wort „Kaib“ benutzt. Dass tatsächlich an so einem Platz Pestleichen beerdigt wurden, bestätigt der Name „Keip-Acker“ für den Friedhof St. Anna in Colmar, der außerhalb der Stadtmauer lag und wo man entsprechende Seuchenopfer beisetzte.⁴⁹ Beispiele aus Gemeinden im Kaiserstuhl sind z.B. die Kaibengasse in Achkarren, das *keibengesslin* und *schelmen geßlin* in Bickensohl oder der 1456 in Oberbergen genannte Kaibenplatz. Außerdem gibt es das Kaibengäßle und die Schalmengasse, die in Richtung Kiechlinbergen führt, und in Oberrotweil das Keibengäßlin.⁵⁰

Zum Schluss bleibt anzuzeigen, dass in der Riegeler Pfarrkirche St. Martin die beiden Pestheiligen Sebastian und Rochus (Abb. 7), die heute ihren Platz am Chorgestühl rechts und links haben, ursprünglich am Altar des ehemaligen Liebfrauenchörles standen. Eine weitere Pestheilige stellt die Figur der heiligen Franziska von Rom am Marienaltar dar (Abb. 8). Diese Heilige ist aber nicht wegen der Pest in die Kirche gekommen, sondern weil sie den gleichen Vornamen wie deren Stifterin trug.⁵¹ Bis zum Brand der Pfarrkirche 1936 war dort auch ein

⁴⁵ MICHELS (wie Anm. 44), S. 16; FUTTERER (wie Anm. 38), S. 109; WOLFRAM BECHERER: Johann Malterer – ein Millionär des Mittelalters, in: Riegeler Almanach 2009, S. 19-23.

⁴⁶ ADOLF FUTTERER: Der Marktflecken Riegel, in: 1200 Jahre Riegel 762-1962, Festschrift, Riegel 1962, [S. 21-31]; MICHELS (wie Anm. 44), S. 24.

⁴⁷ BARBARA BOOS: Flurnamen, in: Riegeler Almanach 1992, S. 40-42; HERMANN FRÖHLICH/INGE BOOS/MECHTHILD MICHELS: Flurnamen, in: Riegeler Almanach 1993, S. 51-53.

⁴⁸ ALBERT HISS: Die Flurnamen von Eichstetten am Kaiserstuhl, Diss., Heidelberg 1940, S. 143.

⁴⁹ KLAUS PETER ROOS: Die Flurnamen der Freiburger Bucht, Diss., Freiburg 1966, S. 388; DOROTHEA WENNINGER: Flurnamen im Kaiserstuhl, Frankfurt 1997.

⁵⁰ WENNINGER (wie Anm. 49), S. 57, 94, 106, 209, 230 und 274.

⁵¹ MECHTHILD MICHELS: Katholische Pfarrkirche St. Martin Riegel, Lindenberg 2005, S. 56f. Grabmal der

farbiges Glasfenster auf dem Fenster rechts des Langhauses, das Eugen Börner aus Offenburg 1903 anfertigte, zu sehen: „Die Heilige steigt im Ordensgewand eine Treppe hinunter. An ihrer Seite ist der sie immer begleitende Engel, eine lichte Erscheinung, ihr zurendend und die Rechte zum Himmel weisend. Unten an der Treppe warten die Armen, teils kniend, teils stehend, und strecken die Hände nach Gaben aus. Gerade reicht sie einer Frau ein Brot.“ Die heilige Franziska (1384-1440) war mit Lorenzo dei Ponziani verheiratet. Ihn und zwei Söhne verlor sie im Krieg gegen Neapel. Als dann die Pest Rom in ihrem todbringenden Griff hatte, hat Franziska ihren Palast für Arme, Kranke und Sterbende geöffnet. Schließlich wurde sie zwar selbst von der Pest befallen, aber wieder gesund. Nach ihrem Tod geschahen bei ihrer Anrufung viele Pestheilungen.⁵²



Abb. 7 Figur des heiligen Rochus in der Pfarrkirche St. Martin in Riegel (Foto: Konrad M. Müller).

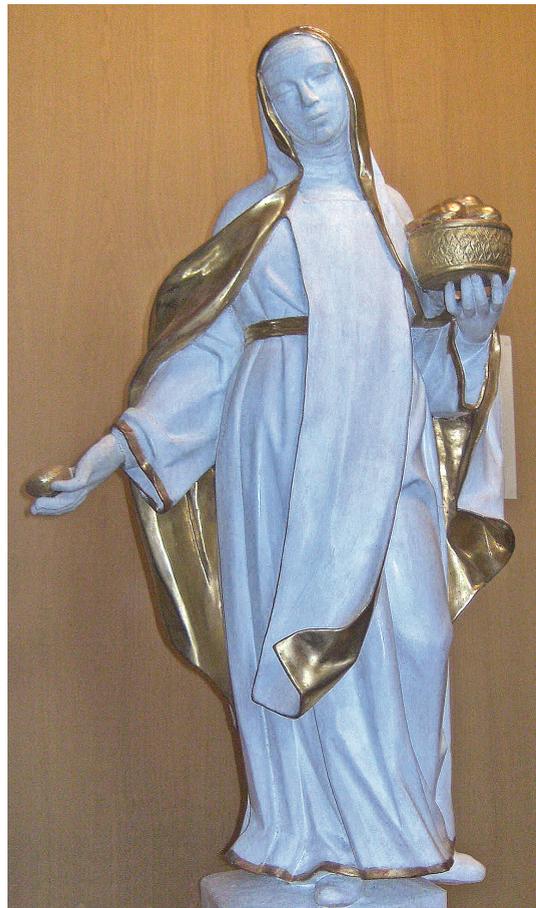


Abb. 8 Figur der heiligen Franziska Romana in der Pfarrkirche St. Martin in Riegel (Foto: Konrad M. Müller).

Maria Franziska, Gräfin von Henning, geborene Freiin von Beroldingen ... sie starb am 8. September 1748. Dazu: HILDA VON STACKELBERG: Die Grafen von Hennin des Stammes der Navier, in: Die Pforte 13-16 (1987/88), S. 138-149, hier S. 139.

⁵² ADOLF FUTTERER: Die Pfarrkirche St. Martin in Riegel. Von den ersten Anfängen bis zum Brande im Jahre 1936, Riegel 1937, S. 43f. und 71; MICHELS (wie Anm. 51), S. 14.

Freiburg und die reformatorische Bewegung vor 500 Jahren¹

Von
WOLFGANG HUG

Am Vorabend der Reformation

Freiburg vor 500 Jahren: Die Stadt hatte geschätzt 6.000 Einwohner, mehr als doppelt so viele wie Wittenberg. Die Verluste durch die vielen Pestseuchen seit 1349 waren wohl ausgeglichen; allerdings schlug die Seuche auch 1519 wieder zu, wie Ulrich Zasius in einem Brief vom 1. September des Jahres berichtete: *Reiche fallen wie Arme, nicht etwa einer nach dem andern, sondern scharenweise.*² Unruhige Zeiten! Die Bundschuhverschwörung von Lehen im Herbst 1513 mit ihrem sozial- und kirchenpolitisch revolutionären Programm hatte die Stadt gerade überstanden. „Rädelsführer“, die man erwischte hatte, wurden in Freiburg gevierteilt, zwei weitere in Basel enthauptet. Die Ordnung schien wiederhergestellt. Am 5. Dezember 1513 konnte der neue Hochchor des Münsters feierlich eingeweiht werden. Ein Zeugnis für eine gewisse Prosperität der Entwicklung? Ja, am Chorumgang mit dem Kapellenkranz wurde auch in den Folgejahren weitergebaut. Aber Wohlstand für alle? Keineswegs! Die Oberschicht, das sogenannte „Patriziat“, in dem Adel und reiche Kaufleute zu einem Stand mehr oder minder eins wurden, setzte sich deutlich von der übrigen Bürgerschaft ab. Diese „Herren“ hatten das Vermögen, den Einfluss, die Macht. Die Oberschicht umfasste zwei bis drei Dutzend Familien. Die „Münsterpfleger“ gehörten dazu, Stifter von Chorkapellen (Stürtzel, Villinger, von Böcklin, von Blumeneck u.a.) oder Stifter von einzelnen Altären wie Peter Sprung oder Ulrich Wirthner. Sie lenkten die Geschicke der Stadt während der ganzen Reformationszeit. Die breite Mehrheit blieb ohne großen Einfluss. Es waren die Handwerker, organisiert in zwölf Zünften. Ohne eigene Zunft waren die „Bohrer und Balierer“, die die Rosenkränze fertigten und andere Devotionalien für den Fernhandel. Insgesamt, so hat Horst Buszello errechnet, blieb nahezu die Hälfte der

¹ Die Darstellung stützt sich grundlegend auf die Beiträge von Horst Buszello, Dieter Mertens, Hans Schadek und Tom Scott in: Geschichte der Stadt Freiburg im Breisgau, Bd. 2: Vom Bauernkrieg bis zum Ende der habsburgischen Herrschaft, hg. von HEIKO HAUMANN und HANS SCHADEK, Stuttgart 1994 (Neuaufgabe 2001); ferner auf die Arbeit des ehemaligen Stadtarchivars PETER PAUL ALBERT: Die reformatorische Bewegung zu Freiburg bis zum Jahre 1525, in: Freiburger Diözesan-Archiv 46 (1919), S. 1-80; EIKE WOLGAST: Reformationszeit und Gegenreformation, in: Handbuch der baden-württembergischen Geschichte, Bd. 1,2, hg. von MEINRAD SCHAAB u.a., Stuttgart 2000, S. 145-260, bes. S. 199-222; als unersetzlich erwies sich KARL FRIEDRICH VIERORDT: Geschichte der Reformation im Großherzogthum Baden, Karlsruhe 1847. Die Quellen des Universitätsarchivs Freiburg hat WINFRIED HAGENMAIER: Das Verhältnis der Universität Freiburg i. Br. zur Reformation, Diss., Freiburg 1968, gründlich ausgewertet. Zu meiner systematischen Analyse diente insbesondere das Handbuch: Die Geschichte des Christentums, Bd. 7: Von der Reform zur Reformation, hg. von MARC VENARD, deutsche Ausgabe bearb. und hg. von HERIBERT SMOLINSKY, Freiburg 1995, bes. S. 69-141 und S. 675-744 „Die Reformation“. Natürlich konnten die neuen Werke zum Reformationsjubiläum benutzt werden, insbesondere die Darstellungen von Heinz Schilling, Thomas Kaufmann, Volker Reinhardt, Volker Leppin und Lyndal Roper. Die Quellenzitate werden in Fußnoten belegt.

² HORST BUSZELLO/HANS SCHADEK: Alltag der Stadt – Alltag der Bürger. Wirtschaftskrisen, soziale Not und neue Aufgaben der Verwaltung zwischen Bauernkrieg und Westfälischem Frieden, in: Geschichte der Stadt Freiburg (wie Anm. 1), S. 69-161, hier S. 103.

Stadtbewohner ohne Eigentum, zählte zum Prekariat, lebte am Existenzminimum. Blieb ihnen nur die Hoffnung auf den Ausgleich im „Jüngsten Gericht“? Das flehentliche Gebet um Hilfe in den Nöten zu den Heiligen, zur Mutter Gottes? Niemals war jedenfalls die Jenseitssehnsucht (verbunden mit der Höllenangst) so ausgeprägt wie am Vorabend der Reformation. Nie war überhaupt das Leben der Menschen so von Religion durchtränkt wie damals. Aber was war das für eine Frömmigkeit?

Nehmen wir den Hochaltar unseres Münsters in den Blick. Wir sprechen vom „Altar“, aber der eigentliche Altar, die Mensa für die Eucharistiefeier ist gar nicht präsent. Nur das Retabel, das Hochaltargemälde. Von der Messe (lateinisch, vom Volk abgewandt, leise) nahm das Volk fast nichts wahr. Der Lettner unterstrich die Trennung von Volk und Klerus, für den der riesige Chor geschaffen wurde. Die Gläubigen blickten auf das Bild mit der Marienkrönung: ein Zentralmotiv der damaligen Frömmigkeit. Im Mittelpunkt steht ein Mensch, entsprechend dem Weltbild der Renaissance und des Humanismus. Dieser Mensch ist eine heilige Frau, Maria, die Heilige schlechthin, die Königin aller und alles Heiligen. Um Maria und die Heiligen drehte sich fast alles in der damaligen Volksfrömmigkeit. Die Marienkrönung stellt Hans Baldung als einen Höhepunkt der Heilsgeschichte in aller Pracht und Schönheit dar, eine wahre Augenweide. So wollte es die damalige Schaufrömmigkeit: „Mehr mit den Augen als mit den Ohren glauben.“³ Dieser Höhepunkt der Heilsgeschichte ist allerdings biblisch gar nicht bezeugt. Die an diesem Beispiel sichtbaren Elemente der damaligen Frömmigkeit (Fokussierung auf den Menschen, auf die Heiligenverehrung, auf die Schaufrömmigkeit und den Legendenglauben ohne Bibel) haben reformatorisches Denken herausgefordert. Luther hat Maria als Gottesmutter verehrt. Aber eine „Königin des Himmels“ (und Königin der Erde und der Engel – diese musizierten ihrer Königin beim Krönungsfest!), das lehnte er ab. Und ebenso stellten er und die Reformatoren die im Spätmittelalter auswuchernde Verehrung der Heiligen infrage, insofern sie der Vermittlung göttlicher Gnade dienen sollte.

Nun sind gerade um 1500 so viele Heiligenbildnisse, Heiligenaltäre und Heiligenkapellen geschaffen (und ausgestaltet) worden wie nie zuvor. Im Münster gab es fast zwei Dutzend Altäre zu Ehren von Heiligen. Im Umkreis von Freiburg entstanden um 1500 zum Beispiel die neue Ottilienkapelle, die Kapelle in Himmelreich, die Wallfahrtskapelle auf dem Hörnleberg oder die Marienkapelle auf dem Lindenberg. Wallfahrten führten zu solchen Heiligtümern der Muttergottes oder einzelner Heiligen. War die Region Oberrhein nicht geradezu eine Marienlandschaft? (Die Bistümer Straßburg und Konstanz waren Maria geweiht!). Man betete inbrünstig um Fürbitten von Maria und der Heiligen zur Erlösung der „Armen Seelen“ aus dem Fegefeuer. Durch unzählige und unerhört kostspielige Stiftungen glaubte man, sich selbst oder bestimmten Verstorbenen einen Platz im Himmel zu sichern (oder gar zu erkaufen?). Gestiftet wurde für Altäre, für Seelenmessen, liturgische Gewänder und Gerätschaften u.a. mehr, für das sogenannte „Seelgerät“. Man kann geradezu von einer Verdinglichung (wenn nicht sogar von einer Kommerzialisierung) des Glaubens sprechen. Der Freiburger Goldschmied Peter Sachs schuf für die Kopfreliquie des als zweiter Stadtpatron verehrten Heiligen Lambertus 1514/15 eine kostbare Büste in vergoldetem Silber. Der Reliquienkult trieb seltsame Blüten. Bei Josef Sauer kann man im Freiburger Diözesan-Archiv 46 (1919), S. 367ff., nachlesen, was für absurde Sachen hier im Land erworben und verehrt wurden: Scherben vom Krug aus der Hochzeit von Kanaan, Haare vom Bart des Apostels Thomas, eine Locke von der Gottesmutter (wie auch

³ HANSGEORG MOLITOR: Mehr mit den Augen als mit den Ohren glauben. Frühneuzeitliche Volksfrömmigkeit in Köln und Jülich-Berg, in: Volksfrömmigkeit in der Frühen Neuzeit, hg. von DEMS. und HERIBERT SMOLINSKY (Katholisches Leben und Kirchenreform im Zeitalter der Glaubensspaltung 54), München 1994, S. 89-106, hier S. 89ff.

Reste von der Milch, mit der sie den Jesusknaben auf der Flucht nach Ägypten gestillt hatte), Splitter von den Gesetzestafeln, die Gott Moses überreicht hatte. Purer Aberglaube! Dabei wurden (und werden) freilich die anderen Tendenzen einer neuen Verinnerlichung der Frömmigkeit (etwa in der *Devotio moderna* mit der „Nachfolge Christi“ des Thomas von Kempen) und der Leidensmystik leicht übersehen.

Die offenbare Krise der Kirche beschrieb Sebastian Brant 1494/97 im „Narrenschiff“ (Abb. 1) so:

*Sankt Peters Schifflin schwanket sehr. Ich fürchte seinen Untergang im Meer.
Die Wellen schlagen allseits dran. Ihm wird viel Sturm und Plage nahn.
Daher ich frei es sagen mag: Es naht sich uns der Jüngste Tag.
Weil man das Licht der Gnad' veracht, wird es bald gänzlich werden Nacht.
Und was man nie zuvor gehört: Das Schiff den Kiel nach oben kehrt.⁴*



Abb. 1 Titelseite von Sebastian Brants „Narrenschiff“, Basel 1499 (Wikipedia).

⁴ SEBASTIAN BRANT: Das Narrenschiff mit allen 114 Holzschnitten des Drucks zu Basel, hg. von JOACHIM KNAPE, Stuttgart 2005, Kap. 104.

Besonders scharf war die verbreitete Kritik an der Amtskirche. Auf dem linken (!) Flügel des Hochaltars hat Hans Baldung 1516 seine Einschätzung der Papstkirche angedeutet: Petrus hält krampfhaft die Schlüsselgewalt fest, der Apostelgruppe um ihn sind die Feuerzungen des Geistes erloschen, die Nimben sind am Verschwinden – ganz anders als bei den geisterfüllten Männern um den progressiven Paulus rechts von der Mitteltafel. In der Tat trieben die Päpste um 1500 reine Macht- und Territorialpolitik. Leo X. (Papst von 1513-1521), ein Medici, war „ein heiterer Genießer, gutmütig und freigebig, ein mäßiger Kopf“ laut Josef Bernhart.⁵ Das Papsttum war offenbar zu einem reinen Macht- und Herrschaftsinstitut geworden. Kein Geringerer als Leos Nachfolger Hadrian VI. (Papst 1522/23, Abb. 2) bekannte 1523: *Viel Verabscheuungswürdiges gab es beim Hl. Stuhl, Missbräuche in geistlichen Dingen [...], sodass sich alles zum Ärgeren verkehrt hat.*⁶ Der römische „Fiskalismus“ (d.h. die päpstliche Geldgier) wie auch die an der Kurie herrschende Korruption („In Rom ist alles käuflich“) bewirkten eine wachsende Abneigung gegen das Papsttum, formuliert u.a. in den heftigen „Gravamina“ der Reichstage. Die Praxis der verfehlten Besetzung geistlicher Ämter mit unwürdigen Leuten setzte sich bei den Bischöfen fort. Der Episkopat war (wie auch viele Klöster) zum „Spital des Adels“ geworden. Zwei jüngere Brüder des (seit 1769) seligen Bernhard von Baden erlangten 1454/56 höchste Würden schon in jungen Jahren: Johann wurde mit 22 Jahren Erzbischof und Kurfürst von Trier, der andere mit 26 Bischof von Metz. Das kanonische Alter war 30 oder 35 Jahre! Für die Dispens flossen 30.000 Gulden. Pure Simonie – ohne Einspruch von „Bernhard dem Guten“! In Konstanz hatten nur wenige Domherren eine Priesterweihe. Und Bischof Hugo von Hohenlandenberg: Dieser unterhielt einerseits ein enges Verhältnis zur Frau bzw. dann Witwe des Konstanzer Bürgermeisters. Andererseits rügte er 1517 in einem Hirtenstücken, dass die Pfarrer der Diözese *mit Beisetzung aller Scham und Gottesfurcht vor jedermanns Augen Beischläferinnen und verdächtige Weibspersonen in ihren Wohnungen haben [...]*.⁷ Wenn in der Diözese Konstanz ein Kleriker ein Kind gezeugt hatte, kostete die Dispens von der fälligen Kirchenstrafe vier Gulden (sogenannter „Kindspfennig“ oder „Milchzehnt“). Der brachte pro Jahr 6.000 bis 8.000 Gulden Einnahmen im Jahr. Die Gläubigen beschwerten sich vor allem über die mangelnde Präsenz der Pfarrer, eine Folge der Pfründenhäufung, aber auch ihrer Arbeit auf dem Pfarrhof mit Vieh, Jagd und Forstwirtschaft. Lauter Gründe für den verbreiteten „Pfaffenhass“.

Die reformatorische Bewegung

In der Ablasspraxis kulminierte gleichsam die ganze Misere der Kirche: a) Die Arroganz der Kurie, Sündenstrafen vergeben zu können, verbunden mit einem profitablen Geldgeschäft der Papstkirche; b) die Korruption des Episkopats (für seine Privilegien kassierte z.B. Albrecht von Mainz die Hälfte des Ablassertrags), und c) die verdinglichte, ja kommerzialisierte Frömmigkeit, sich für Geld die Erlösung der Seelen zu erkaufen (*pro redemptione animarum*). Das hat Martin Luther herausgefordert! Mit der Veröffentlichung seiner 95 Ablassthesen hat er am 31. Oktober

⁵ JOSEPH BERNHART: Der Vatikan als Weltmacht. Geschichte und Gestalt des Papsttums, München 1951, S. 218.

⁶ Zitiert von ERWIN ISERLOH: Der Pontifikat Hadrians VI., in: Handbuch der Kirchengeschichte, Bd. 4: Reformation, katholische Reform und Gegenreformation, hg. von HUBERT JEDIN, Freiburg u.a. 1967, S. 106-114, hier S. 110f.

⁷ Zitiert aus KONRAD GRÖBER: Die Reformation in Konstanz von ihren Anfängen bis zum Tode Hugos von Hohenlandenberg (1517-1532), in: Freiburger Diözesan-Archiv 46 (1919), S. 120-322, hier S. 121.



Abb. 2 Papst Hadrian VI.: *Viel Verabscheuungswürdiges gab es beim Hl. Stuhl, Missbräuche in geistlichen Dingen [...], sodass sich alles zum Ärgeren verkehrt hat.* Gemälde von Jan van Scorel, vermutlich 1523 (Zentralmuseum Utrecht/Wikipedia).

1517 den Prozess einer Erneuerung der Kirche angestoßen. Erstmals konnte er dann seine theologischen Grundgedanken systematisch im April 1518 in Heidelberg beim Generalkapitel seines Ordens vortragen, die Trias von *sola fide, sola gratia und sola scriptura*: laut Hans Maaß eine „fides Heidelbergensis“.⁸ Es folgte die Zuspitzung seiner Thesen bei der Leipziger Disputation 1519, dann schließlich die Bannbulle des Papstes 1520. Schon 1518 gab der Basler Verleger Froben erstmals Gesammelte Schriften Luthers heraus. Wer hat solche Publikationen gelesen? Wie kamen sie unters Volk? Erste Adressaten waren gewiss Hochschullehrer und Studenten, ebenso auch gelehrte Mönche und manche Kleriker, die wohl in Predigten davon sprachen. Aber

⁸ HANS MAASS: Reformatorische Sternstunde auf dem Boden der heutigen Evangelischen Landeskirche Baden, in: Jahrbuch für badische Kirchen- und Religionsgeschichte 8 (2014), S. 25-41.

auch im Bürgertum hatten zu jener Zeit viele lesen und schreiben gelernt. Fahrende Buchhändler verbreiteten die Schriften, manches wurde auf öffentlichen Plätzen vorgelesen. Nichts hat die Breitenwirkung der lutherischen Lehren so beflügelt wie die „Literatur-Explosion“ der 1520er-Jahre. An ihr wirkten die vielen Papiermühlen und Druckereien am Oberrhein kräftig mit. Lutherschriften wurden dutzendfach nachgedruckt. Eine Konstanzer Chronik berichtet aus der Zeit um 1520, dass *Luthers Artikel und Bücher anfangs Verwunderung brachten, auch Ursach gaben, den Sachen weiter nachzudenken und die biblischen Schriften gründlicher dann vorher zu lesen.*⁹ Und im Mai 1521 schrieb der Konstanzer Generalvikar seinem Freund Vadian nach St. Gallen: *So wahr übrigens Luther schreibt, so ist doch Vieles für den schwachen Magen des Volkes zu stark; denn schon weiß durch die Schuld der Buchdrucker jeder Ungelehrte von dem Lutherischen Handel, und alle alten Weiber reden auf offener Straße davon.*¹⁰

Im Sommer 1520 fällt Rom das Urteil und verkündete den Kirchenbann über Luther. Dieser verbrannte die Bannbulle im Dezember 1520 (Abb. 3) öffentlich mit dem Ausruf: *Nun fahr dahin, du unseliges, verdammtes, lächerliches Rom!* Aber die Entwicklung war nicht mehr aufzuhalten. Bereits 1521 hatte z.B. die freie Reichsstadt Straßburg dem aus der Freiburger Universität nach Straßburg gekommenen Matthias Zell erlaubt, lutherisch zu predigen.



Abb. 3 Luther verbrennt die römischen Rechtsbücher und die päpstliche Bannbulle 1520, Kupferstich von Matthäus Merian (aus: JOHANN LUDWIG GOTTFRIED: Historische Chronica, Frankfurt a. M. 1630, S. 836, spätere Kolorierung; Wikipedia).

⁹ VIERORDT (wie Anm. 1), S. 127.

¹⁰ Ebd., S. 130.

Als der Bischof das untersagen wollte, wies Zell darauf hin, dass es in der Nähe keine Stadt, keinen Flecken, kein Kloster, keine hohe Schule, ja kein Haus gäbe, darin nicht fromme Leute dieser Lehre anhängen; wie wolle man ihm das verbieten. Unter dem Pseudonym Karsthans verbarg sich ein Wanderprediger, der 1521/22 auch in Freiburg auftauchte und von dem es hieß, er ziehe durch das Land auf und ab, *Luthers Opinion in Winkeln predigend*. Der Rat von Straßburg entschied sich 1523/25 für die lutherische Lehre und schaffte die Messe ab. In Basel führte ein schleichender Prozess, den vor allem Johannes Oekolampad (Abb. 4) – Professor und Leutpriester – als ein Anhänger Zwinglis vorantrieb, schließlich 1529 zur Reformation.

Die Reformation war vor allem Sache des Bürgertums, hier wie u.a. auch in Konstanz, Waldshut, Mülhausen. Freiburg unterstand der vorderösterreichischen Landesherrschaft Habsburgs, die der Kaiser seinem Bruder Ferdinand übertragen hatte. An der 1457 gegründeten Freiburger Universität fanden die neuen Lehren zunächst bei Studenten und jungen Lehrkräften viel Zustimmung. Winfried Hagenmaier hat in seiner Dissertation 1968 gezeigt, wie engagiert

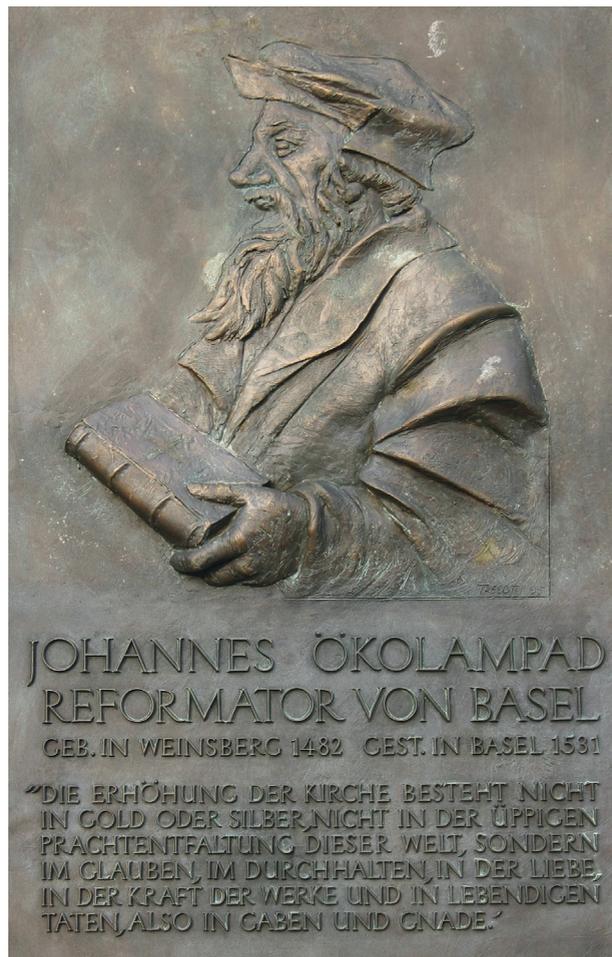


Abb. 4 Gedenktafel für Johannes Oekolampad von Kurt Tassotti an der Weinsberger Johanneskirche (Wikipedia, Foto: Rosenzweig).

hier Luther zunächst wahrgenommen wurde. 1515 erhielt Philipp Engelbrecht den Lehrstuhl für Poetik. Er hatte in Wittenberg studiert und dort Luther schätzen gelernt und nannte ihn *den größten Apostel Christi der Gegenwart*.¹¹ Engelbrecht galt hier in Freiburg als *lutherisch verräterischer Bösewicht*, wie ihn der Stadtschreiber 1524 beschimpfte.¹² Erst als er versprach, keine Lutheraner mehr zu beherbergen und seine Korrespondenz mit dem Wittenberger Reformator abzubrechen, durfte er seine Professur (bis zum Tod 1528) behalten. Sein engster Freund war der Jurist Ulrich Zasius, der bedeutendste Kopf der Alma Mater. Er hatte seit 1518 Luthers Schriften ganz überschwänglich gelobt: *Was ich von Luther erhalte, nehme ich so auf, als ob es von einem Engel käme*¹³ und *Luthers Schriften haben mir so gefallen, dass er mir wie ein Engel des Lichts erscheint in der mit dicker Finsternis umhüllten Theologie*.¹⁴ Doch nach dem Wormser Edikt vom April 1521, das über Luther die Reichsacht verhängte, da wurde Zasius von Erasmus gewarnt:

*Wie die Luthersache ausgehen wird, weiß ich nicht. Ich habe von Anfang an immer einen stürmischen Ausgang erwartet, jetzt fürchte ich ihn [...]. Da Du öffentlich für Luther eingetreten bist, halte ich es für geratener, Du schweigst als dass Du gegen ihn schreibst; denn letzteres wird man Dir nicht als Lob, sondern als Furcht oder Leichtsinns buchen. Überlass ihn seinem Schicksal.*¹⁵

Zasius antwortete Erasmus am 20. April 1522:

*Ich halte es nicht für meine Sache, über die Lehre Luthers ein Urteil abzugeben, da ich in dieser Angelegenheit nicht erfahren [inexpertus] bin. Ich sage jedoch, dass ich manches daran billige, manches aber nicht. Im allgemeinen bin ich der Meinung gewesen, dass jede Lehre, wenn sie nicht von Gott stammt, in Kürze untergeht, dass sie aber andauert, wenn Gottes Geist sie leitet [si Spiritu divino dirigatur].*¹⁶

Der als „Fürst der Humanisten“ verehrte Erasmus war in Basel sesshaft geworden und bemühte sich um Überwindung der theologischen Gegensätze. Vermutlich stand Zasius mit seiner ambivalenten Haltung nicht allein. Unter seinen Studenten und Freunden waren etliche, die andernorts zu Reformatoren wurden, jedoch auch spätere Gegner Luthers wie Thomas Murner oder Johannes Eck. Winfried Hagenmaier hat aus der Matrikel der Universität 28 Studenten namentlich ermittelt, die sich der Reformation anschlossen; zu ihnen gehörte z.B. Landgraf Wilhelm von Fürstenberg, der für sein Territorium (die Ortenau eingeschlossen) die lutherische Lehre einführte. Andere waren beteiligt z. B. an der Reformation in Ulm, Konstanz oder Weil, in Wertheim oder der Herrschaft Hanau-Lichtenberg.¹⁷ Von 17 Studierenden konnte

¹¹ Zitiert aus HAGENMAIER (wie Anm. 1), S. 15.

¹² Ebd., S. 27.

¹³ HORST BUSZELLO/DIETER MERTENS/TOM SCOTT: „Lutherey, Ketzerey, Uffrur“. Die Stadt zwischen Reformation, Bauernkrieg und katholischer Reform, in: Geschichte der Stadt Freiburg (wie Anm. 1), S. 13-68, hier S. 19.

¹⁴ ALBERT (wie Anm. 1), S. 12.

¹⁵ Zitiert aus: Erasmus von Rotterdam. Briefe. Ein Humanist zwischen den Fronten, hg. von WALTHER KÖHLER, Darmstadt 1995, S. 297.

¹⁶ Uldarici Zasii epistolae ad viros aetatis suae doctissimos, hg. von JOSEPH ANTON RIEGGER, Ulm 1774, S. 299.

¹⁷ HAGENMAIER (wie Anm. 1), Kap. 3, Anm. 30, S. 164f.

Hagenmaier aufzeigen, dass sie sich später für die katholische Kirche einsetzten. Wie verworren die Glaubensfrage war, zeigt der Brief eines Freiburger Bürgers an die städtische Obrigkeit, der auf das Jahr 1523 oder 1524 zu datieren ist.¹⁸ Der Mann verteidigt sich gegen den Vorwurf der Häresie und schreibt, er habe aus den lutherischen Büchern, die inzwischen „ausgegangen“ seien (d.h. auf Ferdinands Befehl verbrannt wurden), viel Gutes erlernt, wobei er sich mit dem, was Luther wider das Papsttum schrieb, gar nicht befasst habe. Manche Leute sagten, Luther lehre, man solle oder dürfe nicht mehr beten, fasten, die Heiligen und die Jungfrau Maria anrufen, aber die verstünden Luther nicht. Er habe von ihm gelernt, recht (!) zu beten, zu fasten, die Heiligen und die Jungfrau Maria zu ehren, seinen Oberen gehorsam zu sein, die Gebote Gottes zu halten. Es gehe ihm aber nicht darum, für Luther einzutreten, sondern nur die Wahrheit zu bekennen und sich an die Lehre zu halten, die in der Bibel zugrunde gelegt ist.

Noch waren die konfessionellen Grenzen nicht abgesteckt. Luthers Forderung, zu predigen nach dem Evangelium, fand weithin Zustimmung, doch sollte deshalb nicht gleich die Messe abgeschafft werden. Ganz offenkundig war der Niedergang der Klöster. In Straßburg und Basel wurden die Klöster Zug um Zug säkularisiert. Viele Kleriker hielten den Zölibat für nicht mehr verpflichtend. In Kenzingen wurde Jakob Otter, ein enger Freund von Zasius, 1522 Prediger der Pfarrkirche. Seiner „evangelischen“ (d.h. am Evangelium ausgerichteten) Predigt wegen kamen die Leute in Scharen in die Kirche, *nicht bloß die Frauen, sondern auch viele Männer, sogar Mitglieder des Rats und selbst der Stadtschreiber*, wie es in einer alten Quelle heißt.¹⁹ Predigen hatte er bei Geiler von Kaysersberg gelernt, dem er bis zu dessen Tod als Sekretär gedient hatte. Reflektiert hat er übrigens wie damals üblich in Latein, gepredigt auf Deutsch. Der Bischof von Konstanz zitierte den eigenwilligen Priester vor die nächste geistliche Obrigkeit in Freiburg. An Otters Stelle kam der Kenzinger Stadtschreiber Ludwig Kruß. Er brachte die Bibel mit und erklärte, nichts anderes habe Otter gelehrt, als was darin stehe. Im Übrigen, so hieß es, hätten, seit Otter in der Stadt predige, Gotteslästerungen, Trunksucht und andere Laster völlig aufgehört. 1524 verließ Otter auf Drängen der Regierung Kenzingen. Die Stadt aber musste eine Besatzung von Freiburger Bewaffneten aufnehmen. Den verbliebenen Anhängern Otters wurde der Prozess gemacht. Der Stadtschreiber und 7 „Hauptschuldige“ wurden in Ensisheim verurteilt. Der Stadtschreiber musste als „Erzketzer“ der Verbrennung der lutherischen Schriften und der deutschen Evangelien zusehen, worauf man ihm in Gegenwart seiner Frau und seiner Kinder den Kopf abschlug: Er gilt als der erste Märtyrer der Reformation in Deutschland! Von dem Pfarrer von Schlatt, Peter Spengler, dem Dekan des Breisacher Kapitels, hieß es zwei Jahre später, er habe, „beseelt von dem Geiste der neuen Religionslehre, seiner Geistlichkeit das Studium der Heiligen Schrift und das Lesen der lutherischen Werke auf das dringendste empfohlen.“²⁰ Er wurde bei der vorderösterreichischen Regierung in Ensisheim verklagt, als Verführer des Klerus zum Tode verurteilt und in der Ill ertränkt. Andere „Abtrünnige“ flohen nach Straßburg oder Basel, so die Pfarrer von Wittnau und von Ballrechten.

¹⁸ Stadtarchiv Freiburg, C 1 Kirchensachen 147 Nr. 23 („Reformation“); BUSZELLO/MERTENS/SCOTT (wie Anm. 13), S. 36f.

¹⁹ Zu Otter u.a. siehe RALF LUSIARDI: Reformationszeit: Ursachen, Verlauf und Nachwirkungen der evangelischen Bewegung, in: Die Geschichte der Stadt Kenzingen, Bd. 1: Von den Anfängen bis zur Gegenwart, hg. von JÜRGEN TREFFEISEN, Kenzingen 1998, S. 79-94; VIERORDT (wie Anm. 1), S. 171-175.

²⁰ ALBERT (wie Anm. 1), S. 70.

Die konfessionelle Spaltung der Region

Im Nürnberger Reichstag von 1524 war die Einberufung eines Nationalkonzils beschlossen worden. Aufgrund des Einspruchs des neuen Papstes Clemens VII. verbot der Kaiser im August des Jahres das Projekt. Schon zuvor hatte indes Erzherzog Ferdinand die beiden Universitäten seiner Lande, Wien und Freiburg, beauftragt, eine wissenschaftliche Stellungnahme zu den Lehrsätzen Luthers zur Vorbereitung auf die geplante Versammlung der Reichsstände zu erstellen. Der Theologe und damalige Rektor Georg Wägelin informierte den Senat und erarbeitete ein Gutachten mit 39 Beschwerdepunkten gegen die lutherischen Positionen. Im Anschluss an die Widerlegung der lutherischen Kernsätze enthält die Quelle indes etwas Überraschendes: Eine Aufzählung von 20 Beschwerden über bestehende Missstände der Kirche. Abzuschaffen sei die päpstliche Ablasspraxis; die finanzielle Ausbeutung der Pfarreien und Diözesen durch die von Rom gegen Geld erteilten Dispense; das Auftreten der Wanderprediger, die für bestimmte Schutzpatrone sich Geldspenden von den Gläubigen verschafften, indem sie von lauter erfundenen Wundern und Wunderheilungen berichteten und vieles mehr. Die Freiburger Hochschule verfolgte offenbar eine Doppelstrategie mit ihrem Gutachten für das erwartete Nationalkonzil: Luther nein, entschiedene Reformen ja. Das Nationalkonzil fand nie statt. Das Freiburger Gutachten landete in den Akten und war absolut wirkungslos. Das Gutachten ist kein Meisterwerk, keine umfassende Denkschrift. Aber es ist wohl ein Zeugnis für die ambivalente Haltung der Freiburger Gelehrten und die noch unentschiedene Situation in Bezug auf die Konfessionsfrage drei Jahre nach dem Wormser Edikt. Als 1525 vom Senat verlangt wurde, die lutherisch gewordenen ehemaligen Studenten als „Ketzer“ aus der Matrikel der Universität zu streichen, weigerten sich die Professoren; dafür gäbe es kein Mandat der Landesherrschaft.

Zur endgültigen Abkehr von Luther führte in den habsburgischen Landen der Bauernkrieg 1525. Der wurde hier als gewaltsame Manifestation der reformatorischen Lehre verstanden. Schon im ersten der „Zwölf Artikel“ forderten die Bauern z.B. die freie Wahl des Pfarrers (auch in Dorfgemeinden). In allen Artikeln wurde die Übereinstimmung der Forderungen mit dem Wort Gottes betont. Es gab etliche Pfarrer, die sich dem Aufstand des gemeinen Mannes anschlossen. Andreas Metzger, Pfarrer von Niederrimsingen a. K., nahm an der Plünderung des Adelsschlosses in Munzingen teil, wurde von den Freiburgern gefangen genommen und an den Galgen gehängt. Zasius nannte Luther nun den *nichtsnützigsten* [*nequissimus*] *aller Zweibeiner*²¹, weil er den Aufruhr (der Bauern) in ganz Deutschland entfacht habe. Dabei hat Luther den Aufstand der Bauern in aller Schärfe verurteilt und erklärt, man soll die Rebellen „wie tolle Hunde“ erledigen. Die Stühlinger Bauern, die 1524 den Aufstand entfachten, waren vom Waldshuter Stadtpfarrer Balthasar Hubmaier (Abb. 5) unterstützt worden. Der hatte vormals auch in Freiburg studiert, promovierte bei Johannes Eck und kam schließlich an den Hochrhein. Nach der Niederlage der Bauern floh er in die Schweiz, schloss sich der Täuferbewegung an, warb dann für deren Lehre in Mähren und wurde 1528 festgenommen, als Ketzer verurteilt und verbrannt; seine Frau ertränkte man in der Donau. Das gleiche Schicksal widerfuhr dem Benediktinermönch Michael Sattler aus dem Kloster St. Peter. Er verließ, fasziniert von Luthers Auslegung der Paulusbriefe, den Orden, heiratete und trat den Täufern bei, für die Thomas Müntzer damals am Hochrhein Anhänger gewann. Sattlers Gelehrsamkeit verschaffte ihm großes Ansehen unter den Täufern. Er formulierte in den „Schleitheimer Artikeln“ ihr Glaubensbekenntnis (Abb. 6). 1527 wurde er in Rottenburg zusammen mit seinen getreuesten Anhängern gefangen gesetzt, verurteilt und auf dem Scheiterhaufen verbrannt.

²¹ HAGENMAIER (wie Anm. 1), S. 137.



Abb. 5 Balthasar Hubmaier, Stich von Christoffel van Sichem, 17. Jahrhundert (Wikipedia).

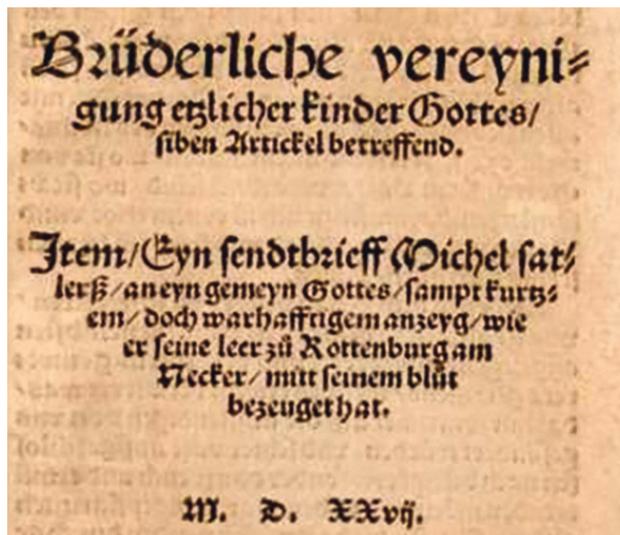


Abb. 6 Titelseite der „Schleitheimer Artikel“ des Michael Sattler, Basel 1527 (Bayerische Staatsbibliothek München).

Erzherzog Ferdinand erließ als habsburgischer Landesherr eine ganze Reihe von Mandaten zur Festigung der kirchlichen Autorität. Studenten aus den Vorlanden hatten die Universität Wittenberg zu verlassen, künftig sollten sie ausschließlich an den katholischen Hochschulen Freiburg oder Ingolstadt immatrikuliert werden. Die Gläubigen wurden zu wahrhafter Reue und zu bußfertigen Leben ermahnt sowie zur Einhaltung der Fasten- und Beichtpflichten. Die Priester wurden angehalten, kräftig Weihwasser zu spenden, zum Angelus-Gebet zu läuten, regelmäßig Prozessionen und Bittgänge zu veranstalten und mit einem Beichtregister zu kontrollieren, ob alle die Osterbeichte ablegten. Martin Bucer stellte in einem Brief an Martin Luther am 8. Oktober 1525 fest: *Die oberrheinischen Kirchen sind aufs Höchste der päpstlichen Tyranny verfallen.*²² Der Freiburger Rat erklärte gegenüber einer Anschuldigung aus Straßburg, das Evangelium zu verhindern, wie folgt:

[...] *dass man die Satzungen der heiligen christlichen Kirche, die viele Jahrhunderte bisher eingehalten worden seien, nicht abschaffen und dem Evangelium nicht den verdammten hussischen Glauben einmischen lassen wolle, noch wolle man die von der lutherischen Sekte ausgehende Reizung der Untertanen gegen die Obrigkeit gestatten.*²³

Hier wie im ganzen Reich hatte die politische Obrigkeit das Schicksal der konfessionellen Entwicklung in den Händen. In den Reichstagen von Speyer 1526 und 1529 behaupteten die Reichsstände ihre kirchenpolitische Souveränität gegenüber der Reichsgewalt. Diese war durch die Abwesenheit Karls ohnehin geschwächt: Der Kaiser war im Krieg gegen Frankreich und gegen die Türken gebunden. *Der Türk ist der Lutherischen Glück*, das wusste man.²⁴ Ein Kompromissversuch mit der „Confessio Augustana“ scheiterte 1530 beim Augsburger Reichstag. Ebenso die diversen „Religionsgespräche“ bis 1541. Auch der Schmalkaldische Krieg brachte keine Entscheidung. Schließlich musste der Kaiser 1555 vor der geballten Macht der Fürsten (der „fürstlichen Libertät“) kapitulieren und den „Augsburger Religionsfrieden“ akzeptieren. Die Verhandlungen hatte Karls Bruder Ferdinand geführt; Karl selbst dankte ab, Ferdinand wurde Kaiser. Der Augsburger Religionsfrieden sicherte den Landesherrn reichsrechtlich die Anerkennung ihres katholischen oder lutherischen Bekenntnisses, dem sich die jeweiligen Untertanen anzuschließen hatten: *Cuius regio, eius religio*. Von unten kam kein Druck zu einem Bekenntniswechsel. Bei einer Befragung erklärten Bauern eines Dorfes bei Rastatt, sie folgten dem Glauben, in dem sie erzogen und unterwiesen seien, *lehrte man sie anders, thaten sie auch anders.*²⁵

²² HERIBERT SMOLINSKY: „Ecclesiae rhenanae“. Die Reformation am Oberrhein und ihre Eigenart, in: Im Zeichen von Kirchenreform und Reformation. Gesammelte Schriften zur Kirchengeschichte in Spätmittelalter und früher Neuzeit, hg. von KARL-HEINZ BRAUN u.a. (Reformationsgeschichtliche Studien und Texte, Suppl. 5), Münster 2005, S. 288-308, hier S. 288.

²³ BUSZELLO/MERTENS/SCOTT (wie Anm. 13), S. 35; der Text ist von mir eingedeutscht.

²⁴ GERHARD MÜLLER: Die Reformation als Epoche der europäischen Geschichte, in: DERS.: Causa Reformationis. Beiträge zur Reformationsgeschichte und zur Theologie Martin Luthers. Zum 60. Geburtstag des Autors, hg. von GOTTFRIED MARON und GOTTFRIED SEEBASS, Gütersloh 1989, S. 9-24, hier S. 15.

²⁵ Zitiert von KONRAD KRIMM: Von der Herrschaft zum Staat. Die Markgrafschaft von der Mitte des 13. Jahrhunderts bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts, in: Geschichte Badens in Bildern 1100-1918, hg. von HANSMARTIN SCHWARZMAIER u.a., Stuttgart u.a. 1993, S. 51-114, hier S. 75.

Für die Gebiete am Oberrhein bedeutete der Augsburger Religionsfrieden, dass die politische Kleinkammerung des Raumes zugleich seine konfessionelle Aufspaltung oder Zersplitterung bewirkte. Der badische Markgraf Christoph hatte 1515 sein Land für die drei Söhne Ernst, Philipp und Bernhard aufgeteilt. Sein Sohn Ernst hatte den südlichen Teil, das sogenannte „Markgräflerland“, bereits (von Sulzburg aus) regiert und wurde 1535 nach dem Tod von Philipp zum Markgrafen von Baden-Durlach (mit Pforzheim, Ettlingen, Emmendingen/Hachberg dazu). Sein Bruder Bernhard erhielt Baden-Baden, wo er Priesterehe und Laienkelch zuließ, dann aber die Neuerungen wieder zurücknahm. Letztlich blieb die Markgrafschaft Baden-Baden in der Folge nach mehreren Konfessionswechseln katholisch. Fürstenberg, das auch über die Ortenau herrschte, wurde 1530 für einige Jahre evangelisch, bis der neue Landesherr alle seine Gebiete (einschließlich Gengenbach) 1548 rekatholisierte. Der Baden-Durlacher Markgraf Karl II. (1553-1577), den sein Vater Ernst bereits streng lutherisch erziehen ließ, machte sein Land nach schrittweisen Reformen 1555/56 endgültig protestantisch. Die lutherische Kirchenordnung für das Land (redigiert von dem Freiburger Martin Achtsynith!) galt auch für die südbadischen Landesteile, das Markgräflerland, das bis zu den heutigen Freiburger Stadtteilen Haslach, Tiengen und Opfingen reichte, sowie für Emmendingen/Hachberg mit dem nördlichen Breisgau mit Ihringen, Eichstetten und der Osthälfte von Bötzingen, wie auch für Gundelfingen, Denzlingen, Teningen und Vörstetten.

Vorderösterreich entwickelte sich indes zu einem Bollwerk der „Alten Kirche“ im deutschen Südwesten, umgeben von Gebieten, die protestantisch wurden. Freiburg kam dabei die Rolle einer Frontstadt zu. Die Selbstreform der katholischen Kirche verlief freilich ziemlich schleppend. Die Beschlüsse des Konzils von Trient (1545-1563) wurden im Bistum Konstanz erst spät umgesetzt. Die ersten Visitationen brachten ziemlich schlimme Zustände ans Licht. Die häufigsten Vorwürfe gegen den Klerus betrafen Unzucht, Trunksucht und im Wirtshaus-Sitzen. Ein Priesterseminar, wie es in Trient für jedes Bistum vorgeschrieben wurde, schuf man für die Konstanzer Diözese schließlich erst 1609. Lange sträubte man sich in Freiburg gegen den Einzug der Jesuiten. Erst 1620 konnten sie ihr Kolleg in der Stadt eröffnen und einen Großteil der Lehrstühle der Universität in Philosophie und Theologie übernehmen.

Zum Schluss darf gefragt werden: Hat sich die Reformation gelohnt?

Gelohnt hat sie sich für die Territorialherren, die sich des Kirchengutes bemächtigen konnten und über die Moral der Untertanen zu gebieten vermochten. Als tief und nachhaltig wirkende Folge der Reformation bedeutet die Spaltung der *res publica christiana* indes ein schlimmes Unheil mit Hass, Krieg und Zerstörung. Die Spaltung ist weniger der neuen Lehre als dem Machtwillen der Fürsten – und auch dem der Kurie geschuldet. Für Jahrhunderte lebten Christen nun getrennt nach Konfessionen. Taufen, Eheschließungen, Bestattungen erfolgten getrennt. In Verwandtschaft, Freundschaften, Nachbarschaften blieben jeweils Protestanten einerseits und Katholiken andererseits unter sich. Die unterschiedlichen Frömmigkeitsformen schufen letztlich zwei unterschiedliche Kulturen: Die Protestanten kultivierten das Wort, die Katholiken das Bild. Dort mehr Vernunft, hier mehr Gemüt, vielleicht auch: Erkenntnis versus Empfindung. Den Protestanten nahm die Reformation die Bilder, die Heiligen, Maria, die Prozessionen und Wallfahrten, den Weihrauch und das Weihwasser – alles für's Gemüt! Aber: Als Protestant zu leben war weit kostengünstiger! Was gaben die Katholiken für den Bau und die Ausstattung der barocken Kirchen und Klöster aus, für Gewänder, Kerzen und Monstranzen, ganz abgesehen vom Produktions- und Verdienstausschlag durch Wallfahrten und die vielen rein katholischen Feiertage!

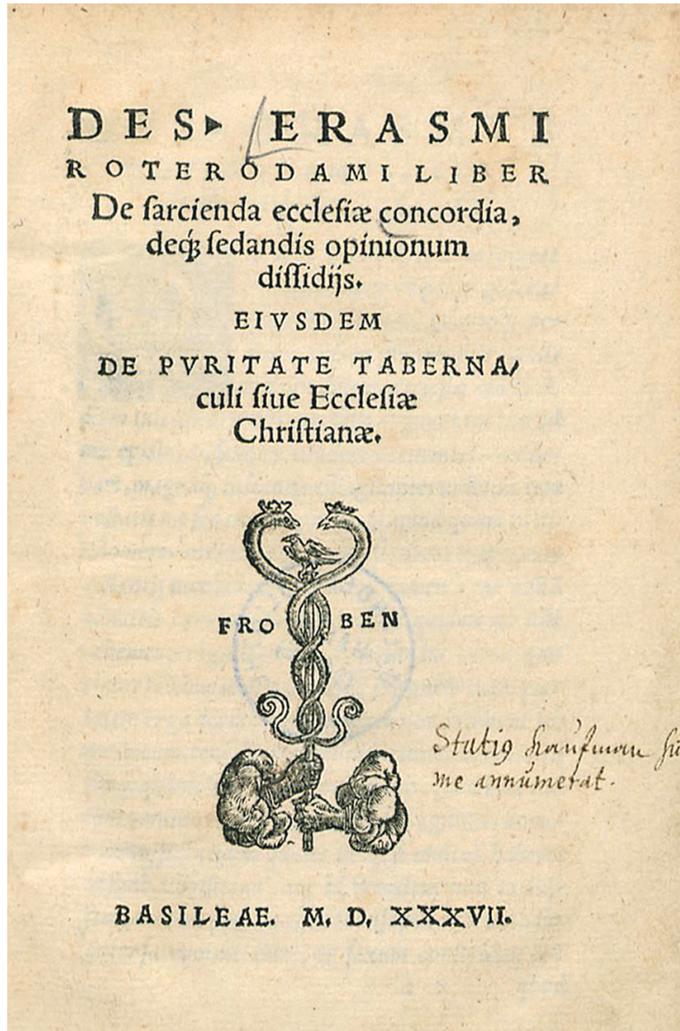


Abb. 7 „De sancienda ecclesiae concordia“ von Erasmus von Rotterdam, hier die Ausgabe Basel 1537 (Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg).

Dass Luther die Grundlage für die deutsche Standardsprache schuf, ist für alle ein hohes Gut. Auch die Stärkung individueller Gewissensverantwortung geht auf das Positivkonto der reformatorischen Lehre. Sie hat später auch zur Ausbildung demokratischer Ideen und Strukturen beigetragen. Die Grundlegung allgemeiner Bildung durch das protestantische Schulwesen brachte den evangelischen Christen langfristig einen Modernisierungsvorsprung, nicht nur bei der Industrialisierung (1965 hat Karl Erlinghagen, Pädagogische Hochschule Freiburg, das „katholische Bildungsdefizit“ aufgezeigt). Erzbischof Gröber hat bei der Bevölkerungsentwicklung mit Erstaunen die überproportionale Zunahme des Anteils an Protestanten im Gebiet des Erzbistums erkannt und sah: Protestanten leben länger als Katholiken. Was hat sich gelohnt?

Und die Spaltung der Christenheit? Was katholische Christen von protestantischen damals und bis vor zwei Generationen trennte, waren wie „Marker“ der verbotene „Laienkelch“, das Latein in der Liturgie, das strenge Fastengebot oder das Angelusläuten, das Fegefeuer und die Osterbeichte. Was davon trennt uns noch heute? Der „Weltbürger“ Erasmus, dem man vorwarf, er habe das Ei gelegt, das Luther ausbrütete, hat im vorletzten Jahr seines Aufenthaltes hier in Freiburg eine Schrift über die Heilung der Concordia (d.h. die innere Einheit) der Kirche verfasst, deren Wirkungen Peter Walter eingehend untersucht hat: „De sarcienda ecclesiae concordia“ (Freiburg 1533, vgl. Abb. 7). Erasmus bezeichnete die Spaltung als schwere, aber nicht unheilbare Erkrankung der Kirche. Und in einem Brief an den neuen Papst Paul III. schrieb er 1535: *Es gibt Überzeugungen, bei denen es erlaubt sein sollte, verschiedener Meinung zu sein, ohne dass dadurch der Frieden in der Christenheit zerstört würde.*²⁶ Man müsse nur die *Adiaphora* (= Nebensachen) außer Acht lassen, um sich zu versöhnen. Im Besitz einer absoluten Wahrheit zu sein, konnte keiner für sich in Anspruch nehmen, auch Erasmus nicht.

Sollte das Reformationsjubiläum 1517-2017 dazu führen, dass sich die Christen aus der Glaubensspaltung befreien, dann könnte die *res publica christiana*, das „Gemeinwesen Christenheit“, wieder das werden, was die Kirche bis vor 500 Jahren war: Eine plurale, eine dynamische Einheit in einer wahren con-cordia, einer Eintracht des Herzens.²⁷

²⁶ Brief vom 23. Februar 1535 aus Freiburg, in: Erasmus von Rotterdam. Briefe, verdeutsch und hg. von WALTHER KÖHLER, Bremen 1956, S. 559-561, hier S. 561. Erasmus verweist in diesem Zusammenhang auf einen Satz im Philipperbrief: „Und wenn ihr anders über etwas denkt, wird Gott euch das offenbaren.“ Phil. 3,15.

²⁷ Geringfügig ergänzter Text meines Vortrags am 19. Juni 2017 in der Stube des Breisgau-Geschichtsvereins „Schau-ins-Land“.

Das Dreisamtal auf handgezeichneten Karten der Frühen Neuzeit

Von
CLAUDIUS HEITZ

Einleitung

Historische Karten und Pläne faszinieren unmittelbar durch ihre Anschaulichkeit. Sie dokumentieren geografische, aber auch rechtliche, wirtschaftliche und kulturelle Verhältnisse eines abgegrenzten Raumes zu einer bestimmten Zeit. Gleichzeitig verraten sie einiges über Raumvorstellungen sowie über vermessungstechnische und darstellerische Mittel der jeweiligen Zeit. Dabei darf nicht vergessen werden, dass sie grafische Hilfskonstruktionen bleiben, Raummodelle, die in ihrer Darstellungsweise begrenzt sind. Welchen Quellenwert besitzen sie? Wie aussagekräftig sind die Informationen, die sie enthalten?¹

Von der historischen Forschung sind Karten und Pläne gegenüber schriftlichen Quellen lange vernachlässigt worden. Und auch in den Archiven führten sie bis in die jüngere Vergangenheit ein Schattendasein. Dass im Generallandesarchiv Karlsruhe (GLA) während des 19. Jahrhunderts Karten und Pläne aus Akten entnommen und separat gelagert wurden, oft ohne den ursprünglichen archivalischen Zusammenhang zu vermerken, ist ein eindrücklicher Hinweis auf diese stiefmütterliche Behandlung. Teilweise wurden die Stücke lieblos auf Karton aufgeklebt. Wegen ihres Formats und in vielen Fällen auch wegen starker Beschädigungen stellten sie Archivare vor größere Herausforderungen. Spätestens seit der Mitte des 20. Jahrhunderts wurde ihr Wert mehr und mehr erkannt, in einigen Fällen gelang es, den ursprünglichen Zusammenhang der Karten zu rekonstruieren, d.h. die zugehörigen Aktenstücke zu ermitteln, denen sie entnommen worden waren.²

Das Generallandesarchiv besitzt eine umfangreiche Sammlung von Karten und Plänen. Sie besteht aus drei Teilen: 1. Militärkarten und -pläne, 2. Gemarkungspläne, die in der Mehrzahl aus den Behördenregistraturen ausgesondert wurden, sowie 3. gedruckte Karten. Unter der Archivsignatur H (allgemeine Kartensammlung) werden rund 27.500 Einzelstücke zusammengefasst. Für die Gemarkungspläne existiert seit 2001 ein umfassendes Inventar,³ während andere Kartenbestände noch immer kaum erschlossen sind; detaillierte Findmittel sind teilweise nur

¹ Für Anregungen und hilfreiche Hinweise danke ich herzlich Theo Gremmelpacher, Rüdiger Hitz, Wolfgang Hug, Dargleff Jahnke und Norbert Ohler.

² HANSMARTIN SCHWARZMAIER: Kartographie und Gerichtsverfahren. Karten des 16. Jahrhunderts als Aktenbeilage. Zugleich ein Katalog der ältesten handgezeichneten Karten des Generallandesarchivs Karlsruhe, in: Aus der Arbeit des Archivars. Festschrift für Eberhard Gönner, hg. von GREGOR RICHTER (Veröffentlichungen der Staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg 44), Stuttgart 1986, S. 163-186; vgl. auch: Landkarten aus vier Jahrhunderten, Katalog zur Ausstellung des Generallandesarchivs Karlsruhe 1986, bearb. von HEINZ MUSALL u.a. (Karlsruher Geowissenschaftliche Schriften, Reihe A: Kartographie und Geographie 3), Karlsruhe ²1987.

³ Gemarkungspläne im Generallandesarchiv Karlsruhe, bearb. von MARIE SALABA und GISELA SCHENCK (Veröffentlichungen der Staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg 52/1 und 52/2), Stuttgart 2001; sehr informativ ist die Einleitung der Bearbeiterinnen auf S. 9-21.

als Zettelrepertorium bzw. gar nicht zugänglich.⁴ Daher können im Archiv auch heute noch interessante Entdeckungen in diesem Bereich gemacht werden.

Die im Folgenden zu behandelnden vier handgezeichneten Karten über das Dreisamtal liegen alle im Generallandesarchiv Karlsruhe und stammen aus dem 16. und 17. Jahrhundert. Nach Hansmartin Schwarzmaier war das eine Hochzeit der Kartenproduktion.⁵ Stark vereinfacht lassen sich für unseren Raum folgende Schwerpunkte der Kartografie in der Frühen Neuzeit ausmachen:

Vor dem Dreißigjährigen Krieg überwog die sogenannte „Landtafelkartografie“. Es handelt sich dabei um meist farbig ausgeführte, oft schon recht detaillierte Darstellungen von Orten und Landschaften aus der Vogelperspektive, die in der Literatur wegen ihrer künstlerischen Darstellungsweise häufig „Landtafel“ genannt werden.⁶ Ein Beispiel dafür ist Freiburgs ältester, vom Straßburger Arzt und Kartografen Job Korntawer im Auftrag der Stadt gemalter Gemarkungsplan von 1608, ein eindrucksvolles Ölgemälde.⁷

Daneben entstanden gezeichnete Karten v.a. in den letzten Jahrzehnten des 16. und im 17. Jahrhundert häufig im Zusammenhang mit Rechtsstreitigkeiten. Sie wurden nicht mehr von Künstlern und Gelehrten, sondern zunehmend von Technikern oder Berufskartografen gefertigt und waren ursprünglich als Beilagen den entsprechenden Akten beigegeben. Im Zuge der Herrschaftsverdichtung und des Ausbaus sowohl des frühneuzeitlichen Fürstenstaates als auch kleinerer Grundherrschaften wurden geschlossene Flächenterritorien und deren Grenzen in dieser Zeit wichtiger. Dementsprechend häuften sich juristische Auseinandersetzungen, in denen es um die genaue Grenzziehung ging; auch die präzise Markierung von Territoriumsgrenzen und die massenhafte Setzung von Grenzsteinen fallen in diese Epoche. Gerichtlich bestellte Zeichner stellten häufig Karten zur Verdeutlichung und zur gerichtlichen Klärung von Rechtsstreitigkeiten her. Genauigkeit war da vor allem für die Prozessgegenstände gefordert, andere Details konnten weggelassen oder stilisiert dargestellt werden. In der Regel sind sie handgezeichnet, oft auch koloriert.⁸

Im 17. und 18. Jahrhundert wurden Militärkarten immer wichtiger. Die Militärkartografie lieferte Karten für Generäle und Feldherren zur Orientierung im Gelände, zur Planung von Feldzügen, zur Organisation von Verteidigungsstellungen und zur Projektion von Befestigungsanlagen. In diesem Zusammenhang wurden Landschaften von Militäringenieuren auch vermessen. Diese wandten aber die prinzipiell bereits bekannte trigonometrische Vermessung noch kaum an; häufiger waren dagegen Routenaufnahmen, indem Straßen und Wege der Länge nach abgescritten oder abgeritten und so Entfernungen und auch Himmelsrichtungen aufgenommen wurden. Seit dem Dreißigjährigen Krieg, aber besonders in den darauffolgenden Auseinandersetzungen zwischen Frankreich und dem Habsburgerreich spielten Karten eine immer größere

⁴ Ich danke den Mitarbeitern des Generallandesarchivs für die Einsicht in noch nicht veröffentlichte Findmittel.

⁵ SCHWARZMAIER (wie Anm. 2), S. 185.

⁶ RUTHARDT OEHME: Die Geschichte der Kartographie des deutschen Südwestens (Arbeiten zum historischen Atlas von Südwestdeutschland 3), Konstanz/Stuttgart 1961, hier S. 28f.

⁷ Ebd., S. 80; HERMANN FLAMM: Der älteste Gemarkungsplan der Stadt Freiburg i. Br. aus dem Jahre 1608, in: Schau-ins-Land 40 (1913), S. 21-32 (S/W-Abdruck des Plans auf S. 23); Friburgum – Freiburg. Ansichten einer Stadt, Begleitband zur Ausstellung, hg. von der Stadt Freiburg und dem Augustinermuseum, Waldkirch 1995, S. 75 (Farb-Abdruck). Das 230 x 458 cm große Original wird im Augustinermuseum Freiburg aufbewahrt (Inv. Nr. 1728), eine Kopie hängt in der Meckel-Halle des Hauptgebäudes der Sparkasse Freiburg-Nördlicher Breisgau in der Freiburger Altstadt (Kaiser-Joseph-Straße).

⁸ SCHWARZMAIER (wie Anm. 2), S. 185.

Rolle. Neben den handgezeichneten Karten erscheinen auch erste Stiche von Militärkarten und Festungsplänen. Für den Breisgau sind in gleicher Weise habsburgisch-deutsche wie französische Karten belegt.⁹

Im späteren 17. und vor allem im 18. Jahrhundert begann in Südwestdeutschland die systematische Landesaufnahme mit weitgehend lückenlosen Katastervermessungen und der Herstellung von Gemarkungsplänen für jeden Ort. Sie wurden von den jeweiligen Regierungen getragen, dahinter standen Verwaltungs- und fiskalische Interessen: So sollte etwa der „fruchtbringende Boden“ vermessen werden. Diese landesherrliche Kartierung verlief wegen der territorialen Zersplitterung – gerade das heutige Südbaden glich politisch einem Flickenteppich unterschiedlicher Städte und Herrschaften – in den einzelnen Regionen sehr disparat. In den beiden badischen Markgrafschaften nahm eine systematische Vermessung in der Mitte des 18. Jahrhunderts ihren Anfang, nach der Vereinigung 1771 wurde eine topografische Neuaufnahme nach einheitlichen Richtlinien vorgenommen.¹⁰ Das Herzogtum Württemberg hatte die kartografische Erfassung seiner Gemarkungen bereits im 17. Jahrhundert begonnen. Im Habsburgerreich genehmigte Maria Theresia 1764 die Durchführung einer Landesaufnahme. Weil deren Ausführung fast ausschließlich in die Regierungszeit ihres Sohnes Joseph II. fiel, wird sie als „Josephinische Landesaufnahme“ bezeichnet.¹¹ 1771 ordnete eine Hofresolution die Vermessung Vorderösterreichs („der Herrschaften vor dem Arlberg“) an.¹²

Bereits 1767/68 hatte Abt Philipp Jakob Steyrer das Territorium des Klosters St. Peter durch einen Geometer exakt vermessen lassen.¹³ Im Anschluss an die Hofresolution begann die systematische Vermessung und Kartierung des Dreisamtals im großen Maßstab. Die Gemarkungskarten der einzelnen Orte erstellten Vermessungsbeamte mit relativ einfachen Instrumenten, aber recht maßstabsgetreu, es sind detailliert ausgeführte Karten im Grundriss. Jede Gemeinde wurde unabhängig bearbeitet.¹⁴ So entstanden z.B. die Gemarkungspläne von Zarten, Weilersbach, Dietenbach, Buchenbach, Hofgrund (1773), Attental (1774), Kirchzarten und Falkensteig (1776), Oberried (1778), Wittental (1780), Eschbach (1785), Stegen (1787) und Unteribental (1790).

Das 19. und vor allem das 20. Jahrhundert brachten für die Kartografie große Fortschritte, sowohl was die Vermessungsmethoden als auch die darstellerischen Mittel anbelangt. Die hier vorgestellten Karten stammen aber, wie gesagt, aus der Frühen Neuzeit. Auch sie lagen ursprünglich als Beilagen in Akten und wurden diesen entnommen. Da ihr ursprünglicher archivalischer Zusammenhang jedoch nicht rekonstruiert werden konnte, muss in den folgenden Ausführungen manches vorläufig bleiben.

⁹ Interessantes Beispiel dafür ist eine gedruckte französische Militärkarte aus dem frühen 18. Jahrhundert, die offenbar anlässlich der französischen Belagerung Freiburgs 1713 entstand. In ihr werden vereinzelt die Namen von Orten, die längere Zeit unter französischer Herrschaft standen, französisch benannt: Das Zartener Becken hieß *Vallée de Saint Pierre*, Littenweiler *Literviller*, die Kartause *Chartreux*. RUTHARDT OEHME: Eine französische Militärkarte der Freiburger Landschaft aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts, in: *Schau-ins-Land* 13 (1984), S. 39-55, bes. S. 52 und 54 mit Fußnote 26.

¹⁰ OEHME (wie Anm. 6), S. 65.

¹¹ Ebd., S. 56 und 75-78.

¹² HANSPETER FISCHER: Vermessungen und Kartierungen in Tirol und in Vorderösterreich 1760 bis 1793, in: *Cartographica Helvetica* 19 (1999), S. 37-45, hier S. 38-40.

¹³ OEHME (wie Anm. 6), S. 79; für St. Peter entstanden damit sehr schön gezeichnete Karten, die mit Blumen und Ornamenten verzierte Titelkartuschen tragen, darunter interessante Detailkarten wie die Vermessung und Kartierung *über ein Stuk Wald und dabei liegenden Zinsguth in der Eschbacher Vogtey* 1767, beschrieben und im Ausschnitt abgedruckt in: MUSALL (wie Anm. 2), S. 222f.

¹⁴ OEHME (wie Anm. 6), S. 79.



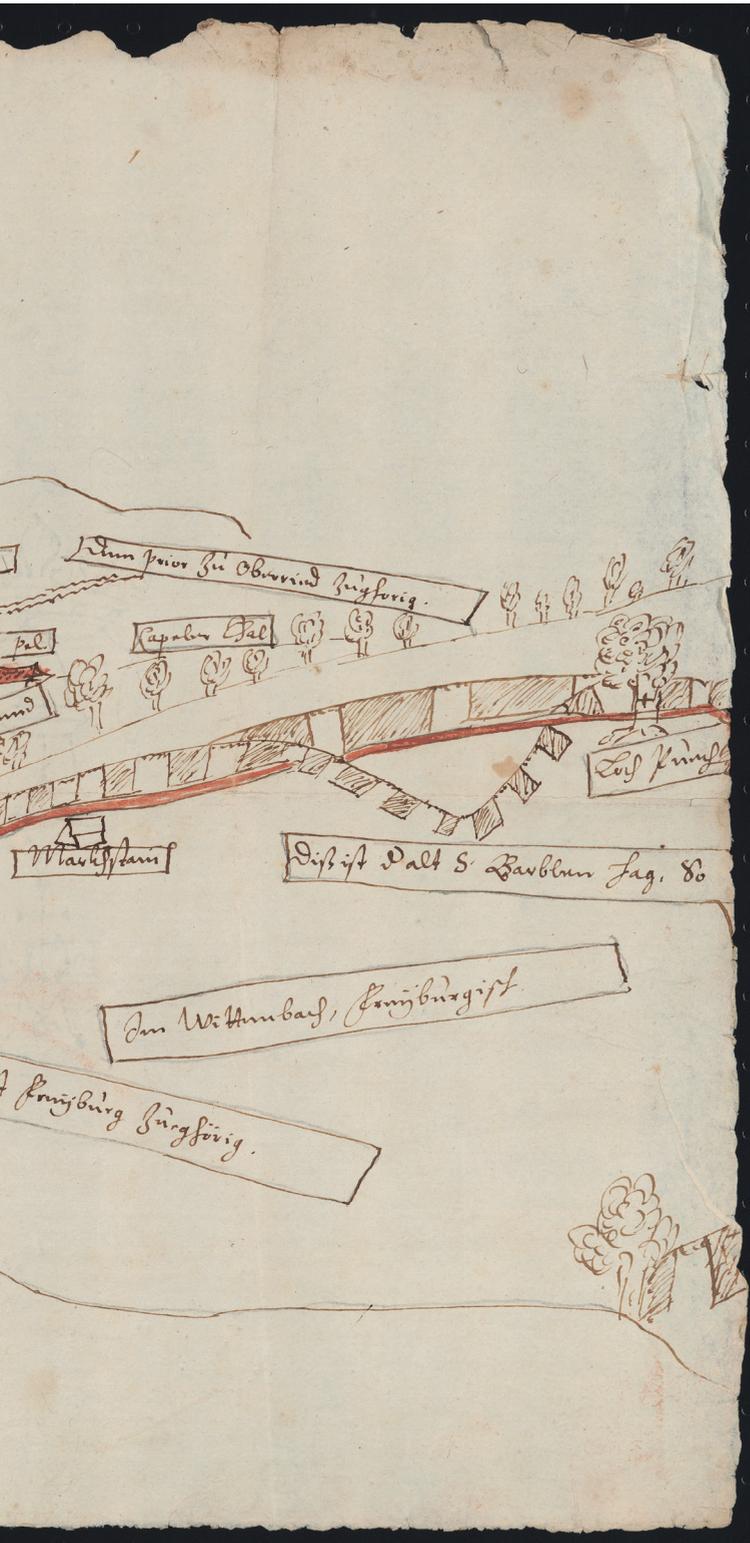


Abb. 1
Grenzkarte, 16. Jahrhundert: Karten, waß zu der Statt Freyberg und anderswohin, sonderlich Oberried gehört (GLA, H Freiburg 11a).

Grenzkarte (16. Jahrhundert)

Die erste hier zu behandelnde Karte (GLA, H Freiburg 11) wurde im Archiv den Gemarkungsplänen zugeordnet, sie ist online einsehbar.¹⁵ Sie besteht aus drei Kartenblättern (H Freiburg 11a, 11b, 11c): der Hauptkarte (11a, Abb. 1) und zwei Detailausschnitten mit der Darstellung des Geländes südlich von Littenweiler (11b, Abb. 2) und des Attentals im nördlichen Dreisamtal (11c). Auf diese Weise konnte der Zeichner auf drei etwa gleich großen Blättern (im Format 32,2 bzw. 32,5 cm x 41 bzw. 42 cm) die komplexen Besitz- und Grenzverhältnisse detailliert wiedergeben. Das Kartenwerk entstammt, wie so viele andere Karten im Generallandesarchiv, ganz offensichtlich einem Gerichtsverfahren, das in diesem Fall einen Grenzstreit zum Gegenstand hatte.¹⁶ Auf der Rückseite ist die Hauptkarte zeitgenössisch beschriftet: *Kartten, waß zu der Statt Freyburg und anderswohin, sonderlich Oberried gehört*. Datiert werden die an den Rändern beschädigten Kartenblätter auf das 16. Jahrhundert, eine genauere zeitliche Einordnung gibt das Findbuch des Archivs nicht. Sie wurden mit Tusche gezeichnet und mit roter Farbe sparsam koloriert. Eine Vorzeichnung aus Bleistiftlinien ist an manchen Stellen noch erkennbar. Die Hauptkarte (11a) ist nach Osten ausgerichtet, ihr Maßstab entspricht ca. 1:50.000 in Ost-West-Richtung und 1:20.000 in Nord-Süd-Richtung. Freiburg liegt im linken unteren Eck, die Schwarzwaldhöhen von St. Peter und St. Märgen am rechten oberen Bildrand.

Dominant im Zentrum findet sich eine rot kolorierte Linie mit der Aufschrift *Was hie innsaitt deß Rotten strichs, ist Freyburg Zueghörig*. Für das Oberrieder Tal und Kappel (*Capel, Capeler Thal*) im Hintergrund wird die dortige Grundherrschaft genannt: *dem Prior Zu Oberried Zueghörig*. Auf dem nördlichen Kartenblatt (11c) hat der Zeichner eine genauere Erklärung gegeben: *Was zwischen denn roten Strichen eingefast, So Uber alle Höhe der Berg gehen Sambt dem Attenthal, ist alles der Statt Freyburg grund unnd boden*. Die rote Grenzlinie auf der Hauptkarte entlang führt eine auffällige Struktur aus aneinandergereihten und miteinander verbundenen Quadraten bzw. Rechtecken. Unklar ist, ob sie nur eine fiktive Markierung anzeigt oder im Gelände auf irgendeine Weise sichtbar war. Diese Linie verlässt zwischen dem Kappler Tal (*Capeler Thal*) und einem Gewann namens *der alt S. Barblen Hag* die Grenzlinie. Die Detailkarte 11b (Abb. 2) geht darauf genauer ein und zeigt neben diesem Gewann – *S. Barblen Hag So ietzmals stadt, dem Teutschen Hauß und Landegg Zueghörig* – einen die Grenze querenden Weg (*Diser weg gehet durch den Hag gen Lytenweiler*); in der Nähe des Abzweigs geht eine dieser besonders strukturierten Linien von der Grenze ab, eine Fehleintragung (*zu Weytt auf Freyburger Boden gemacht*) ist nur noch schwach erkennbar. Eine zweite Linie nähert sich von der anderen Seite her dem Weg. Von Bedeutung waren zudem die anderen Grenzmarkierungen: Insgesamt vier *Markhstaine* mit auffälliger Form (also gekennzeichnete Grenzsteine, in der Karte mit einem Kreuz bezeichnete zelt- oder quaderförmige Steine), einer bereits umgekippt (*diser marstein Leitt*), sowie ein *Loch Punkt* sind auf der Hauptkarte und der Detailkarte 11b eingezeichnet (vgl. Abb. 3a-c). Mit *Lochen* bzw. *Lochbaum* wurden in lebendes Holz eingehauene Einkerbungen bezeichnet, speziell in Bäume gehauene Kreuze, wie es die Federzeichnung bildhaft darstellt, die als Grenzmarkierungen dienten.¹⁷ Alle diese Grenzpunkte befinden sich

¹⁵ Permalinks: <http://www.landesarchiv-bw.de/plink/?f=4-1703646>, <http://www.landesarchiv-bw.de/plink/?f=4-1703647>, <http://www.landesarchiv-bw.de/plink/?f=4-1703648>. Abbildung der Karte H Freiburg 11a auch im Inventar, SALABA/SCHENCK (wie Anm. 3), S. 324.

¹⁶ Nach Schwarzmaier stammen „nahezu alle Karten des 16. Jahrhunderts“ aus Prozessakten, wobei etwa die Hälfte davon ans Reichskammergericht Speyer ging, SCHWARZMAIER (wie Anm. 2), S. 166.

¹⁷ Vgl. einen Beleg aus dem 18. Jahrhundert bei JACOB UND WILHELM GRIMM: Deutsches Wörterbuch, Artikel „Lachbaum“, 12. Bd, München 1999 (Nachdruck der Erstausgabe Leipzig 1885), Sp. 11f.: „bäum, welche

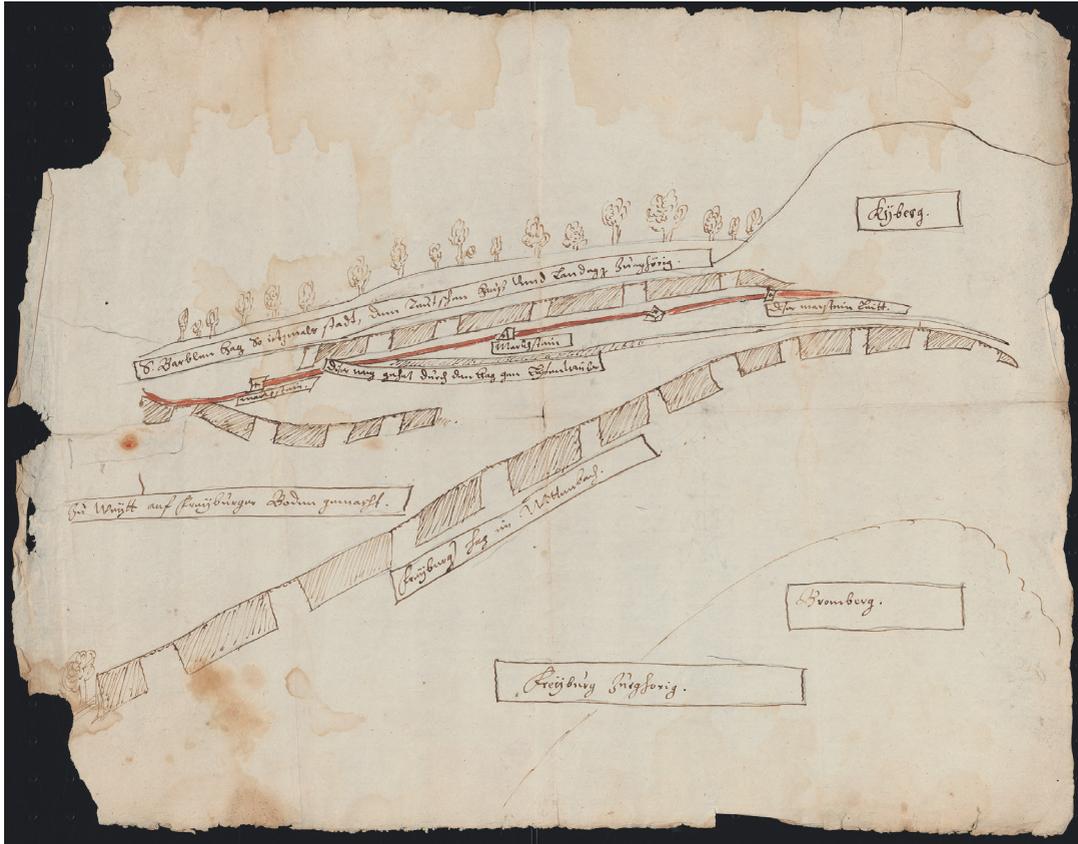
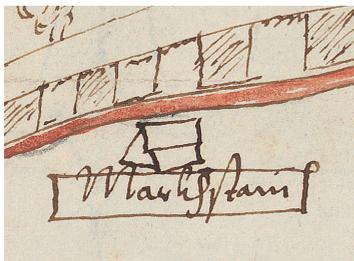


Abb. 2 Detailkarte des umstrittenen Gebiets S. Barblen Hag südlich von Littenweiler mit roter Grenzlinie und abweichenden Markierungen (GLA, H Freiburg 11b).



a



b



c

Abb. 3a-c Markierungen an der umstrittenen Grenzlinie: Grenzsteine (Markstain) und ein mit einer kreuzförmigen Einkerbung versehener Baum (Loch Punkt) (Ausschnitte; GLA, H Freiburg 11a und 11b).

auf der rot kolorierten Grenzlinie zwischen dem Freiburger und Oberrieder Territorium. Das Gebiet am *alt S. Barblen Hag* ist ganz offenbar das umstrittene Gelände, um das im Prozess verhandelt wurde.

Die St.-Barbara-Kapelle auf dem Sonnenberg, 1476 errichtet, ist auf der Hauptkarte ebenso eingezeichnet (*S. Barbel*) wie der Ort *Lyttenweyler* und, gegen Kappel hin, ein *Lyttenweyler grund* genanntes Areal. Besonders detailliert ist die Stadt Freiburg (*Freyburg Statt*) gezeichnet. Insbesondere das Münster mit seinem charakteristischen Turm ist relativ naturgetreu dargestellt. Stattliche Bürgerhäuser in seinem Umkreis und die Burg auf dem Schlossberg im Hintergrund sind zu erkennen. Auf einer Kammlinie in östlicher Richtung findet sich die *Chartauß* als größere Anlage mit Kirchengebäude und Turm, dahinter *S. Ottilia*, ein *Freyburgisch* Gebiet. Markant, wenn auch geografisch nicht immer korrekt verortet, sind die Bachläufe von Dreisam (*Treysam Fluß*), Eschbach, Wagensteigbach und Brugga bzw. Rotbach (?) hervorgehoben; sie bildeten eindeutige Orientierungslinien. Beim Zusammenfluss von Wagensteig- und Eschbach ist ein Übergang eingezeichnet. Fast gleich wichtig erscheinen Berge und Erhebungen, die entweder durch Tuschelinien oder mithilfe von Flurnamen (*Flaunser, Buggbühel, Clarenberg* etc.) erkennbar gemacht wurden. Und drittens gab der Zeichner kirchliche Gebäude wieder: neben dem Münster und der St.-Barbara-Kapelle von Littenweiler die Kirche von Kappel, dann neben der Klosterkirche der Kartaus die St.-Ottilien-Kapelle, auf der Höhe die Kirchen von St. Peter und St. Märgen, die Kapelle auf dem Thurner und schließlich die Kirche von Kirchzarten (*Freyburg Zughörig*). Sie ist durch ihre Größe hervorgehoben; ähnlich dem Münster ist sie an markanten Details, etwa dem mehrstöckigen Turm, leicht identifizierbar. 1509/10 wurde die Kirchzartener St.-Gallus-Kirche im spätgotischen Stil umgebaut, u.a. wurde dem Turm ein Geschoss mit spätgotischem Fenstermaßwerk aufgesetzt, der Chorraum neu gestaltet und das Kirchenschiff in der Breite vergrößert.¹⁸ Die Federzeichnung auf der Karte zeigt offenbar ihr Äußeres nach dem Umbau. Die Kirchengebäude insgesamt repräsentieren die betreffenden Ortschaften. Auch die Orte Ebnet und Buchenbach sind auf der Karte eingetragen, nicht jedoch so alte und wichtige Ortschaften wie Zarten oder die an der Fernstraße auf den Schwarzwald liegenden Dörfer Burg und Wagensteig, obwohl zum Gebiet der Freiburger Talvogtei gehörig. Ein auffallend großes Gebäude ist als Teil des Ortes Littenweiler eingezeichnet.

Lediglich zur Orientierung dienen die wenigen herrschaftlichen Gebäude im Tal, wenn man die stark stilisierende Art und Weise betrachtet, auf die sie gezeichnet sind. Namentlich sind das die Burg Wiesneck und das Schloss Weiler (Stegen). Die Burg Wiesneck war im Bauernkrieg 1525 zerstört und danach wieder aufgebaut worden. Auf dieser Karte ist sie als Burg mit zinnenbesetzter Wehrmauer gezeichnet, eine vertikale Linie scheint zwei zusammenhängende Gebäude anzudeuten. Auf einem etwa zeitgleich entstandenen Ölgemälde, der Sebastianstafel in der Schlosskapelle von Stegen (1. Hälfte 16. Jahrhundert), erscheint die *Wißnegg* als Ensemble aus mindestens zwei Gebäuden (evtl. Bergfried und Palas) auf dem mit Mauern geschützten Bergsporn.¹⁹ Das Schloss Weiler, ein mindestens seit dem 11. Jahrhundert existierender Adelsitz an der alten Villinger Landstraße, zeigt die Karte oberhalb des Zusammenflusses der Drei-

man die lochen oder lochbäume, von den löchern die man kreuzweisz darein hauet und ausbohret, zu nennen pflaget“. Vgl. auch Badisches Wörterbuch, Bd. 3, bearb. von ERNST OCHS, Lahr 1997, S. 342f. (Artikel „Lach-baum“ bzw. „Lach[e]“), mit dem Hinweis, dass es sich um einen „Grenzstein zwischen Einzelbesitz (Wiesen u. Äcker, auch Wald), nicht zwischen Gemarkungen“ handelte.

¹⁸ MARIANNE BILL/CLAUDIUS HEITZ/JOHANNA PÖLZL: St. Gallus Kirchzarten. Zu Gast in unserer Pfarrkirche (Kleine Kunstführer), Lindenberg 2016.

¹⁹ Vgl. MANFRED MÜLLER/CLAUDIUS HEITZ: Schlosskapelle Stegen (Kleine Kunstführer), Lindenberg 2015, S. 6.

sam als Komplex aus zwei Gebäuden, dem größer gezeichneten eigentlichen Schloss und einem angebauten zweiten Bau. Architektonische Auffälligkeiten im Kellergeschoss des Schlosses und die detaillierte Darstellung des Schlossareals auf der erwähnten Sebastianstafel – dort fällt die gestufte Giebellinie auf – deuten darauf hin, dass das Schloss Weiler aus verschiedenen ursprünglich separaten Bauten besteht, die erst in der Barockzeit zu einem zusammenhängenden Gebäude verbunden wurden. Die damals schon existierende Schlosskapelle findet sich auf der Karte nicht. Erwähnt werden soll auch der Eintrag *Negel See* südlich von Freiburg: Jahrhundertlang war der Nägelesee im heutigen Stadtteil Wiehre ein stehendes, unwirtliches und unwegsames Gewässer. Hier führten die Flößerkanäle von Oberried und Zastler her, in den Hexenprozessen des 17. Jahrhunderts taucht der Nägelesee als angeblicher Versammlungsort von Hexen auf und diente Ende des 18. Jahrhunderts dem Militär als Lager- und Exerzierplatz. Erst im Zuge der Bebauung in der Wiehre im 19. Jahrhundert wurde er trockengelegt.



a



b



c

Abb. 4a-c Details: Das Dorf Littenweiler und Schloss Weiler (Ausschnitte; GLA, H Freiburg 11a) sowie ein gefasster Brunnen im Attental (*Mangls Brunnen*) (Ausschnitt; GLA, H Freiburg 11c).

Für das Dreisamtal sind einige Flurnamen von Interesse: *Voglsang* und *Schnelbüchel* sind in alten Urkunden belegte Namen im Attental.²⁰ Der Berg Flaunser (zwischen Dreisamtal und Glottertal) ist auf der Karte ebenso eingetragen wie der *Clarenberg* (St. Clara Berg), ein Gewinn im Wittental, und *[F]instergrund* unterhalb des Rosskopfs.²¹ *Buggbüchel* könnte die heute Buchbühl genannte Erhebung nördlich von Stegen sein, auf der Karte liegt das so bezeichnete Gebiet in entsprechender Richtung jenseits des Eschbachs gegenüber dem Schloss Weiler. Der auf der alten Karte eingetragene *Hornbüchel* liegt wohl in der Nähe des heutigen Gewanns Horngrund

²⁰ Im Attental (heute Gemeinde Stegen) hatten die Herren von Üsenberg um 1500 ein Lehen mit Acker, Matten Holz und Feld, genannt *das Vogelsang* (heutiger Flurname „Brenner“). Der Name hat sich als Flurname bis ins 18. Jahrhundert erhalten, vgl. OSKAR STEINHART: „Rauferhof“ im Attental (2012), <http://www.stegen-dreisamtal.de/Rauferhof.htm>; DERS.: Flurnamen von Attental und Wittental, jetzt Gemeinde Stegen (2008), http://stegen-dreisamtal.de/Flurname_3.htm.

²¹ Ebd. mit einem Beleg von 1628 (GLA, 66/9837): *Sankt Clara Berg stossset einer seithen ahn Linßenacker anderer seithen ahn den Wald so gehen Falckenbühl und Baldenweg*. Zu den Freiburger Flurnamen wie Finstergrund, Flaunser/Hochtannenkopf, Hornbühl, Wiedenbach (Wittenbach) vgl.: Geschichtliche Ortsbeschreibung der Stadt Freiburg i.Br., Bd. 3: Die Flurnamen von Freiburg i.Br., bearb. von HERMANN WIRTH (Veröffentlichungen aus dem Archiv der Stadt Freiburg i.Br. 6), Freiburg 1932.

in Richtung Streckereck, weiter westlich auf der Höhe ein *Schnelbüchel* bzw. *Schnell Büchel*.²² Die Detailkarte zum Attental führt noch weitere Flurnamen auf (*Ferntaler Egg* = Förentaler Eck, *Flaunser oder Hoch Tannen Kopf*, *Flaunser Hag*, *Welchentaler Egk*). Besonders interessant ist dort aber die Eintragung von Waldflächen im nördlichen Attental und am Flaunser; die übrigen Gebiete waren damals offenbar waldfrei. Unterhalb der Erhebungen *Horn Büchel* und *Schnell Büchel* ist wiederum eine Linienstruktur aus miteinander verbundenen Rechtecken erkennbar; sie umfasst die künstlich gefasste Quelle des Attentaler Bachs, die mit *Mangls Brunnen* (Abb. 4c) beschriftet ist. Ein Gewinn Mangoldsbrunnen ist auf heutigen Karten am Streckereck eingetragen. Östlich dieses Bachs sind zudem zwei große Wohngebäude zu sehen, sie könnten zum heutigen Breitehof am Eingang zum Attental gehören. Ein weiterer Flurname ist auf der anderen Seite bei Littenweiler vermerkt: *Im Wittenbach*, *Freyburgisch* bzw. *Freiburger Hag im Wittenbach*. Dabei ist weder an die Adelsfamilie der Freiherren von Wittenbach, die in Buchenbach belehnt war,²³ noch an den zu weit vom dargestellten Areal befindlichen Wohnplatz Wittenbach auf der Gemarkung St. Wilhelm²⁴ zu denken, sondern an ein Gewinn zwischen dem Brombergkopf und dem Gasthaus „Schiff“, das auf heutigen Karten Wiedenbach heißt. Auf der südlichen Detailkarte sind außerdem der *Bromberg* (südlich der Wiehre) und der *Kyberg* (heute Kibfelsen, Kibbad) eingetragen.

Lässt sich die Karte historisch verorten? Die Eintragungen zu den Grundherrschaften ermöglichen eine genauere Datierung zu: Ein Teil Littenweilers gelangte 1518 an das Deutschordenshaus in Freiburg, der andere Teil gehörte seit 1473 dem Freiburger Schultheißen Hans Rott, der es 1493 an David Schnewlin von Landeck verkaufte. Gebiete jenseits der Grenzen Richtung Ebnet, Littenweiler und Föhrental sind auf der Karte *Landeggisch* bzw. *Landegg Zughörig* angegeben. Die Familie Schnewlin von Landeck hatte das Dorf Ebnet und neben den genannten Anteilen an Littenweiler auch Föhrental im Norden des Attentals und das Dorf Bickensohl am Kaiserstuhl erworben. Als sie in den 1560er-Jahren im Mannesstamm erlosch, gelangte die Grundherrschaft über Heirat mit der Erbin Anna von Landeck 1567 an Friedrich von Sickingen-Hohenburg. 1462/63 nutzte die Stadt Freiburg die Finanzkrise des Klosters St. Märgen und erwarb deren Grundherrschaft mit den zugehörigen Kastvogteirechten (insbesondere die Meierämter Zarten mit Kirchzarten und Wagensteig). In den folgenden Jahren schuf sie sich bis 1495 ein recht geschlossenes Territorium in ihrem Osten, das von der Talvogtei in Kirchzarten aus verwaltet wurde. Das Wilhelmitenklster in Oberried/Freiburg schließlich hatte sich seit seiner Gründung 1252 eine Grundherrschaft aufgebaut, zu der bis Ende des 15. Jahrhunderts auch größere Anteile an Kappel sowie die Gerichtsbarkeit daselbst gehörten. Die genaue Grenzziehung der Klosterherrschaft in Kappel, insbesondere die nordwestliche Grenze gegen Littenweiler, war offenbar von Anfang an umstritten. Als die Dorfrechte der Klosterherrschaft Oberried 1510 in einem Dingrodel neu gefasst wurden, schwelte dieser Grenzstreit bereits, der sich vielfach schriftlich niederschlug und offenbar bis ins 18. Jahrhundert immer wieder neu aufflammte. Im Jahr 1472 hatte der Freiburger Schultheiß Hans Rott einen Bildstock, den der Abt von Oberried gesetzt hatte, *nidergeworffen und zu Stukken zerlagen* mit der Begründung, er sei ohne seine Einwilligung im Bann von Littenweiler aufgestellt worden. Der Bildstock stand am Fuß des Hörchersbergs, aber noch auf Kappler Gemarkung, sodass ein Schiedsgericht

²² Ein *Schnell biehel* ist auf einem Plan von 1546 eingetragen, STEINHART, Flurnamen (wie Anm. 20).

²³ Die adlige Familie Wittenbach hatte Besitz in Buchenbach, Bötzingen, Oberschaffhausen und Gottenheim.

²⁴ Freiburg im Breisgau, Stadtkreis und Landkreis. Amtliche Kreisbeschreibung. Bd. II/2, Freiburg 1974, S. 944 und 948f.

1476 zugunsten des Klosters entschied.²⁵ 1504/05 ging es um Weiderechte im Bann von Kappel, die Sache ging sogar an das vorderösterreichische Hofgericht zu Ensisheim, wieder wurde zugunsten Oberrieds entschieden.²⁶ In diesem, möglicherweise auch in anderen Zusammenhängen waren Ortsbesichtigungen (Weidgänge) nötig, bei denen die Grenzmarkierungen (*lochen* und *marckstein*) kontrolliert wurden.²⁷ 1539 begannen die Auseinandersetzungen allerdings von Neuem und wurden erst 1607 beigelegt. Bezüglich einer genaueren Datierung können daher lediglich vage Vermutungen geäußert werden. Mit der Freiburger Deutschordenskommande stritt sich das Kloster Oberried im 17. Jahrhundert um Weidgänge und Banngrenzen.²⁸

Das behandelte Kartenwerk dürfte demnach zwischen 1518 und 1560 im Zusammenhang mit den langwierigen Grenzstreitigkeiten zwischen Oberried und den Ortsherrschaften von Littenweiler entstanden sein. Für eine weitere historische Einordnung wäre die Ermittlung der zugehörigen Gerichtsakten unerlässlich.

Die anderen drei hier beschriebenen Karten lagern in der Abteilung „Baden“ der allgemeinen Kartensammlung des Generallandesarchivs (H-f); die Findmittel sind nicht online gestellt und werden auf der Homepage des Archivs als „völlig unzureichend“ bezeichnet; es existiert ein Zettelrepertorium, das momentan digitalisiert und bearbeitet wird. Bei den auf den Karten selbst angebrachten Nummern (12.17.33a, 12.17.33b, 12.17.34) handelt es sich um alte Archivsignaturen aus einem der Vorgängerarchive, in dem die Karten vor Abgabe an das Generallandesarchiv lagen. Leider lassen sich diese Nummern nicht mehr auflösen, weil entsprechende Signaturübersichten nicht existieren. Damit gleicht die Ermittlung der zugehörigen Akten, so hilfreich diese zur Erklärung der Karten wären, einer Suche nach der ‚Stecknadel im Heuhaufen‘.²⁹

Zwei Militärkarten (17. Jahrhundert)

Zwei dieser Karten (GLA, H-f/114 und GLA, H-f/115, Abb. 5) sind ganz offensichtlich Militärkarten; sie ähneln sich so sehr, dass die eine, etwas flüchtiger ausgeführte Karte (114) die Kopie der anderen (115) sein dürfte. Ausschnitt, Darstellungsweise und Beschriftung sind identisch, lediglich die Schrift (Kurrentschrift und Fraktur) und die Farbverwendung unterscheiden sich. Dennoch dürften beide Karten vom selben Zeichner geschaffen worden sein, beschriftet wurde die Karte H-f/114 offenbar von einer anderen Person. Datiert werden sie laut Archiv auf die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts. Eine davon (114) ist 1916 schon einmal abgedruckt worden und wird daher hier nicht mehr abgebildet.³⁰

²⁵ GLA, 22/159 (1472); GLA, 22/160 (1476). Vgl. dazu Amtliche Kreisbeschreibung (wie Anm. 24), Bd. I/2, Freiburg 1965, S. 1068f.

²⁶ GLA, 22/188 (1504); GLA, 22/189 (1505). Vgl. auch Stadtarchiv Freiburg (StadtAF), C1 Kirchensachen 130 Nr. 4.

²⁷ GLA, 22/188; StadtAF, C1 Kirchensachen 130 Nr. 5.

²⁸ StadtAF, C1 Kirchensachen 130 Nr. 18 (1615-1688). Leider nennt die Amtliche Kreisbeschreibung (wie Anm. 24) keine Quellen zu den Grenzstreitigkeiten ab 1539, in deren Zusammenhang die Karten möglicherweise entstanden sind.

²⁹ Für Auskünfte danke ich herzlich dem Generallandesarchiv Karlsruhe, namentlich dem ehemaligen Direktor Hansmartin Schwarzmaier und Gabriele Wüst.

³⁰ WILHELM WINTERER: Die Entstehung und Bewertung der Schanzen und Linien auf dem südlichen Schwarzwald unter besonderer Berücksichtigung des Hohlen Grabens, in: Zeitschrift der Gesellschaft für Beförderung der Geschichts-, Altertums- und Volkskunde von Freiburg, dem Breisgau und den an-



Abb. 5 Militärmkarte des 17. Jahrhunderts (GLA, H-f/115).



Die auf ein gemeinsames Packpapier aufgezogenen Karten sind Federzeichnungen mit schwarzer Tusche, lediglich auf einer Karte (115) sind an mehreren Stellen Kreuze mit roter Farbe eingetragen. Sie sind nach Süden ausgerichtet und messen beide 20,3 x 30 cm; ihr Maßstab entspricht in Ost-West-Richtung ca. 1:70.000, in Nord-Süd-Richtung ist die Darstellung perspektivisch stark verzerrt. Gezeigt wird das Dreisamtal zwischen Freiburg (rechts) und dem Thurner (links) in der Vogelperspektive; im Bildhintergrund ist der Horizont zu sehen, davor das topografische Relief, plastisch mit Senkungen und Erhebungen, mit Straßen und Gewässern. Die Landschaft mit ihren Kulturflächen ist detailliert gezeichnet: Die Karten zeigen Bewaldung und Freiflächen. Der Horizont über Freiburg ist mit *Breysgau* bzw. *preisgau* beschriftet, über Steig/dem Thurner mit *Schwarzwald* bzw. *schwarzwalt*.

Freiburg, am Münsterturm gut erkennbar, zeigt sich in der barocken befestigten Gestalt. Es sind nur drei Bastionen in nordöstlicher Richtung eingezeichnet – ein Hinweis darauf, dass diese Karten noch nicht den Zustand zeigen, der mit dem Ausbau der Stadtbefestigung durch Sébastien le Prestre de Vauban in der Zeit der französischen Besetzung (1679-1697) geschaffen wurde: Schon der österreichische Festungsbaumeister Elias Gumpff hatte zwischen 1667 und 1676 die Stadtmauer erneuern und fünf Werke einfügen lassen. Dies ist der Stand, der auf den Karten zu sehen ist. Vauban knüpfte nach der Einnahme der Stadt durch die französische Armee (1677) an die Arbeiten Gumpffs an und fügte, unter massiven Eingriffen in die städtische Siedlungsstruktur, neue Werke ein, sodass sich die Stadtbefestigung noch einmal stark veränderte und mit den markanten sternförmig vorgelagerten Bastionen und Außenwerken als massives Verteidigungswerk präsentierte.³¹ So sollte Freiburg vor einer österreichischen Rückeroberung geschützt werden.

Zurück zu den Kartendarstellungen: Am östlichen Stadtausgang schließt die Dreisam mit einer Brücke zwischen der Stadt und dem Dorf Ebnet an. Großes Gewicht hat der Zeichner betreffend der Wege, die zu den Schwarzwaldhöhen führen, gelegt und zwar auf folgende drei Routen: 1. südlich der Weg über Kirchzarten und Himmelreich durch das Höllental, durch die zweimalige Bezeichnung *thal* bzw. *thall* besonders hervorgehoben, 2. die alte „Villinger Landstraße“ über Zarten, Burg, Buchenbach, Wagensteig auf den Thurner und 3. eine nördliche Verbindung über Ebnet, Stegen (Weiler) und das Eschbachtal (*Espacher Thal* bzw. *Espach Thal*) nach St. Peter. Entlang dieser Strecken sind mehrere Einzelhöfe eingetragen (teilweise mit dem Schriftzusatz *Höf* bzw. *Hef*), manche davon mit Zaun oder Umzäunung. In der Karte 115 wurde das Wort *HÖF* überschrieben zu *IBE* (Ibental) und mit einer schwer lesbaren Eintragung (*16 Hütt* oder *Ib thall*) versehen.

Die Ortschaften sind stilisiert gezeichnet als Ansammlung mehrerer Häuser. Ebnet, Kirchzarten, St. Peter und St. Märgen hat der Zeichner mit Kirchen versehen, Zarten mit einer überdimensionierten Johanneskapelle. Auffällig sind die Symbole an den Kirchtürmen von St. Peter und St. Märgen: Sie zeigen den Krummstab, das Symbol für Klosterherrschaft, hier zur Kennzeichnung der beiden Klöster. Die Burg Wiesneck (1644 im Dreißigjährigen Krieg von schwedischen Truppen zerstört) ist nicht mehr eingetragen, dagegen das Schloss Weiler als Komplex zweier Gebäude mit umgebender Mauer. Auch Schloss Weiler war im Dreißigjährigen Krieg

grenzenden Landschaften 31 (1916), S. 1-48, Abb. nach S. 33. Nachdruck bei RAIMUND HERDER: Wege über den Schwarzwald, in: Unsere Heimat Buchenbach, hg. von URSULA HUGGLE und ULRIKE RÖDLING, Buchenbach 1996, S. 49-61, hier S. 56.

³¹ WOLFGANG KLUG/JOSEF DIEL: Festung Freiburg: die Bauentwicklung vom 30jährigen Krieg bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts, in: Stadt und Festung Freiburg, Bd. 2: Aufsätze zur Geschichte der Stadtbefestigung, hg. von HANS SCHADEK und ULRICH ECKER (Veröffentlichungen aus dem Archiv der Stadt Freiburg i.Br. 22/2), Freiburg 1988, S. 113-143, hier S. 120f. (Abb.).

schwer beschädigt worden; Anna Elisabeth Moser von Weiler hatte mit einer umfangreichen Reparatur des Schlosses begonnen, die nach ihrem Tod 1663 fortgeführt wurde.³² Eine dendrochronologische Untersuchung von in den Kellerräumen des Schlosses verbauten Holzbalken ergab dasselbe Jahr 1663.³³ Schließlich fällt auf einer der beiden Karten (115) zwischen dem Thurner und Steig ein nachträglich durchgestrichenes Gebäude bzw. ein Ort auf; von der Lage kommt nur das Dorf Breitnau infrage; auf der anderen Karte fehlt die Eintragung.

Die Schanze am Hohlen Graben

Die Kartenzeichnung ist auf die Schwarzwaldhöhe beim Thurner ausgerichtet. Ein umzäuntes Haus am *Turner* und eine umzäunte Viereckschanze sind hier hervorgehoben. Es muss sich dabei um die Schanze am Hohlen Graben südöstlich von St. Märgen handeln, die unter den barocken Verteidigungsanlagen auf dem Schwarzwald eine herausragende Stellung einnahm (Abb. 6).³⁴ Während des Dreißigjährigen Krieges tritt sie zum ersten Mal in Erscheinung. Schon 1620 erkannte man die Bedeutung des Passes am Hohlen Graben für die Verteidigung des Schwarzwalds: In einem kaiserlichen Schreiben vom März 1620 wird Erzherzog Leopold beauftragt, er solle *dieselbigen also zurüsten, bauen, verhauen, versehen und besetzen lasse[n], damit si Unserm haus und dem ganzen land zu gueten yzo und künftig sicherlich verwahrt mögen werden*.³⁵ Winterer bezeichnet daher das Jahr 1620 als „Geburtsjahr der ersten Schanzen auf dem Schwarzwald“ und nimmt an, dass speziell am Hohlen Graben die Arbeiten bald in Angriff genommen wurden. In den 1630er-Jahren waren die Befestigungen mit Streitkräften besetzt, 1634 kamen aus St. Märgen und Breitnau Klagen über Plünderereien und Diebstähle durch die in den Schanzen stationierten Soldaten. Weitere vier Jahre später (1638) verlagerten sich die Kriegshandlungen in den Breisgau: Freiburg wurde von den Schweden eingenommen, die Festung Breisach drohte auch zu fallen. Um diese zu entsetzen, ordnete der kaiserliche Feldmarschall Götz einen Munitionstransport vom Schwarzwald her über den Hohlen Graben, St. Peter und das Glottertal in Richtung der Rheinfestung an. Den Schweden aber gelang es, die Schanze am Hohlen Graben in ihre Hand zu bekommen und die Reichstruppen in Richtung Neustadt zurückzuschlagen.³⁶ 1644 spielte die Schanze wiederum eine Rolle im Dreißigjährigen Krieg: Nach der Belagerung Freiburgs, der dreitägigen Schlacht und der Einnahme der Stadt zog sich der siegreiche kaiserliche Generalfeldmarschall Mercy über den Hohlen Graben in den Schwarzwald zurück. Französische Truppen versuchten die Schanze zu nehmen und die Hochebene von St. Peter unter ihre Kontrolle zu bringen – ohne Erfolg; lediglich Mercys Nachhut wurde in der Nähe von St. Peter in ein Scharmützel verwickelt.

³² GLA, 72/5870, Schreiben des Johann Philipp Sommervogel als Vormund der Moser'schen Kinder, 19.2.1663.

³³ STEFAN KING: Stegen – Schlossgebäude und Kapelle. Anmerkungen zur Baugeschichte und dendrochronologische Datierung, unveröffentlichtes Gutachten 2012.

³⁴ WINTERER (wie Anm. 30); MARTIN STRABBURGER: Aus Erde aufgeworfene Zeugen einer Überlebensstrategie – Archäologie der barockzeitlichen Defensionslinien im Schwarzwald, in: Schau-ins-Land 128 (2009), S. 87-113; DERS.: Im Schatten von Sonne und Doppeladler. Die Verteidigung der Vorderen Reichskreise im 17. und 18. Jahrhundert, in: Alemannisches Jahrbuch 2005/2006, S. 47-161; ANDREAS HAASIS-BERNER/JOHANNES LAUBER/UTE SEIDEL: Barocke Schanzen im Schwarzwald. Die Verteidigungsanlagen auf den Schwarzwaldhöhen, in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg 39 (2010), S. 26-30.

³⁵ WINTERER (wie Anm. 30), S. 6 mit Fußnote 1.

³⁶ Ebd., S. 8-10.

Die Schanze am Hohlen Graben ist heute noch im Gelände sichtbar als auffällige viereckige Struktur mit befestigten Walllinien nach Süden und Norden. Eine Hinweistafel erklärt ihre Entstehung, Bedeutung und Geschichte. Heute wird die Anlage „Türkenlouis-Schanze“ genannt: Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden, der als „Türkenlouis“ bekannt gewordene Oberbefehlshaber der kaiserlich-habsburgischen Truppen nicht nur in den Türkenkriegen, sondern auch im Pfälzischen und im Spanischen Erbfolgekrieg am Oberrhein, ließ ab 1696 die Befestigungen auf dem Schwarzwald erneuern und baute ein zusammenhängendes System von Verteidigungslinien als Kette von Schanzen, Erdwällen und anderen Befestigungen von Süd nach Nord. Die Schwarzwaldlinie führte von Säckingen am Hochrhein in Richtung St. Blasien, auf den Feldberg und den Hohlen Graben weiter nach Hornberg, Gutach, Hausach im Kinzigtal und weiter Richtung Freudenstadt und stellt sich so als eindrucksvolles Befestigungswerk dar.

Mit großem Nachdruck verfolgte der Markgraf die Schanzarbeiten, „namentlich dem Hohlen Graben widmete er sein Interesse“.³⁷ Denn das Gebiet am Hohlen Graben auf der mittleren Verteidigungslinie, als einer der wichtigsten Pässe über den Schwarzwald, hatte eine besondere militärische Bedeutung. Doch nicht nur zu dieser Zeit, sondern das ganze 17. und das frühe 18. Jahrhundert hindurch wird von Arbeiten zum Ausbau und zur Reparatur der Schanze auf dem Thurner berichtet. Besonders das schnell marode gewordene Blockhaus war wiederholt Gegenstand entsprechender Aktenstücke.³⁸ Schon bevor Ludwig Wilhelm den Ausbau der Schwarzwaldlinien in Angriff nahm, waren am Hohlen Graben in den 1670er-Jahren umfangreiche Arbeiten in Gang gewesen. 1679 trug nach den Worten der Pfarrchronik von Breitenau die Anlage dort „vollständig den Charakter einer Festung“ (Winterer).³⁹

Die Anlage am Hohlen Graben bestand aus der eigentlichen quadratischen Redoute, in deren Mitte ein hölzernes Wachthaus (Blockhaus) stand; im Norden und Süden schlossen sich Wälle und je ein weiterer kleinerer Verhau an, im Westen und Osten deuten Bodenstrukturen auf zusätzliche Werke hin. Bis zu 4.000 Soldaten waren zeitweise dort stationiert, zusätzlich wurden die Bewohner der umliegenden Gemeinden als eine Art Landsturm zur Verteidigung, insbesondere aber auch zu den umfangreichen Schanzarbeiten herangezogen. Die Schanze am Hohlen Graben war im Pfälzischen Erbfolgekrieg (insbesondere zwischen 1688 und 1693) und im Spanischen Erbfolgekrieg (1713) sowohl Ausgangsposition von Feldzügen als auch selbst umkämpft, bevor sie Ende des 18. Jahrhunderts allmählich ihre militärische Bedeutung einbüßte. Ein letztes Gefecht am Hohlen Graben fand 1796 statt, als sich die französische Revolutionsarmee vor dem österreichischen Heer nach Westen zurückzog.

Unsere Kartenzeichnung zeigt die große Bedeutung dieser Schanze; sie ist als beeindruckende quadratische Anlage mit zusätzlichen, schräg herausragenden Eckbastionen dargestellt, die denen der Festungsanlage von Freiburg ähneln. Wie am Rand der Karten angemerkt, steht sie an der Grenze zu fürstenbergischem Territorium.

Daran, dass es sich bei diesen beiden Karten um Militärmappen handelt, dürfte kein Zweifel bestehen. Praktisch alle Eintragungen auf der Karte lassen sich mit dem Kriegswesen in Verbindung bringen: Die befestigten Orte, besonders Freiburg mit seinen Fortifikationen, und Plätze (Umzäunungen um Häuser und Höfe) sowie die Schanze am Hohlen Graben, die Kennzeichnung der für Soldatentruppen und Heeresverbände mit schwerer Artillerie befahrbaren Verkehrswege durch die drei Täler des Dreisamts und die Topografie mit Gebirgszügen, Landschaft und Ortschaften zur Orientierung sind deutliche Hinweise darauf. Schließlich stehen sicher auch die auffälligen Symbole und Kartensiglen mit dem Kriegswesen in Zusammenhang: 1. Kreuze

³⁷ Ebd., S. 23.

³⁸ Ebd.; STRABBURGER, Schatten (wie Anm. 34), bes. Abschnitt 4.3 „Passbefestigung am Hohlengraben“.

³⁹ WINTERER (wie Anm. 30), S. 17f.

Abb. 6
Die Schanze am Hohlen Graben und der Thurner, linker Kartenrand (Ausschnitt; GLA, H-f/115).



mit Querbalken in der Form von Krückenkreuzen, die in der Karte 115 mit roter Tusche gezeichnet sind, 2. lange Kreuze mit einem Ring (Keltenkreuze) sowie 3. schräg gestellte Kreuze in Form eines „X“ bzw. Andreaskreuzes. Erstere finden sich bezeichnenderweise ausschließlich an Orten, die zum Gebiet der Freiburger Talvogtei gehörten: Kirchzarten, Burg, Wagensteig, Himmelreich, St. Märgen, Thurner und bei der Schanze am Hohlen Graben; sie könnten daher das Freiburger Stadtwappen, das rote Georgskreuz, darstellen. Die zweite Form kennzeichnet drei Orte (Burg, Buchenbach, Wagensteig), die an der Villingener Landstraße liegen. Diese Siglen könnten den Hauptweg durch das Dreisamtal, die verkehrsmäßig am besten erschlossene Ost-West-Verbindung zwischen Freiburg und Villingen kennzeichnen. Die letzte Form der schräg gestellten Kreuze findet sich an Einzelhäusern, die mit *Höf* bzw. *Hef* beschriftet sind. Denkbar ist, dass diese Kreuze Proviant- oder Munitionslager markieren.

Der historische Zusammenhang dieser beiden Dreisamtalkarten ist sicherlich in den kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen dem Haus Habsburg und dem Königreich Frankreich in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts zu sehen. Die Gump'sche Befestigungsanlage von Freiburg, die deutschsprachigen Beschriftungen sowie die eindrucksvolle Darstellung der Schanze am Hohlen Graben legen nahe, dass die Karten noch vor der französischen Einnahme des Gebiets – also im Jahrzehnt vor 1680 und damit einige Zeit, bevor Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden 1693 zum Oberbefehlshaber der kaiserlich-habsburgischen Truppen ernannt wurde – entstanden sind und für das kaiserlich-habsburgische Militär angefertigt wurden.⁴⁰

Eine weitere Dreisamtalkarte (17. Jahrhundert)

Eine letzte Kartenzeichnung wurde im Generallandesarchiv den beiden eben besprochenen zugeordnet, trägt sie doch die direkt vorhergehende Signaturnummer (H-f/113, Abb. 7), auch die am unteren Kartenrand eingetragene ehemalige Archivsignatur reiht sich in die Nummern der anderen beiden ein. In wesentlichen, nicht nur stilistischen Aspekten unterscheidet sie sich allerdings: So ist die Karte sehr filigran ausgeführt, viele Details an Gebäuden, bei der Vegetation und sogar eingezeichnete Tiere fallen ins Auge. Die Karte hat das Format 33 x 40,5 cm, auch sie ist auf Pappe aufgeklebt und am Rand leicht beschädigt. Ausgerichtet ist sie nach Norden/Nordosten, wobei die Himmelsrichtungen innerhalb der Karte nicht präzise eingehalten werden. Der Maßstab entspricht in Ost-West-Richtung gut 1:55.000, in Nord-Süd-Richtung ca. 1:40.000. Die Beschriftungen unterscheiden sich: Offensichtlich hat ein späterer Bearbeiter in

⁴⁰ Alfons Schäfer, der insbesondere die Militärkarten der badischen Markgrafen aus dem Bestand des großherzoglichen Hausfideikommisses beschreibt (GLA, Hfk), führt in seinem umfangreichen Inventar die beschriebenen Karten nicht auf. ALFONS SCHÄFER: Inventar der handgezeichneten Karten und Pläne zur europäischen Kriegsgeschichte des 16.-19. Jahrhunderts im Generallandesarchiv Karlsruhe (Veröffentlichungen der Staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg 25), Stuttgart 1971.





Abb. 7
Karte des 17. Jahrhunderts mit Freiburg und dem
Dreisamtal, nach Norden ausgerichtet (GLA,
H-f/113).

einer weniger sorgfältigen Kurrentschrift Ergänzungen vorgenommen, auf die in der Folge noch genauer eingegangen wird; die ursprünglichen Ortsbezeichnungen stammen wohl aus der Hand des Kartenzeichners.

Detailliert werden in Tusche nicht nur die Stadt Freiburg ausgeführt, sondern auch mehrere Ortschaften des Dreisamtals und vor allem die Viereckschanze am Hohlengraben beim Thurner. Im Innern der Schanzanlage findet sich der Ortsname *Bernhaupten*. Dieser ist heute nicht mehr existent, taucht aber in alten Urkunden als Ort der Dreisamquelle auf und wird in der Nähe der Quelle des Erlenbaches beim Hirschberg, also beim Hohlen Graben, lokalisiert.⁴¹ Die Schanze selbst, durch die Größe besonders hervorgehoben, ist ähnlich den beiden vorherigen Karten als quadratische Anlage mit zusätzlichen Eckbastionen dargestellt, die hier allerdings in rechten Winkeln vom Schanzenwall abgehen. Im Innern der Anlage ist ein Haus mit Fenstern eingezeichnet; daneben – von zweiter Hand – die Bemerkung *ist nur ein viertel stund vom Thurner* eingetragen.

Zur Datierung der Karte hilft insbesondere die Darstellung der Stadt Freiburg mit den Befestigungen am Schlossberg (Abb. 8). Gezeigt wird die Innenstadt als Häuseransammlung mit einem überdimensionierten Münster, umgeben von einer massiven Stadtmauer mit Schießscharten. Es ist noch nicht die sternförmige Stadtbefestigung, die der französische Festungsbaumeister Vauban nach der Eroberung Freiburgs durch die Armee Ludwigs XIV. (1677) ausführte, vorhanden. Vom Schwabentor an der Dreisam mit seiner hölzernen Zugbrücke zieht sich eine Verbindungsmauer mit zwei Vorwerken zur Burg (Burghaldenschloss) auf dem Schlossberg. Eine weitere burgähnliche, mit dem Burghaldenschloss nicht verbundene Anlage erhebt sich darüber, auch sie deutlich überdimensioniert gezeichnet. Die durchgängige Mauer von der Stadt auf den rückwärtigen Teil des Schlossbergs, die dann von Vauban ausgeführt wurde, bestand da noch nicht, wohl aber der Wehrgang zwischen Stadt und Burghaldenschloss. Diese Situation entspricht weitgehend dem Zustand der Stadtbefestigung, den der österreichische Baumeister Elias Gumpf nach dem Dreißigjährigen Krieg, genauer in den zwanzig Jahren nach 1654, im Zuge des Ausbaus Freiburgs zu einer kaiserlichen Grenzlandbefestigung gegen die französische Bedrohung schuf.⁴²

Nicht die Verkehrsverbindungen, sondern die Fluss- und Bachläufe von Dreisam, Wagensteigbach und Rotbach/Höllbach, auf denen sich Enten tummeln, geben der Dreisamtalkarte die Struktur. Die Gebirgszüge dazwischen fallen recht kümmerlich aus. Stark stilisiert sind die Ortschaften gezeichnet, was sich vor allem an den kirchlichen Gebäuden zeigt: Ebnet mit der Kirche St. Hilarius (ab 1631 selbständige Pfarrei), Kappel und Kirchzarten mit den jeweiligen Pfarrkirchen, Zarten, Weiler, Buchenbach, Himmelreich und Steig (St. Oswald im Höllental) mit ihren Kapellen sowie die Klosterkirchen St. Peter und St. Märgen ähneln sich bis auf geringe Details sehr. An der Sebastianskapelle von Weiler lässt sich zeigen, wie wenig realistisch die Zeichnung ist: Der Turm, der im Übrigen nie so hoch hinausragte, befand sich bis ins 19.

⁴¹ Der Ortsname *Bernhaupten* findet sich zum ersten Mal in einer Urkunde des Rotulus Sanpetrinus. Vgl.: Die ältesten Güterverzeichnisse des Klosters St. Peter im Schwarzwald. Der Rotulus Sanpetrinus und Fragmente eines Liber monasterii sancti Petri, bearb. von JUTTA KRIMM-BEUMANN (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg: Reihe A, Quellen 54), Stuttgart 2011, S. 67; HERIBERT SALDIK: Die Grenzbeschreibungen des Rotulus Sanpetrinus, Freiburg 2008, S. 6 und 19 (<https://freidok.uni-freiburg.de/data/5047/>). Auch der Dingrodel von Zarten (1379) führt den Namen auf als Ort der Dreisamquelle: *Und das wasser ist ouch nit vogtber, das da entspringet ze Bernhaupten, daz da heisset Treyssem*, Urkundenbuch der Stadt Freiburg im Breisgau, Bd. II/1, hg. von HEINRICH SCHREIBER, Freiburg 1828, S. 112, Nr. CCCLVII.

⁴² KLUG/DIEL (wie Anm. 31).



Abb. 8 Freiburg mit der Schlossbergbefestigung, die Kartause St. Johannisberg und Ebnet (Ausschnitt; GLA, H-f/113).

Jahrhundert auf der Giebelmitte;⁴³ die Gebäudeform dagegen gleicht der der Kirchengebäude in den anderen Orten umso mehr. Ganz verfehlt ist die Darstellung des Ibtentals. Geografisch zwar richtig verortet, ist das Ibtental als Haufendorf mit zehn Gebäuden gezeichnet, dabei gilt es als besonders frühes und mustergültiges Beispiel für ein Reihen- bzw. Waldhufendorf, dessen Gehöfte entlang der Talsohle verteilt waren und jeweils zugehöriges streifenförmiges Gelände hatten; bis heute ist diese Struktur sichtbar.⁴⁴ Die Klöster St. Peter und St. Märgen werden als

⁴³ MÜLLER/HEITZ (wie Anm. 19), S. 10.

⁴⁴ THEODOR MAYER: Die Besiedlung und politische Erfassung des Schwarzwalds im Hochmittelalter, in: DERS.: Mittelalterliche Studien. Gesammelte Aufsätze, Konstanz 1959, S. 404-424, hier S. 414-417; KARL S. BADER: Zur Tal-, Dorf- und Stadtverfassung des Schwarzwaldes, in: Der Schwarzwald. Beiträge zur Landeskunde, hg. von EKKEHARD LIEHL und WOLF DIETER SICK (Veröffentlichungen des Alemannischen

größere Kirchengebäude präsentiert, die sich lediglich in der Größe, der Turmform, der Platzierung des Eingangs und zwei in St. Peter zugefügten kleinen Bauten unterscheiden.

Bei aller Stilisierung legte der Zeichner aber auch Wert auf einige reale Details. Da fällt in Buchenbach neben der Kapelle St. Agatha ein massives, aus unverputzten Steinquadern errichtetes, mit Schießscharten und Mauer bewehrtes und mit zwei Schornsteinen und Fahnen versehenes Gebäude auf, das zweifellos mit dem heute „Schlösschen“ genannten Haus Schlosshofstr. 16 identisch ist. In der Tat besaßen die damaligen Grundherren, die Familie von Wittenbach, die seit 1653 mit dem halben Gericht von Buchenbach belehnt war, in Oberbuchenbach ein kleines Schloss, das heute noch zu sehen ist und an einem Fenstergewände das Datum 1669 trägt.⁴⁵ Zarten zwischen Dreisam und Rotbach wird als das etwas kleinere Dorf, Ebnet und Kirchzarten werden als größere Ortschaften gezeigt.

Sehr aufschlussreich ist die Karte auch durch die Informationen, die sie zu Handwerk und Gewerbe liefert (Abb. 9a-d). Vor allem von Kirchzarten-Burg über das Höllental bis auf die Passhöhe beim Thurner sind eine Reihe von Gasthäusern zu sehen – erkennbar jeweils am Gasthausschild, das von einer auf Dachhöhe angebrachten Befestigung hängt –, aber auch Mühlen und Sägen sind zu erkennen. Im Einzelnen sind folgende Gasthäuser eingetragen: eines mit einem niedlichen, aber überdimensioniert gezeichneten Taubenhaus *ufm Rain* (Rainhof in Burg, der seit 1618 das Wirtshausrecht hatte);⁴⁶ eines in Himmelreich (spätestens seit 1560 als Gasthaus betrieben);⁴⁷ eines in der *Höll oder Falkhensteig* (ein Wirtshaus mit Herberge unterhalb der Burg am Engenbach wird schon im 15. Jahrhundert erwähnt – die anderen Wirtshäuser in Falkensteig entstanden erst im 18. Jahrhundert);⁴⁸ eines in Steig bei der St.-Oswald-Kapelle (wahrscheinlich das Wirtshaus „unter der Steig“, das heutige „Hofgut Sternen“, seit dem Spätmittelalter als Gasthaus belegt)⁴⁹ und eines am Thurner (seit dem 16. Jahrhundert als Wirtshaus bezeugt)⁵⁰. Mühlen – jeweils mit zwei Mühlrädern, also doppeltem Mahlwerk gezeichnet – finden sich in Ebnet und *under der Steig* (das Wirtshaus „unter der Steig“ hatte zwei Sägen, eine Mühle und eine Schmiede)⁵¹ sowie eine Säge in Falkensteig. Eine Säge ist in der *Höll oder Falkhensteig* aufgeführt. Beim Gasthaus *Turner* steht ein Pferd vor einer Schmiede; dieses Gebäude hat im Gegensatz zu den anderen Häusern statt Fenstern ein halbkreisförmig dargestelltes Schmiedefeuer, die Zeichnung links der Eingangstür könnte ein Hufeisen darstellen, das offenbar als Symbol zur Kennzeichnung der Schmiede dient. Zum Thurnerwirtshaus gehörte spätestens seit dem 17. Jahrhundert bis ins 20. Jahrhundert eine Schmiede.⁵²

Instituts Freiburg 47), Bühl/Baden ⁴1989, S. 230-246, hier S. 235f.

⁴⁵ HANSJÖRG GRAFEN: Unübersichtlichkeit und Bedrückung – Buchenbach vom Mittelalter bis zum Jahr 1800, in: *Unsere Heimat Buchenbach* (wie Anm. 30), S. 82-109, hier S. 93 mit Bild des „Schlössle“ auf S. 94. Vgl.: Amtliche Kreisbeschreibung (wie Anm. 24), Bd. II/1, Freiburg 1972, S. 144. Die ältesten Teile des Hauses werden dort auf 1669 datiert.

⁴⁶ Amtliche Kreisbeschreibung (wie Anm. 45), S. 174.

⁴⁷ HEINZ NIENHAUS: Das „Himmelreich“ am Eingang zum Höllental und der „Engel“ im Glottertal. Zur Geschichte, Typologie und Bauzeit von zwei historischen Bauerngasthäusern, in: *Schau-ins-Land* 124 (2005), S. 71-89, hier S. 73.

⁴⁸ MANFRED LÖFFLER: Der Ort Falkensteig, in: *Unsere Heimat Buchenbach* (wie Anm. 30), S. 118-138, hier S. 122 und 131-133.

⁴⁹ HELMUT HEITZMANN: *Höfechronik Breitnau*, Breitnau 2004, S. 625-629.

⁵⁰ HERMANN KOPF: *Der Turner. Schwarzwaldpaß und Berggasthaus*, Waldkirch 1981, S. 43.

⁵¹ THEO GREMMELSPACHER: *Handwerk, Handel und Verkehr im Falkensteiner Tal und „auf der Steig“*, in: *St. Oswald im Höllental. Festschrift zum 850jährigen Bestehen der Kapelle*, hg. von HELMUTH SCHUBERT, Konstanz 1998, S. 175-194, hier S. 178.

⁵² KOPF (wie Anm. 50), S. 46f.



a



b



c



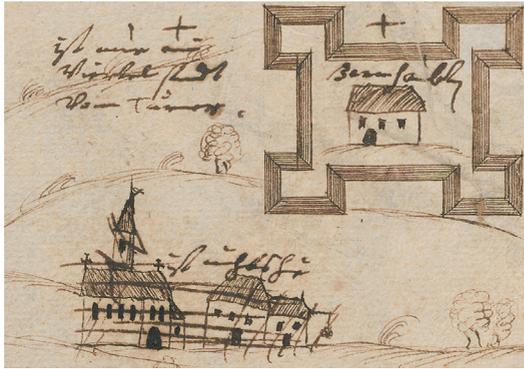
d

Abb. 9a-d Handwerk und Gewerbe auf der Karte: Gasthaus *ufm Rain* (Rainhof), Mühle *under der steig* (heute „Hofgut Sternen“), Schmiede beim *Turner*, Säge im Höllental (Auschnitte; GLA, H-f/113).

Was der Karte besondere historische Bedeutung verleiht, ist ihre nachträgliche Überarbeitung (Abb. 10a + b). Wie schon erwähnt, sind bei den schriftlichen Eintragungen zwei unterschiedliche Schreiber zu identifizieren; zudem wurden zwei Örtlichkeiten nachträglich durchgestrichen. Zum einen ist das die Burg Wiesneck; sie ist vom ursprünglichen Zeichner als eindrucksvoller Rundturm und massives Mauerwerk dargestellt und mit der Beschriftung *Burg* versehen worden; Baum- bzw. Buschbewuchs auf den Zinnen des Turms und der Oberkante der Burgmauer sowie abgebrochenes Mauerwerk links oben deuten darauf hin, dass die Burg schon damals leicht beschädigt gewesen sein muss. Der spätere Bearbeiter hat den ganzen Komplex mit mehreren Strichen getilgt und den Zusatz daneben gesetzt: *sinndt nur Mehr häuser [,] khein schloß*. Nach bisherigen Erkenntnissen wurde die Burg im Dreißigjährigen Krieg 1644 von schwedischen Truppen „in Schutt und Asche“ gelegt und lag „seither in Ruinen“. ⁵³ Die Karte deutet nun darauf hin, dass die Zerstörungen 1644 möglicherweise noch nicht so massiv waren und die Burg erst danach und allmählich zur Ruine zerfiel. In ähnlicher Weise durchgestrichen sind ein Kirchengebäude und ein Gasthauskomplex an der rechten oberen Ecke der Karte nahe der Schanze am Hohlen Graben, versehen mit der Bemerkung *ist nichts hie*. Nicht nur die geografische Lage deutet darauf hin, dass es sich hier um den Ort Breitnau handelt: 1669 wurde die Kirche von Breitnau als Festung der Kaiserlichen im Krieg gegen die Franzosen teilweise zerstört; im Februar 1690 überfielen französische Soldaten den Ort und brannten 14 Häuser nieder, auch Kirche und Friedhof wurden beschädigt. ⁵⁴

⁵³ ALFONS ZETTLER: Buchenbach (FR), in: Die Burgen im mittelalterlichen Breisgau, Bd. I: Nördlicher Teil, Halbband A-K, hg. von ALFONS ZETTLER und THOMAS ZOTZ (Archäologie und Geschichte. Freiburger Forschungen zum ersten Jahrtausend in Südwestdeutschland 14), Ostfildern 2003, S. 66-71, hier S. 71.

⁵⁴ HEITZMANN (wie Anm. 49), S. 13, 16 und 32.



a



b

Abb. 10a+b Die Schanze am Hohlen Graben (*Bernhaupten*), interessante Überarbeitungen der Karte bei Breitnau und der Burg Wiesneck (Ausschnitte; GLA, H-f/113).

Schließlich wäre noch zu klären, welchem Zweck diese Karte diene. Gut möglich ist, dass auch sie in den gerade für diese Region sehr unruhigen Kriegszeiten der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts im Umkreis militärischer Unternehmungen oder Planungen entstanden ist. Mit den enthaltenen Informationen zu Stadt- und Erdbefestigungen sowie wehrhaften Häusern, mit den Hilfen zur Orientierung durch topografische Einträge und Siedlungen sowie mit den Angaben zu Handwerk und Gewerbe, das auch kriegswichtig sein konnte, z.B. für die Reparatur von Waffen und das Beschlagen von Pferden (Schmiede), die Versorgung der Truppen (Gasthäuser und Mühlen) oder die Herstellung von Baumaterial für einfachere Verteidigungsanlagen (Säge) konnte sie ein wichtiges Hilfsmittel in der Hand von Kriegsstrategen oder Offizieren sein. Datieren lässt sich die Karte relativ genau in die Friedenszeit zwischen dem Dreißigjährigen Krieg und den Erbfolgekriegen, die gleichzeitig für die Habsburger eine Zeit der Kriegsvorbereitungen angesichts der französischen Bedrohung durch die Heere Ludwigs XIV. war: Wie die Darstellung Freiburgs zeigt, muss ihre Entstehung in die Jahre zwischen 1654 und 1677 fallen, ihre Überarbeitung kann auf die Zeit nach 1690 festgelegt werden und zeigt, dass sie auch über einen längeren Zeitraum hinweg noch in Gebrauch und von Interesse war.

Schlussbemerkungen

Geschichte spielt sich in Zeit und Raum ab; nicht nur die zeitliche, sondern auch die räumliche Dimension prägt sie. Entsprechend können historische Karten für die Geschichtsforschung von großem Interesse und besonders für regionalgeschichtliche Untersuchungen sehr wertvoll sein, wie an diesen vier handgezeichneten Karten hoffentlich deutlich geworden ist. Bei aller Ungenauigkeit und Stilisierung enthalten sie eine Fülle von historisch interessanten und relevanten Informationen, sodass ihr hoher Quellenwert außer Frage steht.

Die vorliegenden Ausführungen mögen die Karten ein Stück weit aufgeschlossen haben, sie in ihrem historischen und regionalen Zusammenhang gänzlich erklären konnten sie nicht. Dazu wäre es hilfreich, die Aktenstücke zu ermitteln, denen sie im 19. Jahrhundert entnommen wurden, oder zumindest schriftliche Unterlagen aus dem weiteren Entstehungszusammenhang hinzuzuziehen. In diesem Sinne versteht sich der Aufsatz als Werkstattbericht, verbunden mit der Hoffnung, dass sich Regionalkundler, Historiker und Geografen auch künftig mit ihnen beschäftigen und ihr Potential weiter ausschöpfen werden.

Das Wentzingerhaus in Freiburg – 100 Jahre im Besitz der Familie Stutz

Von
FRIEDERIKE HOFFMANN-KLEIN

Als Pauline Stutz, geb. Rummel, das Wentzingerhaus 1905 an die Stadt Freiburg zum Preis von 165.000 Mark verkaufte, hatte es sich bereits mehr als 100 Jahre im Besitz der Familie Stutz befunden (Abb. 1).

Der Vorgängerbau des später „Wentzingerhaus“ oder „Stutzsches Haus“¹ genannten Anwesens wurde 1755 von dem Bildhauer und Maler Johann Christian Wentzinger erworben. Er bestand ursprünglich aus zwei gleich großen Häusern und einem kleineren Teil, die in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts zu einer Einheit zusammengefügt wurden und bereits 1325 urkundlich erwähnt sind. Ursprünglich „Zum Rohr“ genannt, kam gegen Ende des 15. Jahrhunderts der Name „Zum schönen Eck“ auf.² Die meisten der vorhergenannten Eigentümer sind bekannt, unter ihnen Kaspar Baldung, ein Bruder des bekannten Malers und Holzschnitzers Hans Baldung Grien³. Das Wentzingerhaus blieb, ebenso wie das Münster, von dem britischen Luftangriff auf Freiburg am 27. November 1944 verschont.

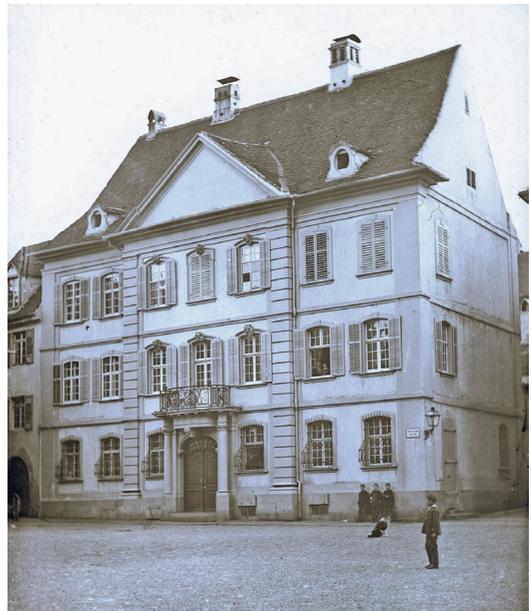


Abb. 1

Das Wentzingerhaus (ehemals Haus „Zum schönen Eck“) an der Südseite des Freiburger Münsterplatzes (StadtAF, M75/13/728).

¹ Vgl. Zeitschrift „Merian. Die Lust am Reisen“ 4/1950, S. 77f.

² Freiburger Bürgerhäuser aus vier Jahrhunderten, bearb. von PETER P. ALBERT und MAX WINGENROTH, Augsburg-Stuttgart 1923 (Nachdruck Freiburg 1976), S. 181ff. und 186 (Münsterplatz Nr. 30: Haus „Zum Schönen Eck“).

³ Von ihm stammt u.a. der Hochaltar des Freiburger Münsters. Zur Person siehe SABINE SÖLL-TAUCHERT: Hans Baldung Grien (1484/85-1545). Selbstbildnis und Selbstinszenierung (Atlas: Bonner Beiträge zur Kunstgeschichte N.F. 8), Köln u.a. 2010.

Wentzinger hat das Haus fast vollständig neu bauen und auf das Münster hin ausrichten lassen. Insbesondere die Fassade des Hauses, wie sie heute erhalten ist, geht auf ihn zurück. Er lebte dort bis zu seinem Tod 1797. Im 19. Jahrhundert erbaute man das an die Schusterstraße angrenzende Hinterhaus, das heute ein gut erhaltenes zweistöckiges Wohn- und Geschäftshaus an der Ecke zur Buttergasse ist. Im Rahmen der Verkaufsverhandlungen 1905 wird betont, dass das Vorderhaus für öffentliche Zwecke besonders geeignet und das Hintergebäude an der Schusterstraße *ein wertvolles gewerbliches Haus* sei.⁴ In diesem war für fünf Jahre, von 1864 an, die jüdische Gemeinde untergebracht, bevor dann 1869 mit dem Bau einer Synagoge in Freiburg begonnen wurde.⁵

Am 24. August 1797 erwarb Thomas Stutz, Gutsverwalter der Familie von Kageneck,⁶ das Wentzingerhaus zum Preis von etwa 11.000 Gulden; einer Summe, die zur damaligen Zeit etwa der Hälfte des Jahresgehalts sämtlicher Angestellten der Stadt Freiburg entsprach.⁷ Ein direkter Nachfahre des Thomas Stutz, Eckhard Zeidler, wird später in seiner Ahnenforschung der Frage nachgehen, wie der Gutsverwalter in der Lage sein konnte, diesen nicht geringen Kaufpreis aufzubringen,⁸ der zudem noch zur Hälfte in bar bezahlt werden musste.⁹ Wentzinger hatte in seinem Testament die Versteigerung seines Wohnhauses *an den Meistbiethenden* bestimmt. In ihrer Biografie des Künstlers und Philanthropen schreibt Ingeborg Krummer-Schroth: „Das Haus wurde für 11.000 fl. vom gräflich Kageneck’schen Verwalter Thomas Stutz erworben und von seiner Familie bewohnt, bis es 1905 von der Stadtverwaltung erworben wurde, die 165.000 Mark dafür zahlte.“¹⁰ Der Erlös aus dem Verkauf des Hauses nach seinem Tod war von Wentzinger zur *Erbauung* und *Unterhaltung* des Armenspitals bestimmt, das er in seinem Testament zum Universalerben eingesetzt hatte.¹¹

Auch der Verkaufspreis von 165.000 Mark, für den Pauline Stutz, die Witwe des Ludwig Stutz (1827-1891), eines Enkels des Thomas Stutz, das Wentzingerhaus 1905 an die Stadt Freiburg verkaufte, stellte für die damalige Zeit eine stolze Summe dar. Damals kosteten ein Paar Schuhe 4 Mark, Stiefel 8 bis 10 Mark und ein Anzug zwischen 20 und 80 Mark. Nach Zeidlers Nachforschungen behielt Pauline Stutz bis zu ihrem Tod eine Wohnung im Wentzingerhaus, die sie von der Stadt anmietete. Der Erlös aus dem Verkauf des Wentzingerhauses floss nicht allein

⁴ Vorlage des Stadtrates der Stadt Freiburg im Breisgau an den Bürgerausschuss von 1905; vgl. ALBERT/WINGENROTH (wie Anm. 2), S. 186.

⁵ http://www.alemannia-judaica.de/freiburg_synagoge_a.htm#Zur_Geschichte_der_juedischen_Gemeinde.

⁶ Erstmals erwähnt von RICHARD WAENKER VON DANKENSCHWEIL: Auszug aus den Aufzeichnungen über die Familie Waenker von Dankenschweil, Archiv der Verfasserin.

⁷ ECKHARD ZEIDLER: Gathering Honey and The history of our families, Archiv der Verfasserin.

⁸ Ebd.

⁹ Freiburger Zeitung vom 9., 12. und 13. August 1797: „Am 24. des Monats Vormittags 9 Uhr wird die zur Verlassenschaft des verstorbenen Raths und Kunstmahlers Christian Wentzinger gehörige Behausung „zum schönen Eck“ genannt, auf dem Münsterplatz gelegen, die einerseits hinten und vorne an die Straße, andererseits an Dominik Schuhmacher stößt, an den Meistbiethenden auf dem Münsterplatz verkauft werden. Der Schätzpreis der Feilschaft beträgt 10.000 fl. wovon die Hälfte mit 5.000 fl. nebst allfälligem Mehrlöß in der Zeit von 14 Tagen vom Kauftage an in baar bezahlt werden muss, die übrigen 5.000 fl. aber kann der Käufer gegen normalmäßige Versicherung als ein mit 5 von 100 vom Kauftage an verzinsliches Kapitel übernehmen.“

¹⁰ INGEBORG KRUMMER-SCHROTH: Johann Christian Wentzinger. Bildhauer, Maler, Architekt, 1710-1797, Freiburg 1987, S. 271.

¹¹ Freiburg baroque. Johann Christian Wentzinger und seine Zeit (1710-1797). Eine Ausstellung der Städtischen Museen, hg. von TILMANN VON STOCKHAUSEN und PETER KALCHTHALER, Freiburg/Berlin/München 2010, S. 24.

in ihren Alterswohnsitz in Locarno. Es verblieb darüber hinaus ein beträchtlicher Betrag, der in städtischen Anleihen angelegt wurde und schließlich an ihre Kinder ging.¹²

Zu einer Zeit, als etwa 7 % der Freiburger Bevölkerung in Hinterhäusern lebte,¹³ stellte der Besitz des Wentzingerhauses sicher ein Privileg dar. Dies sah die Familie Stutz wohl auch so, und sie hat sich um das Erbe des Wentzingerhauses bemüht. In einem Artikel von Wolfgang Stopfel, in dem es um die baulichen und kunsthistorischen Aspekte des Hauses geht, heißt es: „Von 1797 bis 1905 blieb das Wentzingerische Haus im Besitz von Gliedern der Familie Stutz. Sie waren sich der Schönheit und Besonderheit des Gebäudes offenbar sehr bewusst.“ Der Autor beschreibt dies anhand verschiedener Beispiele wie dem Umstand, dass die malerische Ausstattung der Wentzingerzeit nicht nur übernommen wurde, sondern die Familie sich auch um ihren Erhalt bemühte. Zwar hat man auch geringere bauliche Änderungen vorgenommen, „insgesamt ist der Familie Stutz jedoch über Generationen hinweg ein sehr sorglicher und verständnisvoller Umgang mit dem verpflichtenden wertvollen Erbe zu bescheinigen.“¹⁴ Den guten Zustand des Hauses und die sorgsame Pflege durch die bisherigen Eigentümer hob auch das städtische Hochbauamt in seiner Stellungnahme zum Ankauf des Hauses hervor.¹⁵ Der Gedanke, das Erbe Wentzingers forthin erhalten zu können, war denn auch ein entscheidendes Motiv für die Stadt, als es darum ging, das Gebäude zu kaufen. So heißt es in dem genannten Schreiben des städtischen Hochbauamtes weiter: *Es bietet sich hier eine ganz außergewöhnliche Gelegenheit für die Stadt, ein Kunstwerk von europäischer Berühmtheit um verhältnismäßig billigen Preis zu erwerben, um es zum ewigen Gedächtnis in seinem Urzustande zu erhalten.* Bei dem Bemühen, die Werke Wentzingers zu erstehen und *in dieser Weise das Andenken eines der größten Künstler, welcher bisher in Freiburg gelebt hat, zu ehren und zu verewigen*¹⁶, komme dem Erwerb seines einstigen Hauses eine besondere Bedeutung zu.¹⁷

Der Ankauf des Wentzingerhauses hat in der Stadt zu Diskussionen geführt, über welche die örtlichen Zeitungen detailliert berichteten. Im Stadtrat war man sich darüber einig, dass der künstlerische Wert des Hauses hoch sei und allein deshalb der Erwerb empfehlenswert, trotz mancher eventueller Nachteile. Einzelne Gemeinderäte äußerten jedoch auch Bedenken, so Stadtverordneter Fromherz, der auf die Nordlage des Hauses hinwies sowie auf einen nicht ein-

¹² Vgl. ZEIDLER (wie Anm. 7).

¹³ Die Wohnsituation in Freiburg im Jahr 1905 war dadurch gekennzeichnet, dass sich zwei Drittel sämtlicher Familien auf die kleinen und billigen Wohnungen mit einem Mietpreis bis zu 500 Mark beschränken mussten. Im Stadtteil Stühlinger kosteten in dieser Zeit 90 Prozent aller Mietwohnungen bis 500 Mark. Aber auch diese Wohnungen waren für viele kaum erschwinglich, vgl. HEIKO HAUMANN/UWE KÜHL/MANFRED LALLINGER u.a.: Industriestadt oder „Pensionopolis“? Im Kaiserreich (1871-1914), in: Geschichte der Stadt Freiburg im Breisgau, Bd. 3: Von der Badischen Herrschaft bis zur Gegenwart, hg. von HEIKO HAUMANN und HANS SCHADEK, Stuttgart 1992, S. 165-254, hier S. 205.

¹⁴ WOLFGANG STOPFEL: Das Wentzingerhaus als Objekt der Denkmalpflege, in: Das Haus „Zum Schönen Eck“ in Freiburg i. Br. von Johann Christian Wentzinger (1710-1797), hg. von SEBASTIAN BOCK und LOTHAR BÖHLER, Freiburg 1996, S. 60-75, hier S. 60f.

¹⁵ Ebd., S. 61.

¹⁶ Ebd.

¹⁷ Die Verbindung der Familie Stutz zum Wentzingerhaus wird in einer Sage illustriert, die sich um das Fastentuch rankt, Merian (wie Anm. 1), S. 77f. Als weitere Quelle dieser Sage, mit etwas anderer Lesart, wonach der Totengräber die scheinotote Frau berauben will, siehe FERDINAND SCHOBEL: Das Fasten- oder Hungertuch im Münster U. L. Fr. in Freiburg i. Br., in: Schau-ins-Land 28 (1901), S. 129-138, hier S. 129-133. Aufschlussreich der Hinweis des Autors, dass mit diesem Fastentuch der Sage nicht „das jetzige Fastentuch“ gemeint sei (vgl. Das Freiburger Fastentuch 1612-2012, hg. von FRIDOLIN KECK, Freiburg u.a. 2012).

deutig bestimmten öffentlichen Zweck. Aber auch er räumt ein, dass es sich um einen schönen Bau handle. Die Bedenken hinsichtlich des Verwendungszwecks werden von Gemeinderat Kräuter geteilt, auch wenn dieser einräumen muss, dass bei einer Stadt wie Freiburg, die „für alle möglichen Bedürfnisse zu sorgen“ habe, ein nicht von vornherein begrenzter Verwendungszweck letztlich kein Hindernis sei. Letztlich war es neben dem materiellen Wert auch ein „Gefühl der Pietät“, das den Stadtrat bei seiner Entscheidung bestimmt hat. Der Kauf wurde schließlich mit nur einer Gegenstimme vom Gemeinderat gebilligt.¹⁸ Kaum war das Haus im Besitz der Stadt, bewarben sich schon eine Reihe von Organisationen, die in dem Haus untergebracht werden wollten, darunter die städtische Kunst- und Archäologie-Sammlung, ein regionaler Ausschuss sowie die Handelskammer, die letztendliche Mieterin, die für viele Jahre dort ihr Büro hatte.¹⁹ Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde das Gebäude Sitz der – von 1946 bis 1963 städtischen – Musikhochschule bis 1994 nach umfangreichen Renovierungsarbeiten das Museum für Stadtgeschichte einzog.

Thomas Stutz

Die Familie Stutz stammt aus der Schweiz, aus Wängi im Kanton Thurgau. Einzelne Träger des Namens „Stutz“ sind dort bereits für das 12. und 15. Jahrhundert urkundlich nachweisen. Mit dem Beginn der Aufzeichnungen in den Kirchenbüchern der Gemeinde Wängi im Jahr 1635 lässt sich die Ahnenreihe des Thomas Stutz direkt zurückverfolgen. In den Notizen eines Schweizer Lehrers mit Namen „Jakob Stutz“ gibt es einen Hinweis auf eine Familie Stutz in der Kirchengemeinde Wängi bereits für die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts. Sie war im Besitz verschiedener Lehensgüter des Klosters St. Gallen. Der Sohn eines um 1680 geborenen Joseph Stutz mit gleichem Vornamen verließ in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, wahrscheinlich infolge mittelbarer Auswirkungen des 30-jährigen Krieges, mit seiner Familie die Schweiz und siedelte sich im Elsass an. Das Elsass war durch Kriegseinwirkungen entvölkert und viele Bauern, deren Lebensbedingungen sich in der Schweiz verschlechterten, suchten dort eine neue Heimat.²⁰

Auf die Spur der Schweiz war der Ahnenforscher gewissermaßen durch einen Zufall gelangt, nämlich aufgrund eines fehlerhaften Eintrags in den Kirchenbüchern des Freiburger Münsters. Dort ist als Geburtsort des Franz Martin Stutz, des ältesten Sohnes von Thomas Stutz, Arlesheim in der Schweiz verzeichnet. Jedoch brachte weder eine Anfrage beim Deutschen Konsulat in Basel eine Bestätigung dieses Hinweises, noch fand sich der Name „Stutz“ in den Kirchenbüchern. Gleichwohl richtete Zeidler in der Folgezeit seine Bemühungen, die Vorfahren mütterlicherseits ausfindig zu machen, weiterhin auf die Schweiz – und er stieß dabei zunächst auf die oben genannten Fakten.²¹

Den Geburtsort des Thomas Stutz und seiner Kinder konnte Zeidler jedoch trotz jahrelanger Bemühung dort nicht ermitteln. Erst der Hinweis eines ihm befreundeten Genealogen führte ihn auf die richtige Spur: Katharina Fix, die Ehefrau des Thomas Stutz, stammte aus dem Elsass, eine Angabe, die auch seitens eines elsässischen Ahnenforschers und Nachfahren der Katharina bestätigt wurde.²² Thomas Stutz wurde am 7. März 1752 in Herlisheim bei Colmar

¹⁸ Freiburger Tagblatt, 19.7.1905.

¹⁹ Vorlage des Stadtrates der Stadt Freiburg im Breisgau an den Bürgerausschuss von 1905.

²⁰ ECKHARD ZEIDLER: Einer Familie Werdegang durch vier Jahrhunderte, unveröff., o. J. und O., Archiv der Verfasserin.

²¹ Ebd.

²² Das Wappen der Familie Fix ist im „Armorial de la Généralité d'Alsace“ verzeichnet.

als Sohn des bereits erwähnten Joseph Stutz jun. geboren und heiratete Katharina Fix am 15. Februar 1776. Fünf Kinder kamen dort zwischen 1776 und 1785 auf die Welt, von denen zwei noch vor dem Umzug nach Freiburg starben.

Wie kam Thomas Stutz nun aber nach Freiburg? Die Grafen von Kageneck, in deren Diensten er später stand, hatten infolge der Französischen Revolution ihre elsässischen Besitzungen verloren und waren nach Baden zurückgekehrt, wo sie an verschiedenen Orten Grundbesitz hatten, u.a. in Umkirch bei Freiburg.²³ Auch Thomas Stutz machte sich mit der Familie nach Baden auf. Im Kirchenbuch von Munzingen ist die Geburt von zwei weiteren Kindern verzeichnet. 1792 ist die Familie in Umkirch wohnhaft, wo zwei weitere Söhne auf die Welt kommen, der jüngste, Franz Benjamin, am 29. März 1796. Dass Thomas Stutz bereits in Munzingen und Umkirch in den Diensten der Grafen von Kageneck stand, ist nicht eindeutig zu klären, liegt aber angesichts der Umstände nahe.²⁴

In Freiburg bezog Thomas Stutz mit seiner Familie zunächst das Haus 22/24 in der Gerberau, genannt „zum Planeten“, und erwarb im gleichen Jahr das Wentzingerhaus *um beserer Covenienz willen in Betracht seiner Kinder*. Sein Wunsch, Bürger der Stadt zu werden, wurde ihm erfüllt. Er erhielt das Bürgerrecht für sich, seine Frau Katharina und seine damals vier Söhne und zwei Töchter.²⁵

Thomas Stutz nahm als Bürger aktiv am Leben in Freiburg teil. Im Jahr 1803 wurde er von der Stadt für das Amt des Zunftmeisters der Küferzunft „Zum Oftinger“ vorgeschlagen, einer der damals zwölf Zünfte²⁶, deren Mitglied er seit 1801 war.²⁷ Thomas Stutz scheint ein sehr aktiver und progressiver Zunftmeister gewesen zu sein, worauf die baldige Aufnahme Carl von Rottecks, mit dem er wohl befreundet war, in die Zunft hindeutet.²⁸ Von 1812 bis 1830 war Stutz Stadtrat.

Thomas Stutz war Inhaber einer Alleinlizenz für das Auswaschen von Salpeter, das als Grundlage zur Herstellung von Schießpulver diente. Kann Thomas Stutz deshalb als „Kriegsgewinnler“ bezeichnet werden?²⁹ Wie der bereits zitierte Richard Waenker von Dankenschweil berichtet, wurde Stutz diese Lizenz durch das Großherzogliche Kriegsministerium 1807 für alle unter badischer Hoheit stehenden breisgauischen, fürstbergischen und schwarzenbergischen Orte erteilt.³⁰ Waenker von Dankenschweil schreibt hierzu: „Die Salpetererzeugung war für die Pulverfabrikation von solcher Bedeutung, dass die Sieder vom Militärdienst frei blieben und die zum Transport des Salpeters von den Siedepfannen in die herrschaftlichen Magazine nötigen Pferde von allen Fronleistungen befreit wurden.“ Demnach besaß Thomas Stutz einen bedeutenden Wagenpark, den er für seine Lieferungen nutzte und der „in seinem weitläufigen Anwesen am Holzmarkt“ (Annastift, *Adresse Neukloster 97*) untergebracht war. Neben diesen Häusern in der Stadt besaß Thomas

²³ Vgl. Geschichte der gräflichen Familie von Kageneck. Dem Hausarchiv entnommen und zusammengestellt durch HEINRICH JULIUS GRAF VON KAGENECK, Munzingen 1870, S. 29; vgl. https://de.wikipedia.org/wiki/Schloss_Umkirch.

²⁴ Vgl. ZEIDLER (wie Anm. 20).

²⁵ Vgl. ZEIDLER (wie Anm. 7).

²⁶ http://wiki-de.genealogy.net/Freiburg_im_Breisgau/Adressbuch_1950/Von_den_Anfängen_des_Freiburger_Adreßbuches. Das Zunfthaus „Zum Oftinger“ befand sich in der Salzstraße. Die Mitgliedschaft in der Küferzunft beschränkte sich nicht auf Angehörige dieses Berufs.

²⁷ WAENKER VON DANKENSCHWEIL (wie Anm. 6).

²⁸ ZEIDLER (wie Anm. 7).

²⁹ Ebd.

³⁰ WAENKER VON DANKENSCHWEIL (wie Anm. 6).

Stutz vor dem (ehemaligen) Christofstor³¹ einen großen ummauerten Garten mit Gartenhaus und Brunnen.³²

Die den Ahnenforscher beschäftigende Frage nach dem Ursprung dieses Wohlstandes, der Thomas Stutz 1797 in die Lage versetzte, das Wentzingerhaus zu erwerben, kann letztlich nicht abschließend geklärt werden.³³

Über Thomas Stutz wird ferner berichtet, dass dieser in den letzten Jahren seines Lebens kaum noch aus dem Haus gegangen sei, da ihn das Unglück seines Sohnes Benjamin (1796-1853), der sein elterliches Vermögen durchgebracht hatte, zu sehr getroffen habe: „Dies mag dem alten Stutz auf die Nerven gegangen sein [dass der Sohn auch von seinem Schwager unterstützt werden musste], denn er geht nirgends mehr hin und kümmert sich um nichts mehr, es mag um ihn her sein, was will, Leid oder Freud.“ Er bezieht sich darin auf einen Brief der Theresia Stutz, die über ihren Bruder Benjamin auch erwähnt, dass *der Vater* ihm jeden Monat einen Geldbetrag zukommen ließ.

Thomas Stutz starb 1840. Bei seinem Tod hinterließ er kein Testament.

Die Familie Waenker von Dankenschweil und das Tagebuch der Maria Elisabeth

Wie im Vorausgehenden schon deutlich wurde, stammen wichtige Informationen über das Leben von Thomas Stutz aus der Feder seines Ururenkels Richard Waenker von Dankenschweil aus Endingen.³⁴ Es ist damit eine Persönlichkeit außerhalb der engeren Familie Stutz, der wir ein näheres Wissen über sie verdanken. Der nur mit dem Namenskürzel „R.v.W.“ unterzeichnete Aufsatz „Auszug aus den Aufzeichnungen über die Familie Waenker von Dankenschweil“, der auch einen Abschnitt über die Familie Stutz enthält und in dem sehr anschaulich einzelne Mitglieder der Familie sowie ihre bürgerliche und berufliche Position beschrieben werden, befand sich im Besitz von Gerda Stutz, Enkeltochter der Pauline Stutz und Mutter des Eckhard Zeidler.³⁵

Richard Waenker von Dankenschweils Mutter Angelika (1848-1914) ist eine geborene Sautier aus Freiburg. Der Vater, Richard Ludwig, kam als zweiter Sohn des Dr. med. Ludwig Anton Waenker von Dankenschweil und seiner Ehefrau Maria Elisabeth Karoline, geb. Kapferer, in Freiburg auf die Welt. Über diese Familie, deren Grabstätte sich auf dem Alten Friedhof in Freiburg befindet (Abb. 2), erfahren wir ausführlich durch das 2006 ebenfalls von einem Nachfahren, Dominik Hammerstein, veröffentlichte Tagebuch der Maria Elisabeth.³⁶

³¹ Das Christofstor oder Christoffelstor befand sich am nördlichen Ende der heutigen Kaiser-Joseph-Straße, in Höhe der Stadtbahnhaltestelle Siegesdenkmal, vgl. https://de.wikipedia.org/wiki/Liste_der_Stadttore_in_Freiburg_im_Breisgau.

³² WAENKER VON DANKENSCHWEIL (wie Anm. 6).

³³ ZEIDLER (wie Anm. 7); DERS.: 65 Jahre Suche nach Thomas Stutz, Archiv der Verfasserin.

³⁴ Der Vater des Richard Constantin Ludwig Waenker von Dankenschweil, Richard Ferdinand Ludwig Waenker von Dankenschweil (1845-1925), ist der älteste Sohn des Ludwig Anton Thomas Waenker von Dankenschweil (1805-1880), Sohn des Anton Waenker von Dankenschweil und der Theresia, geb. Stutz (1784-1861).

³⁵ ZEIDLER (wie Anm. 7).

³⁶ MARIA ELISABETH WAENKER VON DANKENSCHWEIL: Tagebuch 1865-1886. Mein Jugendleben, mit einem Nachwort von DOMINIK HAMMERSTEIN, o.O. 2006; zur Familie Waenker von Dankenschweil siehe auch: Historisches und genealogisches Adelsbuch des Großherzogtums Baden, hg. von FRIEDRICH CAST, Stuttgart 1845; vgl. auch ENGELBERT KREBS: Alte Freiburger Bürgerfamilien, Freiburg 1922, S. 24f. und 34f.



Abb. 2 Grabstein der Familie Waenker von Dankenschweil auf dem Alten Friedhof in Freiburg
(Foto: Corinna Zimmer).

Durch die Tagebuchaufzeichnungen der Maria Elisabeth Karoline Waenker von Dankenschweil, Schwiegertochter der ältesten Tochter des Thomas Stutz, Theresia, gewinnen wir einen sehr persönlichen Einblick in ihr Leben und in das einer Freiburger Bürgerfamilie im 19. Jahrhundert. Maria Elisabeth wohnte von 1851 bis 1883 mit ihrer Familie und später als Witwe in der Salzstraße 11.³⁷ Im Herbst 1882 verkauft sie das Haus an die Bürstenfabrikanten Nelson und Kahn zu einem Preis von 6.800 Mark, bleibt aber noch bis April 1883 als Mieterin einer Wohnung in diesem Haus und zieht dann in die Kaiserstraße 155.³⁸

Das Anwesen Salzstraße 11 wurde beim großen Luftangriff auf die Stadt am 27. November 1944 vollständig zerstört.³⁹ Nach dem Zweiten Weltkrieg wurden die Grundstücksgrenzen in

³⁷ Vgl. Adressbuch der Stadt Freiburg 1865: „Dr. Ludwig Anton Waenker, Medizinalrath“.

³⁸ WAENKER VON DANKENSCHWEIL (wie Anm. 36), Tagebuch 1882, S. 336: *Ein schmerzliches Gefühl, die erinnerungsreichen Räume zu verlassen! Wird die allerdings verminderte Sorgenlast für die kurze Spanne Lebenszeit mir Ersatz bieten für das, was ich aufgabe?*

³⁹ StadtAF, D. Au. Generalhäuserkartei für den Wiederaufbau, Anwesen Salzstraße 11. Aufnahmen aus der Zeit vor dem 27. November 1944 sind im Stadtarchiv Freiburg vorhanden.

der Salzstraße neu geordnet. Die damalige Nr. 11 entspricht heute der Nr. 7, dem dritten Haus nach der (nun verbreiterten) Dreherstraße.⁴⁰

Maria Elisabeth Karoline Waenker von Dankenschweil („Elise“ genannt) stammt, wie sie in ihrem Bericht mit dem Titel „Mein Jugendleben“ beschreibt, aus der Freiburger Familie Kapferer, die durch Handel zu Wohlstand gekommen ist (Abb. 3). Mit sieben (von eigentlich zehn) Geschwistern aufgewachsen, erlebte sie eine glückliche Kindheit und Jugend im elterlichen Haus in der Kaiserstraße 24, wo sich im Erdgeschoss ein von ihren Eltern geführtes Spezereigeschäft (Lebensmittelladen) befand. Weil ihre Mutter deshalb wenig Zeit hatte, bekamen sie und ihre Geschwister einen Hauslehrer, der die Kinder auf die Schule vorbereitete. Maria Elisabeth war, nicht zuletzt auch dank der Bemühungen dieses Privatlehrers, von Anfang an eine gute Schülerin. *Dieses Verhältnis blieb sich gleich bis zum Austritt aus der Schule und ich möchte fast glauben, dass damit eine gewisse Eitelkeit oder Selbstüberschätzung in mein junges Herz eingezogen ist, die durch Lob der Eltern und Lehrerinnen noch gefördert wurde,* schreibt sie. Auch für Musikunterricht (Gesang) war der Hauslehrer zuständig. Bei abendlichen Konzerten, zu denen Freunde der Eltern eingeladen wurden, trat sie mit ihrem Bruder auf. Später sang sie sogar zur Einführung des ersten Freiburger Erzbischofs Bernhard Boll im Freiburger Münster. Auch an häufigen Theaterbesuchen nahm der Nachwuchs teil. Die dort gesehenen Aufführungen werden von den Kindern im Familienkreis wiederholt. Bis ins hohe Alter blieb Maria Elisabeth Mitglied der musikalischen Gesellschaft in Freiburg. Aber auch zum schulischen Lernen wurden die Kinder von ihren Eltern fleißig angehalten. Der Bruder, der das Gymnasium besucht hat, ging zur Handelsausbildung in die französischsprachige Schweiz und seine Schwester durfte ihn begleiten. Gemeinsam mit ihrer späteren Schwägerin und Freundin Natalie von Waenker verbrachte sie einige Zeit in einem Pensionat am Genfer See. Zuvor hatte sie die Hauswirtschaftsschule St. Ursula in Freiburg besucht.⁴¹



Abb. 3

Maria Elisabeth Waenker von Dankenschweil
(WAENKER VON DANKENSCHWEIL [wie Anm. 36],
vor S. 3).

⁴⁰ Vgl. Freiburg 1944-1994. Zerstörung und Wiederaufbau, Begleitbuch zur Ausstellung, hg. von der Stadt Freiburg i. Br., Redaktion: ULRICH P. ECKER, Waldkirch 1994, S. 68f.

⁴¹ Im Freiburger Adreß-Kalender von 1829 unter Lehr- und Erziehungsinstitut bei St. Ursula, Nr. 166, aufgeführt; vgl. auch https://de.wikipedia.org/wiki/St._Ursula-Schulen_Freiburg.

Am 16. Januar 1832 heiratete sie Ludwig von Waenker, den ältesten Sohn des Arztes und Geheimen Hofrats („Stadt-Physikus von Freiburg“) Dr. Anton Waenker von Dankenschweil und der Theresia, Tochter des Thomas Stutz.

Die Familie von Wanker/Waenker ist seit dem 18. Jahrhundert in Freiburg ansässig. Maria Elisabeth Waenker von Dankenschweil nimmt in ihrem Tagebuch Bezug auf die Geschichte dieser Familie. Auf dem Alten Friedhof in Freiburg befindet sich neben der Michaelskapelle das Grabmal eines Ferdinand Geminian Wanker (1758-1832), der zum ersten Freiburger Erzbischof bestimmt war, aber noch vor seiner Ernennung verstarb.⁴² Johann Martin Wanger (oder Wanker), Doktor beider Rechte sowie Sohn des Johannes Wanker und der Freiburger Bürgerstochter Maria Ursula Schillerin, heiratete 1744 die damals 24-jährige Anna Maria aus dem Adelsgeschlecht von Dankenschweil, die letzte Trägerin dieses Namens.⁴³ Deren Sohn Anton Xaver erwarb in St. Petersburg durch Handel ein Vermögen. Er besaß einen Landsitz mit Leibeigenen, wurde vom Zaren geadelt und erbat sich als Sohn des letzten Sprosses der Familie von Dankenschweil vom Heroldamt in Wien die Erhebung in den reichsritterlichen Adelsstand. Kaiser Franz II. kam dieser Bitte nach und erhob ihn durch Diplom vom 28. November 1796 in *des heiligen römischen Reichs erblichen Adelsstand mit dem Prädicate von Dankenschweil und unter Verleihung des untenstehend beschriebenen adeligen Wappens*⁴⁴. Er erhielt das Recht, Adel und Wappen seiner Mutter von Dankenschweil als Reichsadel in seiner Familie zu vererben. Seitdem heißt der Zweig der ehemaligen Wanker „Waenker von Dankenschweil“.⁴⁵

Anton Xaver hatte zwei Söhne: den bereits erwähnten Mediziner Anton (1778-1861) und den promovierten Juristen Otto Waenker von Dankenschweil (1808-1885). Otto war als Rechtsanwalt und von 1878 bis 1881 Abgeordneter des Deutschen Reichstags für die Zentrumsparterie eine bekannte Freiburger Persönlichkeit.⁴⁶ Seine Kanzlei befand sich am Karlsplatz 5.⁴⁷ Außerdem trat er als Autor juristischer, kirchenrechtlicher und historischer Studien in Erscheinung.⁴⁸

Die Waenker von Dankenschweil waren katholisch, mit engen Kontakten auch zum Freiburger Klerus. Der Freiburger Erzbischof Hermann von Vicari spendete am Pfingstmontag 1865 der Tochter Maria das Sakrament der Firmung. Deren 1883 geborene Tochter, ebenfalls mit dem Namen Maria (Föhrenbach) ist die Mitgründerin und spätere Generalpriorin des Freiburger Klosters St. Lioba in Günterstal („Maria Benedicta“).⁴⁹ Maria Föhrenbach ist außerdem die Patentochter von Ida Kuenzer, deren Cousine zweiten Grades sie zugleich ist.⁵⁰ Während der NS-Zeit war sie Repressalien seitens der Gestapo ausgesetzt. Ihr Grab befindet sich heute auf dem Klosterfriedhof bei einer kleinen Kapelle.⁵¹

⁴² INGRID KÜHBACHER: Sie lebten in Freiburg. Erinnerungen beim Gang über den Alten Friedhof, Freiburg ²1989, S. 61: Die Grabinschrift bezeichnet ihn als *Archiepiscopus Friburgensis designatus*.

⁴³ KREBS (wie Anm. 36), S. 23; KÜHBACHER (wie Anm. 42), S. 61.

⁴⁴ CAST (wie Anm. 36), S. 333.

⁴⁵ KREBS (wie Anm. 36), S. 24. Die Änderung von „Wanger“ in „Waenker“ geht auf die französische Schreibweise zurück, die Anton Xaver in Lyon benutzte, als er sich „Vainqueur“ schrieb.

⁴⁶ KÜHBACHER (wie Anm. 42), S. 61.

⁴⁷ Freiburger Adreß-Kalender von 1865.

⁴⁸ https://de.wikipedia.org/wiki/Otto_Waenker_von_Dankenschweil.

⁴⁹ EDELGARD SPAUDE: Maria Föhrenbach, in: Freiburger Biographien, hg. von PETER KALCHTHALER und WALTER PREKER, Freiburg 2002, S. 240f.

⁵⁰ WAENKER VON DANKENSCHWEIL (wie Anm. 36), Tagebuch 1883, S. 343; vgl. HANS-JOSEF WOLLASCH: Ida Kuenzer, in: Badische Biographien N.F. V, hg. von FRED L. SEPAINTNER, Stuttgart 2005, S. 163-165.

⁵¹ SPAUDE (wie Anm. 49). Siehe auch den Exkurs in diesem Beitrag zur Familie Kuenzer.

Doch zurück zu Maria Elisabeth. Das Alltag in Freiburg wird unterbrochen von gelegentlichen kleinen Reisen, die sie gemeinsam mit ihrem Mann in den Schwarzwald, an den Bodensee, nach Nordbaden oder auch in die Schweiz unternimmt – ein trotz aller Sorgen beschauliches Leben, welches das gehobene Bürgertum⁵² in jenen Jahren in der Breisgauemetropole führen konnte.

Mit Aufmerksamkeit beobachtet Maria Elisabeth lokale oder politische Ereignisse, die sie in ihrem Tagebuch festhält. Erschüttert berichtet sie über das verheerende Eisenbahnunglück, das sich 1882 bei Hugstetten im Mooswald auf der Strecke zwischen Freiburg und Colmar ereignet hatte und 64 Menschen das Leben kostete, oder sie kommentiert den Deutsch-Französischen Krieg 1870/71, an dem auch ihr Sohn Gustav als Arzt und die Schwiegersöhne teilnahmen. Am 23. März 1871 wird der Friede auch in Freiburg gefeiert: *Am 23. März, dem Friedensfest und Geburtstag des Kaisers, stimmten wir mit vollem Herzen in den allgemeinen Jubel ein, ergötzen uns gemeinschaftlich an der festlichen Beleuchtung der Stadt, auf welche die glänzenden Sterne des Nachthimmels so klar herniederschauten, als wollten sie ihre Teilnahme an den irdischen Freuden ausdrücken und bekunden.*⁵³

Maria Elisabeth Waenker von Dankenschweil war in Freiburg sozial tätig und gehörte z.B. dem Comité des Luise Frauenvereins an. 1884 nahm sie an der Feier des 25-jährigen Jubiläums in Karlsruhe teil, wo sie als langjährige Comité-Dame besonders geehrt wird. Die Familie Waenker von Dankenschweil war, trotz der gutbürgerlichen Position des Ehemannes, nicht vermögend. Dennoch kann Maria Elisabeth feststellen: *Unsere Verhältnisse, ohne glänzend zu sein, waren doch der Art, dass wir nicht nur ohne Nahrungssorgen, sondern sogar recht behaglich leben und die Vergnügen, wie sie eine Stadt wie Freiburg immer bieten mochte, froh geniessen konnten.*⁵⁴ Die Tochter Maria 1870 für sechs Monate in ein Pensionat in der französischen Schweiz nahe bei Genf zu schicken, bedeutete für die Familie dennoch ein, wenn auch gerne erbrachtes, finanzielles Opfer.

Die Familie Risler

Das Tagebuch der Maria Elisabeth Waenker von Dankenschweil befand sich im Besitz von Irma Risler, ihrer Urenkelin. Irma Risler ist die 1883 geborene älteste Tochter von Emil und Klara Risler, geb. Obkircher. Elise Waenker von Dankenschweil, Tochter von Maria Elisabeth, heiratete 1853 den Juristen Hermann Obkircher, der zu jener Zeit am Freiburger Hofgericht tätig war. 1864 wurde er Direktor des Kreisgerichts Heidelberg, 1868 Präsident des Justizministeriums, schließlich Vorsitzender Richter am Obersten Gerichtshof in Karlsruhe. Irma Risler hat im Jahre 1940 eine Abschrift des Tagebuchs angefertigt, eine weitere handschriftliche Kopie dieser Abschrift stammt von ihrer Tochter Hildegard Kilius.

Klara Obkircher heiratete 1882 Emil Risler, den Sohn des Freiburger Fabrikbesitzers Jeremias Risler. Über die Verlobung 1881, die in die Zeit unmittelbar vor dem Tod von Klaras Vater fiel, war die Familie sehr erfreut. *Der junge Mann ist von vortrefflichem Charakter, seine Vermögensverhältnisse brilliant, die ganze Familie höchst ehrenwert*, notiert Maria Elisabeth. *Am 9. Oktober fand die Hochzeit von Klara Obkircher mit Emil Risler in Karlsruhe statt. Es war wieder ein Kampf zwischen Herz und Vernunft in mir entstanden; letzteres hat gesiegt,*

⁵² Trotz des adeligen Namens ist es ein bürgerliches Leben, das die Familie Waenker von Dankenschweil führt.

⁵³ WAENKER VON DANKENSCHWEIL (wie Anm. 36), Tagebuch 1871, S. 105.

⁵⁴ WAENKER VON DANKENSCHWEIL (wie Anm. 36), Mein Jugendleben, S. 413.

ich blieb zu Hause und sendete meine Wünsche und Bitten für das Glück des neuen Ehepaares vom heimischen Dome aus zum lieben Gott. Nach mehrwöchentlicher Hochzeitsreise sind sie in ihrer prachtvollen häuslichen Einrichtung hier eingetroffen. Gott segne den Bund und lasse sie in Glück und Zufriedenheit geniessen, was die Gunst des Zufalls und die Fürsorge der Eltern Risler dem jungen Paare bereitet hat. Meiner Tochter Elise ist durch die Versorgung Klaras eine grosse Sorge abgenommen, denn Emil ist auch für sie und die jüngeren Kinder eine wesentliche Stütze, so die Großmutter Maria Elisabeth Waenker von Dankenschweil.⁵⁵

Emil Risler war ebenso wie sein Vater Jeremias sozial und kommunalpolitisch sehr engagiert. Er war der erste Akademiker in der Familie und studierte in Freiburg Chemie und Mineralogie. Nach dem Tod des Vaters übernahm er 1847 die Leitung der 1847 in Freiburg gegründeten Knopffabrik (Porzellan- und später auch Perlenfabrik). In den Jahren 1886 bis 1888 ließ er die sogenannten „Knopfhäusle“ bauen, denen er ein Sozialhaus mit Volksküche und einen Konsum hinzufügte. Bei den „Knopfhäusle“, die in der Stadt heute noch ein Begriff sind, handelt es sich um den ersten sozialen Wohnungsbau in Freiburg. Ab 1887 Mitglied des Freiburger Bürgerausschusses (in dessen 1. Klasse der höchstbesteuerten Mitglieder), wurde Emil Risler 1897 in den Stadtrat gewählt. Das Risler'sche Haus in der Hildastraße galt schon zu Lebzeiten des Vaters Jeremias als ein gesellschaftlicher Treffpunkt, z.B. war 1881 Franz Liszt dort zu Besuch.⁵⁶

Franz Martin und Anna Franziska Stutz

Franz Martin, ältester Sohn von Thomas und Katharina Stutz, geboren 1778 in Herlisheim und gestorben 1844 in Freiburg, heiratete am 30. Juni 1825 Anna Franziska Prokesch.

Anna Franziska findet in Richard Waenker von Dankenschweils Aufzeichnungen besondere Beachtung. Sie wurde am 15. September 1797 in Graz geboren, in dem Jahr also, in dem ihr künftiger Schwiegervater das Wentzingerhaus erworben hat. Dort sollte sie später selbst nach ihrer Heirat einziehen (Abb. 4). Die Mutter Anna Franziskas starb bereits am 15. September 1804, der Vater am 15. Dezember 1811. Die Stiefmutter heiratete in zweiter Ehe am 26. Dezember 1815 Professor Julius Schneller⁵⁷, einen alten Freund der Familie, der seinen Stiefkindern, wie Waenker von Dankenschweil schreibt, *sein Leben lang ein treuer Vater gewesen ist*⁵⁸. Schneller, zunächst Lehrstuhlinhaber für Profangeschichte am Grazer Lyzeum, unterrichtete seit 1806 auch Weltgeschichte und Geschichte des Deutschen Reiches.⁵⁹ 1823 erhielt er einen Ruf der Universität Freiburg auf den dortigen Lehrstuhl für Geschichte.

Franz Martin Stutz betrieb mit seinem Bruder Mathias unter dem Namen „Stutz Gebrüder“ einen Großhandel für Lederartikel in Freiburg.⁶⁰ Bereits 1819 hatte sein Vater Thomas Stutz ihm und seinem Bruder das Wentzingerhaus überschrieben. Die Familie gehörte in jenen Jahren

⁵⁵ Ebd., Tagebuch 1882, S. 336f.

⁵⁶ FRED LUDWIG SEPAINNER: Jeremias und Emil Risler. Freiburger Unternehmerprofile im 19. und frühen 20. Jahrhundert, in: Schau-ins-Land 110 (1991), S. 179-188, hier S. 184.

⁵⁷ FRIEDRICH PFAFF: Franz Julius Borgias, in: Allgemeine Deutsche Biographie 32, hg. durch die Historische Commission bei der Königlichen Akademie der Wissenschaften, Leipzig 1891, S. 165-167 [Onlinefassung, <http://www.deutsche-biographie.de/pnd100268498.html?anchor=adb>].

⁵⁸ WAENKER VON DANKENSCHWEIL (wie Anm. 6).

⁵⁹ Vgl. WALTER HÖFLECHNER: Das Fach Geschichte an der Universität Graz 1729-1848 (Publikationen aus der Universität Graz 3), Graz 1975.

⁶⁰ ZEIDLER (wie Anm. 20).



Abb. 4 Anna Franziska Stutz (Hoffmann-Klein).

zu den angesehensten Familien Freiburgs. Über die Hochzeit von Anna Franziska Prokesch mit Franz Martin Stutz schreibt Schneller am 23. Mai 1825 an ihren Bruder Anton Prokesch, den späteren Grafen Prokesch von Osten,⁶¹ nach Smyrna, dass seine Schwester Anna *bald eine reiche und glückliche Frau werde*.⁶² 30 Jahre zuvor hat Schneller den damals 14-jährigen Franz Martin Stutz in Erdkunde und Mathematik unterrichtet.⁶³ Eines der schönsten Häuser der Stadt ist sein, heißt es weiter in dem zitierten Brief Schnellers. Er beschreibt den Einzug des Brautpaares *in das künftige Heim am Münsterplatz [...], die schön gebaute Treppe mit Blumen des Feldes und Gartens künstlich geschmückt und nachts mit allen Farben des Lichts verschönt*.⁶⁴ Die Trauung fand in der Adelhauser Kirche statt: *Nicht in dem majestätischen Münster*

⁶¹ Zu Anton Graf Prokesch von Osten s.u.

⁶² Zitiert nach: WAENKER VON DANKENSCHWEIL (wie Anm. 6).

⁶³ Ebd.; DANIEL BERTSCH: Anton Prokesch von Osten (1795-1876). Ein Diplomat Österreichs in Athen und an der Hohen Pforte. Beiträge zur Wahrnehmung des Orients im Europa des 19. Jahrhunderts (Südosteuropäische Arbeiten 123), München 2005, S. 22.

⁶⁴ Briefzitat aus WAENKER VON DANKENSCHWEIL (wie Anm. 6). Der Briefwechsel Prokeschs mit seinem Lehrer und späteren Stiefvater ist veröffentlicht in: RITTER PROKESCH VON OSTEN: Denkwürdigkeiten und Erinnerungen aus dem Orient, Bd. 1-3, hg. von ERNST MÜNCH, Stuttgart ²1840, hier Bd. 1, S. 161.; Umriß von Schnellers Leben durch Ernst Münch in: Julius Schneller's Lebens-Umriß und vertraute Briefe an seine Gattin und seine Freunde (Julius Schneller's hinterlassene Werke 1), Stuttgart ²1940.

wurde die Weihe gespendet, um den Zulauf abzuwenden, den die beneidete Fremde auf sich gezogen hätte. Der Stadtpfarrer, Freiburgs künftiger Erzbischof⁶⁵, vollzog die Trauung in der Klosterkirche von Adelhausen. In der geräumigen Wohnung von Vater Stutz (Annahaus = Haus 22/24 zum Planeten, das ursprünglich der Gräfin Flora von Kageneck gehörte und das Thomas Stutz von ihr erwarb; Thomas Stutz hatte dort nach der Hochzeit wieder Wohnung bezogen und Franz Martin und Anna Franziska das Wentzingerhaus überlassen) folgt das Gastmahl in altbürgerlichem Sinne, homerisch mit ganzen Kälbern und reichlich mit der „Blume des Mahles“, vorzüglichen Weinen.

1826 erblickt Tochter Stephanie, zukünftige Freifrau von Beust, das Licht der Welt. *Mutter Anna ist jetzt eine der ersten Frauen der Stadt*, heißt es in den Aufzeichnungen Richard Waenker von Dankenschweils, *eingebürgert und allgemein beliebt. [...] Als vornehme Erscheinung und liebenswürdige Verwandte ist sie noch als ehrwürdige Greisin von Alt und Jung hoch verehrt worden.*

Ludwig und Pauline Stutz

Der 1827 geborene Ludwig, ältester Sohn und zweitältestes Kind von Anna Franziska und Franz Martin, war der Ehemann der Pauline Stutz, die 1905 das Wentzingerhaus verkaufen würde. Nach dem Tod seiner ersten Frau 1859 heiratete Ludwig Stutz in zweiter Ehe 1863 Pauline in Rheinböllen, einer kleinen Stadt im Hunsrück. Sie war die Tochter des sehr erfolgreichen Hüttendirektors und Fabrikanten Jacob Joseph Rummel.⁶⁶ Mit ihr hatte er vier Kinder: die Söhne Ludwig, Anton und Richard sowie die Tochter Maria.

Zur Zeit der Geburt der Söhne Ludwig (1865) und Anton⁶⁷ (1867) wohnte die Familie in Hoheneck bei Ludwigsburg auf einem Landgut oberhalb des Neckars.⁶⁸ Ludwigs Beruf wird im Hohenecker Kirchenbuch bei den Taufeintragungen seiner Kinder als Partikulier (= Privatier) angegeben. Zu diesem Zeitpunkt war er erst 40 Jahre alt! Er starb 1891 in Aschaffenburg als Fabrikdirektor einer Aktiengesellschaft für Bundpapier- und Leimfabrikation.⁶⁹ Das Wentzingerhaus war in dieser Zeit vermietet, zeitweilig an eine Wein- und Branntweinhandlung. Seine Witwe Pauline kehrte 1895 mit ihrer Tochter Maria nach Freiburg zurück und übernahm das Haus am Münsterplatz. Sie starb 1908 in Locarno, ihre Schwiegermutter Anna Franziska 1893 fast hundertjährig in Freiburg.

Der Sohn Ludwig (1865-1917) war zu seiner Zeit ein namhafter Maler vor allem von Blumenbildern und Stillleben (Abb. 5).⁷⁰ Er arbeitete auch als Illustrator für das damals recht bekannte politische Satiremagazin „Kladderadatsch“, das Bismarck unterstützte. Ludwig selbst war ein großer Bewunderer Bismarcks, was insofern interessant ist, als sein Großonkel, der Bruder seiner Großmutter Anna Franziska, Anton Graf Prokesch von Osten, ein strenger

⁶⁵ Es handelt sich wohl um Ignaz Anton Demeter, 1836 bis 1842 Erzbischof von Freiburg.

⁶⁶ ZEIDLER (wie Anm. 20).

⁶⁷ Urgroßvater der Verfasserin.

⁶⁸ Auf dem Gelände befinden sich heute die katholische Kirche, ein Kinderheim, ein Müttergenesungswerk und andere caritative Einrichtungen.

⁶⁹ ZEIDLER (wie Anm. 20).

⁷⁰ Ein Kinderporträt seiner Nichte Maria Pauline, geb. Stutz, aus dem Jahr 1901 befindet sich im Besitz der Verfasserin.



Abb. 5 „Zinnien“, Gemälde von Ludwig Stutz, ca. 1910
(Foto: www.invaluable.com).

Gegner Bismarcks war.⁷¹ Eine Karikatur über Ludwig Stutz findet sich in der Porträt-sammlung des Münchner Stadtmuseums.⁷²

Der jüngste Sohn Richard war schon vor der Jahrhundertwende in die USA ausgewandert. Im Vertrag über den Verkauf des Wentzingerhauses wird er als Direktor in Bayonne, New Jersey, erwähnt. Richard hat es in den Vereinigten Staaten zu erheblichem Wohlstand gebracht, wovon etwa auch eine Reise seiner Frau Susan und der Tochter Helen (geb. 1901) nach Europa zeugen, die Helen zu ihrem 21. Geburtstag geschenkt bekam. Seinem Bruder Anton, der seit seiner Auswanderung in die USA keinen leichten Stand hatte und der schließlich als kleiner Eisenbahnbediensteter sein Berufsleben beendete, hat er anscheinend nicht unter die Arme gegriffen, was Eckhard Zeidler zu der Überlegung geführt hat, was für ein Mensch Richard wohl gewesen sei. Seine Schwester Maria blieb alleinstehend und lebte mit ihrer Mutter in Freiburg.⁷³

⁷¹ Vgl. unten zu Anton Prokesch.

⁷² <http://stadtmuseum.bayerische-landesbibliothek-online.de/pnd/14371211X%20/>.

⁷³ ECKHARD ZEIDLER: Richard Stutz, Archiv der Verfasserin.

Anton Stutz hatte zunächst die Militärlaufbahn eingeschlagen, dann aber aufgrund seiner Scheidung 1901 seinen Abschied nehmen müssen, da Offiziere nicht geschieden sein durften. Er wanderte in die USA aus, heiratete dort Eva Mulligan und bekam noch fünf weitere Kinder. Seine jüngste Tochter aus erster Ehe, Lieselotte, hat er nie gesehen, weil seine Ehefrau, Else Pressler, noch vor der Geburt des Kindes zu ihren wohlhabenden Eltern nach Berlin zurückkehrte. Beruflich war Anton Stutz in den USA, wie bereits deutlich wurde, weniger erfolgreich. Die Farm, die er seit 1906 bewirtschaftete, musste 1917 wieder verkauft werden, und Anton Stutz verbrachte dann sein Berufsleben wie erwähnt als einfacher Bahnarbeiter.

Exkurs: Die Familie Kuenzer

Ein unmittelbarer Nachkomme des Thomas Stutz ist auch Legationsrat Richard Kuenzer, dessen seine Heimatstadt Freiburg mit einem Stolperstein – vor seinem Geburtshaus in der Dreikönigstraße – und einer Straßenbenennung gedenkt (Abb. 6).⁷⁴



Abb. 6 Stolperstein für Dr. Richard Kuenzer in der Dreikönigstr. 12 (Foto: Paul Klein).

⁷⁴ Im Herkunftsort seiner Familie in Herbolzheim ist ebenfalls eine Straße nach ihm benannt. Zu Kuenzer siehe UWE SCHELLINGER: Dr. Richard Kuenzer, in: Zeugen für Christus. Das deutsche Martyrologium des 20. Jahrhunderts, hg. von HELMUT MOLL im Auftrag der Deutschen Bischofskonferenz, Paderborn u.a., 2000, S. 233-236; DERS.: Tod eines „Friedenssüchtigen“. Zur Biografie von Dr. Richard Kuenzer (1875-1945), in: Freiburger Diözesan-Archiv 119 (1999), S. 427-433; Biographisches Handbuch des deutschen Auswärtigen Amtes 1871-1945, Bd. 2, hg. von MARIA KEIPERT im Auftrag des Auswärtigen Amtes, Historischer Dienst, bearb. von GERHARD KEIPER und MARTIN KRÖGER, Paderborn u.a. 2005, S. 695-697; Zum Gedenken, hg. vom Auswärtigen Amt, Berlin 2011, S. 30 (Memento vom 15. Januar 2012 auf WebCite); http://www.gernot-erler.de/cms/front_content.php?idcat=146&idart=1663).

Richard Kuenzer ist ein Urenkel von Franz Martin und Anna Franziska Stutz. Das Verwandtschaftsverhältnis ist damit um eine Generation „näher“ an den Bewohnern des Wentzingerhauses als dies bei der Familie Waenker von Dankenschweil der Fall ist, denn Ludwig Stutzs Schwester Stephanie war die Mutter von Ida Kuenzer.⁷⁵

Richard Kuenzer wurde am 6. September 1875 in Freiburg als zweitältestes Kind des Fabrikanten Heinrich Kuenzer und seiner Ehefrau Ida geboren.⁷⁶ Seine Großmutter Stephanie Hermine (1826-1911),⁷⁷ war die älteste Tochter von Franz Martin und Anna Franziska Stutz.

Die Familie Kuenzer stammt ursprünglich aus Herbolzheim.⁷⁸ Seit Anfang des 19. Jahrhunderts gehörten die Kuenzers aber zu den bedeutendsten Freiburger Bürgerfamilien.⁷⁹ Vater Heinrich Kuenzer war seinerzeit der größte Arbeitgeber in Freiburg, Mutter Ida eine bekannte Funktionärin der katholischen Frauenorganisation.

Ida Kuenzer kam 1851 in Freiburg als Tochter des Ludwig von Beust und der Stephanie Stutz (Heirat am 17. Januar 1850) auf die Welt (Abb. 7). Die Familie von Beust ist ein vor allem in Norddeutschland weitverzweigtes freiherrliches und in einem seiner Zweige gräfliches Geschlecht, nach Aussage des genealogischen Adelsbuchs des Großherzogtums Baden eines der ältesten und angesehensten Deutschlands.⁸⁰ Wie es in der Beschreibung von Hans-Josef Wollasch heißt, wurde Ida Kuenzer „in eine angesehene Verwandtschaft von Militärs und Kaufleuten [...] hineingeboren, im historischen Wentzingerhaus am Münsterplatz, in dem sie am 6. Februar 1851 durch Ludwig Wanner, Benefiziumsverweser, getauft wird.“⁸¹ Ida und ihre Schwester Anna wuchsen nicht in Freiburg auf. Die Familie zog, durch den Beruf des Vaters bedingt, nach Rastatt, Heidelberg und Mannheim. In Rastatt besuchte Ida die Klosterschule. Als Jugendliche verbrachte sie ein Jahr in Konstantinopel bei ihrem Großonkel mütterlicherseits, Anton Graf Prokesch von Osten, der dort seit 1867 österreichischer Botschafter war.⁸²

1873 heiratete Ida in Freiburg den Fabrikbesitzer Heinrich Kuenzer, Sohn des gleichnamigen Kaufmanns und der Maria Pyhrr, die ebenfalls aus einer Freiburger Kaufmannsfamilie stammte (Zichorien- und Champagnerfabrik). Das Paar bekam in 14 Ehejahren zehn Kinder, die ihrerseits „standesgemäße Berufe oder Ehepartner“ fanden. Zwei der Söhne traten in die Knopffabrik Risler ein, deren Produktion 1910 von Freiburg nach Herzogenrath bei Aachen

⁷⁵ Das Verwandtschaftsverhältnis befindet sich also auf der Ebene der Kinder von Franz Martin und Anna Franziska und deren Nachkommen, während das Verwandtschaftsverhältnis zwischen den Familien Stutz und Waenker von Dankenschweil über die Geschwister von Franz Martin vermittelt wird.

⁷⁶ Die Freiburger Fabrikantenfamilien Kuenzer und Risler standen miteinander in verwandtschaftlicher (Heinrich Kuenzers Mutter Maria war wie die Mutter von Emil Risler, Pirminia, eine geborene Pyhrr) und geschäftlicher Verbindung. Ida Kuenzer, die ihrem Mann Heinrich Kuenzer als Teilhaberin an der Knopffabrik Risler 1887 nachfolgte, erwarb gemeinsam mit Emil Risler um 1887 die Freiburger Papierfabrik Flinsch, vgl. SEPAINTNER (wie Anm. 56), S. 180. Vgl. auch ULRICH P. ECKER: Jeremias Risler und Henriette Feuerbach – Augenzeugen der Revolutionsereignisse 1848/49 in Freiburg, in: Schau-ins-Land 118 (1999), S. 195-202, hier S. 195-197.

⁷⁷ Über Stephanie, geb. Stutz, ist auch die Freiburger Familie Bock mit der Familie Stutz verwandt. Stephanie ist auch die Ururgroßmutter des Buchbinders Stefan Bock.

⁷⁸ Eine Gedenktafel befindet sich am Stammhaus der Familie Kuenzer, dem heutigen „Gasthof Adler“.

⁷⁹ Vgl. GABRIELE BLOD u.a.: Unruhe im „Pfaffenstädtchen“, in: HAUMANN/SCHADEK (wie Anm. 13), S. 146: Laut General- und Gewerbesteuerkataster von 1864 zählt der Fabrikant Kuenzer mit einer Steuerkapitalsumme von 160.000 Gulden zu den drei bedeutendsten Freiburger Fabrikanten, nach Mez und Flinsch und mit deutlichem Abstand noch vor Risler.

⁸⁰ CAST (wie Anm. 36).

⁸¹ WOLLASCH (wie Anm. 50), S. 163-165.

⁸² Ebd., S. 163, dort irrtümlich als „Onkel“ bezeichnet.



Abb. 7 Ida Kuenzer (Archiv des Deutschen Caritasverbandes).

verlegt worden war, während die Verwaltung zunächst in Freiburg blieb.⁸³ Tochter Irmgard heiratete den Forstrat Franz von Litschgi in Freiburg. Tochter Jutta ehelichte 1907 den Juristen und Landesbeamten Paul Schwörer, deren Tochter Maria Bock 2013 im hohen Alter von 102 Jahren in Freiburg verstarb.⁸⁴

Das jüngste Kind von Ida und Heinrich Kuenzer war beim Tod des Vaters 1887 erst elf Monate alt. Gleichwohl führte Ida ihre soziale Tätigkeit, die sie bereits zu Anfang ihrer Ehe begonnen hat, fort. Erst Jahre nach dem Tod ihres Mannes ließ sie zwischen 1892 und 1898 die „Villa Kuenzer“ in der Dreikönigsstraße in Freiburg bauen.

„Kaufmännische und unternehmerische Begabung auf der einen, religiöse Überzeugung und soziale Verantwortung auf der anderen Seite führten Ida Kuenzer auf einen Weg caritativ-fürsorglichen Handelns, das eigene Maßstäbe setzte“, so beurteilt Wollasch ihre soziale Tätigkeit.⁸⁵ Regelmäßig traf sie sich mit Damen des Freiburger Bürgertums, um weitere Aktivitäten zu planen. Zu diesen gehörten private Hausbesuche und Hilfsmaßnahmen für arme Menschen, aber auch die Gründung von Vereinigungen wie dem St. Elisabethenverein 1891/92, dessen Präsidentin Ida Kuenzer wurde. Dieser kümmerte sich insbesondere um

⁸³ Ebd., S. 163; SEPAINTNER (wie Anm. 56), S. 187.

⁸⁴ Vgl. RENATE LIESSEM-BREINLINGER: Der letzte Landeskommissär in Freiburg Paul Schwoerer 1874-1959, in: Schau-ins-Land 108 (1989), S. 281-288, hier S. 283.

⁸⁵ WOLLASCH (wie Anm. 50), S. 163.

die Kleinkinderbewahranstalt⁸⁶ des Stadtteils Wiehre, die etwa 100 Kinder und schulentlassene Jugendliche betreute. Gemeinsam mit Lorenz Werthmann⁸⁷ und Eugen Krebs⁸⁸ gründete Ida Kuenzer das St. Anastift, das in dem gleichnamigen, eigens erworbenen Gebäude untergebracht war und Verkäuferinnen Wohnung, Verpflegung, Betreuung und Arbeitsvermittlung bot. Sie betätigte sich ferner in der Arbeitersiedlung ihres Verwandten Emil Risler, die im Osten Freiburgs am ehemaligen Messplatz lag.

Unter dem Vorsitz von Ida Kuenzer schloss sich 1903 die Gesellschaft St. Anastift mit drei weiteren caritativen Vereinen in Freiburg, dem Verein St. Marienhaus, dem St. Elisabethenverein und dem St. Philomenenverein zum Marianischen Mädchenschutzverein Freiburg zusammen. Bereits 1901 hatte Ida die Bahnhofsmission in Freiburg gegründet. 1905 wurde eine Ortsgruppe des Katholischen Fürsorgevereins für Mädchen, Frauen und Kinder (KfV)⁸⁹ gebildet, dessen Vorgänger der von ihr 1899 gegründete „Verein vom Guten Hirten“ war, der ein Heim für gefährdete Mädchen in Heitersheim betreute.

1909 entstanden unter dem Vorsitz von Ida Kuenzer die Ortsgruppe Freiburg des Katholischen Frauenbundes Deutschlands sowie der Verband katholischer Mädchenschutzvereine der Erzdiözese Freiburg. „Ein halbes Menschenalter war sie die Führerin der katholischen Frauen Freiburgs“, so wird es später in einem Nachruf heißen. „Es gibt keine caritative und soziale Organisation im katholischen Freiburg, an deren Wiege sie nicht gestanden hatte.“⁹⁰

Mit Ausbruch des Ersten Weltkrieges erweiterte sich Ida Kuenzers Tätigkeitsbereich um die Einrichtung von Suppenküchen in Schulen und am Bahnhof zur Versorgung der durchfahrenden Truppen. In einer Obstverwertungsstelle im eigenen Haus „saßen täglich 20 Damen, um Obst einzukochen, das an die Minderbemittelten preiswert verkauft wurde“.⁹¹ Eine Schuhmacherwerkstätte in der Talstraße stellte ein weiteres Beispiel alltäglicher Lebenshilfe dar. Im St. Anastift wurde ein Reservelazarett für deutsche und kriegsgefangene französische Soldaten errichtet. Gemeinsam mit dem Stadtcaritasverband gründete Ida Kuenzer das Säuglingsheim St. Hedwigshaus, das Kleinstkinder aufnahm, deren Väter im Felde waren und deren Mütter die Familie unterhalten mussten.⁹² „Frau Kuenzers hochstrebender Geist, ihre vornehme Persönlichkeit gaben all ihren Taten das Gepräge“, so ist ebenfalls im vorgenannten Nachruf zu lesen.

In die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg fällt die Gründung der Sozialpolitischen Frauenschule in Freiburg, die als Fachausbildungsstätte Kuenzers Anliegen der Bildungsarbeit mit Frauen entsprach.⁹³ Laut Wollasch ist diese sehr ausgeprägte soziale Tätigkeit Kuenzers in Freiburg

⁸⁶ Vgl. [https://de.wikipedia.org/wiki/Christuskirche_\(Freiburg_im_Breisgau\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Christuskirche_(Freiburg_im_Breisgau)).

⁸⁷ https://de.wikipedia.org/wiki/Lorenz_Werthmann.

⁸⁸ https://de.wikipedia.org/wiki/Eugen_Krebs.

⁸⁹ Hierzu ANDREAS WOLLASCH: Der Katholische Fürsorgeverein für Mädchen, Frauen und Kinder (1899-1945). Ein Beitrag zur Geschichte der Jugend- und Gefährdetenfürsorge in Deutschland, Diss., Freiburg 1991.

⁹⁰ I. K. SIEGLITZ: Nachruf, in: Freiburger katholisches Gemeindeblatt 29 vom 18.7.1926.

⁹¹ Ebd.

⁹² WOLLASCH (wie Anm. 50), S. 164.

⁹³ Sozialpolitische Frauenschulung – eine Gegenwartsaufgabe, Broschüre, Freiburg 1919, Archiv des Deutschen Caritasverbandes, 142 Mappe 1; vgl. ferner BIRGIT SACK: Zwischen religiöser Bindung und moderner Gesellschaft. Katholische Frauenbewegung und politische Kultur in der Weimarer Republik (1918/19-1933) (Internationale Hochschulschriften 266), Münster 1998, S. 50; zur Einordnung und Beurteilung der katholischen Frauenbewegung s.a. ebd., S. 37f.

Ausdruck ihrer Organisationsfreude und -stärke, die sie nicht zuletzt dank vielfältiger persönlicher Beziehungen innerhalb des gehobenen Bürgertums der Stadt sowie auch zum Caritasverband entfalten konnte.⁹⁴ 1926 stirbt Ida Kuenzer in ihrer Villa im Kreis ihrer Kinder. „Unter großer Beteiligung waren bei ihrer Beisetzung auf dem Freiburger Hauptfriedhof auch Erzbischof Carl Fritz und Altreichskanzler Joseph Wirth zugegen.“⁹⁵ In einem Nachruf des Katholischen Frauenbundes heißt es, Kuenzer habe mit ihrer Tochter Maria „Hilfe organisiert und als Frau mit den nimmermüden Händen Caritas an die Menschen herantgetragen“. Und in einem weiteren Nekrolog ist zu lesen: „Immer bildete das Kuenzer’sche Haus ein geistiges Zentrum für das katholische Freiburg.“⁹⁶

Ida Kuenzer war, wie bereits erwähnt, die Patin der Enkelin der Maria Elisabeth Waenker von Dankenschweil, Maria Föhrenbach. Die Verbindung zwischen beiden Familien scheint recht eng gewesen zu sein, denn auch Enkelin Elsbeth, die in Karlsruhe die Kunstschule besucht, wird *durch die grosse Güter von Frau Kuenzer geb. v. Beust zu einem Luftkuraufenthalt, teils in der Schweiz, teils auf dem Schwarzwald eingeladen.*⁹⁷

Richard Kuenzer studierte Rechtswissenschaften in Fribourg, München, Kiel sowie Freiburg i.Br. und wurde dort 1903 zum Dr. jur. promoviert. Ab 1904 war er im diplomatischen Dienst und als Konsul in Paris, Kapstadt, Johannesburg und Sansibar. Stationen während des Ersten Weltkrieges waren für ihn Lugano in der Schweiz, Drama in Nordgriechenland und Xanthi in Makedonien. Während einer Zugreise durch Griechenland wurde er von britischem Militär verhaftet. Nach drei Jahren britischer Kriegsgefangenschaft meist auf der Insel Malta kehrte er 1919 nach Hause zurück. Auch in dieser Zeit zeigten sich bereits sein Mut, seine Geradlinigkeit und seine Widerstandsfähigkeit. Weil er wiederholt gegen rechtswidrige Anweisungen der britischen Behörden protestiert hatte, war er seitens der Lagerleitung massiven Schikanen ausgesetzt. Auch Zwangsarbeit musste er leisten, durch die seine Gesundheit schweren Schaden nahm.⁹⁸ 1923 versetzte man ihn in den einstweiligen Ruhestand, weil das Auswärtige Amt nicht mehr bereit war, ihm eine angemessene Stelle anzubieten; eine Situation, unter der er sehr litt.⁹⁹ 1923 schloss er sich der Zentrumsparterie an, deren linkem Flügel er angehörte. Sein Ziel, ein Reichstagsmandat zu erlangen, erreichte er damit jedoch nicht.

Der Einstieg in die Politik gelang ihm erst mithilfe Franz von Papens, der ihm in Berlin eine führende Stelle im Vorstand der „Germania“, der von ihm herausgegebenen Zentrumszeitung, verschaffte. Kuenzer wurde politischer Direktor und Mitherausgeber. Seine Überzeugungen wichen dabei von denjenigen von Papens zum Teil erheblich ab. Kuenzer galt als überzeugter Demokrat, auch wenn er in der Aristokratie ein wesentliches Element des Gemeinwesens sah. Es kam zu heftigen Auseinandersetzungen mit Franz von Papen, der die „Germania“ po-

⁹⁴ WOLLASCH (wie Anm. 50), S. 164.

⁹⁵ Ebd., S. 165.

⁹⁶ Nachruf von KLARA SIEBERT: Im Gedenken an Frau Ida Kuenzer, in: Frauenrundschau 9 vom 11.9.1926, S. 1f.; SIEGLITZ (wie Anm. 90).

⁹⁷ WAENKER VON DANKENSCHWEIL (wie Anm. 36), Tagebuch 1884, S. 360. Ida Kuenzer ist darüber hinaus die Cousine von Anton Stutz, des Urgroßvaters der Verfasserin.

⁹⁸ SCHELLINGER, Tod eines „Friedenssüchtigen“ (wie Anm. 74), S. 428.

⁹⁹ Vortrag von Uwe Schellinger über Richard Kuenzer mit dem Titel „Unzählige verdanken ihm mehr als sie ahnen“ gehalten am 2. Mai 2005 in Freiburg. Der Vortragstitel stammt aus dem Nachruf über Richard Kuenzer von JOHANNA SOLF: Ein Sendbote der Güte. Ein Bildnis Richard Kuenzers, erschienen erstmals in der Neuen Zeitung Berlin, November 1945, abgedruckt in: Freiburger katholisches Kirchenblatt 34 (1954), S. 584.

litisch auf Rechtskurs bringen wollte.¹⁰⁰ Kuenzer sah sich deshalb gezwungen, diese Tätigkeit bereits 1927 wieder aufzugeben. Er arbeitete sodann als Wirtschaftsexperte für verschiedene Unternehmen und seit 1931 auch als selbständiger Devisenexperte.¹⁰¹ Von 1925 bis 1930 war er außerdem Mitherausgeber der katholischen Zeitschrift „Abendland“, die sich kulturpolitischen Fragen widmete. Kuenzer galt als einer der prominentesten Vertreter des politischen Katholizismus in Deutschland.¹⁰² Er trat für eine europäische Friedenspolitik ein und unterstützte die Vision der „Vereinigten Staaten von Europa“, war also Anhänger des Paneuropa-Gedankens.¹⁰³ Als aktives Mitglied im Friedensbund deutscher Katholiken¹⁰⁴ erfuhr er Kritik aus Zentrumskreisen, vor allem aber rief er damit die Missbilligung der neuen Machthaber hervor.¹⁰⁵ Kuenzer sah jedoch in dem Eintreten für eine europäische Verständigungs- und Versöhnungspolitik die Grundbedingung nationaler Stabilität. In seiner Anklageschrift wird er später als *friedenssüchtig* bezeichnet werden.¹⁰⁶ 1933 wurde er als engagierter Katholik und ehemaliges Zentrumsmitglied von den Nationalsozialisten in den endgültigen Ruhestand versetzt.¹⁰⁷ Bereits 1925 hatte er im Alter von 49 Jahren die zwanzig Jahre jüngere Gerda Gräfin zu Inn- und Knyphausen geheiratet. Sein einziges Kind Monika wurde 1931 geboren.

Von Anfang an war Kuenzer ein entschiedener Gegner des Nationalsozialismus, durch den er auch all seine Hoffnungen auf eine Rehabilitation Deutschlands zerstört sah. Zum ersten offenen Konflikt kam es, als Kuenzer 1935 auf einer Abendgesellschaft im Beisein eines NSDAP-Mitglieds eine abfällige Bemerkung über den „Götzendienst“ an Hitler machte. Nur der Fürsprache eines ehemaligen Kollegen im Auswärtigen Amt soll es zu verdanken gewesen sein, dass Kuenzer zu diesem Zeitpunkt noch einmal ungeschoren davon kam.¹⁰⁸ Anzeigen gegen ihn wurden auch aus den Reihen der eigenen Hausangestellten gestellt.¹⁰⁹ Unerschrocken, fast leichtsinnig, so beschreibt ihn seine Tochter Monika, nahm er nie ein Blatt vor den Mund. Seine Frau habe in ständiger Angst um ihn gelebt. Die Tochter erzählt, wie er auf einer Zugreise während des Krieges im Abteil laut seine Kritik am Regime geäußert habe. Dass ihnen dabei ein Uniformierter gegenüber saß, habe ihn nicht gestört.¹¹⁰

Spätestens seit der zweiten Hälfte der 1930er-Jahre stand Kuenzer in Verbindung mit mehreren Widerstandskreisen.¹¹¹ In den Jahren 1940/41 unternahm er nochmals im Auftrag

¹⁰⁰ Vgl. zu diesem Konflikt um die politische Richtung der „Germania“ JÜRGEN A. BACH: Franz von Papen in der Weimarer Republik. Aktivitäten in Politik und Presse 1918-1932, Düsseldorf 1977, S. 192-315; ferner Briefwechsel zwischen Kuenzer und von Papen, Privatbesitz der Familie Kuenzer.

¹⁰¹ UWE SCHELLINGER: Richard Kuenzer, in: Badische Biographien N.F. V (wie Anm. 50), S. 165-167.

¹⁰² Vortrag von Uwe Schellinger (wie Anm. 99).

¹⁰³ Vgl. RICHARD KUENZER: Die Außenpolitik des Zentrums. Für Einheit und Freiheit des Reichs und für Verständigung zwischen den Nationen, in: Nationale Arbeit. Das Zentrum und sein Wirken in der deutschen Republik, hg. von KARL ANTON SCHULTE, Berlin/Leipzig 1929, S. 75-118.

¹⁰⁴ Vgl. BEATE HÖFLING: Kath. Friedensbewegung zwischen zwei Kriegen. Der „Friedensbund Deutscher Katholiken“ 1917-1933 (Tübinger Beiträge zur Friedensforschung und Friedenserziehung 5), Waldkirch 1979.

¹⁰⁵ SCHELLINGER, Tod eines „Friedenssüchtigen“ (wie Anm. 74), S. 430.

¹⁰⁶ Anklageschrift gegen Richard Kuenzer und andere, Institut für Zeitgeschichte München, Fa 117/305.

¹⁰⁷ Zum Gedenken (wie Anm. 74).

¹⁰⁸ SCHELLINGER, Tod eines „Friedenssüchtigen“ (wie Anm. 74), S. 431.

¹⁰⁹ Richard Kuenzer an seine Frau Gerda, 14.12.1941, Privatbesitz der Familie Kuenzer.

¹¹⁰ So Monika Popitz-Kuenzer in der Diskussion im Anschluss an den Vortrag am 2. Mai 2005 in Freiburg (vgl. Anm. 99).

¹¹¹ SCHELLINGER (wie Anm. 101), S. 166; DERS., Tod eines „Friedenssüchtigen“ (wie Anm. 74), S. 431.

des Auswärtigen Amtes verschiedene Kurierreisen. Dabei benutzte er die Auslandsreisen, um verschiedene wichtige Kontakte herzustellen oder aufrechtzuerhalten, etwa zum ehemaligen Reichskanzler und Regimegegner Joseph Wirth in dessen Schweizer Exil.¹¹² Auch zu dem Widerstandskreis um Carl Friedrich Goerdeler hatte er Beziehung.¹¹³ Kuenzer gehörte dem Solf-Kreis an, der Widerstandsgruppe der traditionellen Eliten um die Witwe des einstigen kaiserlichen Außenministers Wilhelm Solf,¹¹⁴ die in Berlin Diplomaten, Künstler, Intellektuelle um sich versammelte.¹¹⁵ Ihre Tochter Lagi Gräfin Ballestrem-Solf beschreibt diesen Oppositionskreis wie folgt: „Her home (her mother’s, Anm. d. Autorin) became a sort of political oasis where our friends and other like-minded people could speak freely, vent their disgust and despair, receive information, and take counsel.“¹¹⁶ Lagi Ballestrem, von Anfang an entschiedene und selbst aktive Gegnerin des Nationalsozialismus, war gleichzeitig mit Kuenzer in Ravensbrück inhaftiert. Kuenzer galt als der eigentliche Kopf der Zusammenkünfte des Solf-Kreises.¹¹⁷ Er selbst hat unter großem Einsatz unzähligen Juden geholfen, zunächst finanziell, später auch durch konkrete Aktionen wie dem Verstecken im eigenen Haus.¹¹⁸

Seine Bekanntschaft mit dem katholischen Priester Dr. Max Josef Metzger, mit dem er im Hause Solf zusammengetroffen war, wurde ihm letztlich zum Verhängnis, weil Metzger während seiner Verhöre auch auf Kuenzer zu sprechen kam.¹¹⁹ Im Juli 1943 verhaftete man Kuenzer und verbrachte ihn zunächst in das „Hausgefängnis“ der Gestapo in der Prinz-Albert-Straße, später nach Ravensbrück. Der inzwischen fast 70-jährige Kuenzer wurde dort mehrfach unter Folter verhört.¹²⁰ Sowohl die spätere Ordensschwester Isa Vermehren als auch Lagi Ballestrem berichteten von den grausamen Züchtigungen, unter denen Kuenzer dort zu leiden hatte.¹²¹

Nach dem Attentat auf Hitler 1944 brachte man ihn auch mit den Kreisen des „20. Juli“ in Verbindung. Seine Frau Gerda wurde daraufhin im August 1944 in Potsdam in Sippenhaft genommen. Kuenzer ließ sich von alledem nicht beugen. Noch während seiner Haftzeit verfasste er ein für die Zeit nach dem NS-Regime gedachtes Manifest, in dem er Hitler jegliche Fähigkeit als

¹¹² SCHELLINGER (wie Anm. 101), S. 166.

¹¹³ Vgl. MAX MILLER: Eugen Bolz, Staatsmann und Bekenner, Stuttgart 1951, S. 486f. Kuenzer stand auch mit dem württembergischen Staatspräsidenten Eugen Bolz in persönlichem Kontakt; vgl. SCHELLINGER, Tod eines „Friedenssüchtigen“ (wie Anm. 74), S. 431, Anm. 24.

¹¹⁴ SOLF (wie Anm. 99).

¹¹⁵ LAGI COUNTESS BALLESTREM-SOLF: Tea Party, in: We survived. The Stories of Fourteen of the Hidden and the Haunted of Nazi Germany, hg. von ERIC H. BOEHM, New Haven 1949, S. 132-149, hier S. 133ff.

¹¹⁶ Ebd., S. 133.

¹¹⁷ Vgl. HUGO STEHKÄMPER: Protest, Opposition und Widerstand im Kreis der (untergegangenen) Zentrumsparlei. Ein Überblick, Teil II: Widerstand, in: Der Widerstand gegen den Nationalsozialismus. Die Deutsche Gesellschaft und der Widerstand gegen Hitler, hg. von JÜRGEN SCHMÄDEKE und PETER STEINBACH, München 1985, S. 888-916, hier S. 893f. und 912, Anm. 33.

¹¹⁸ Vortrag von Uwe Schellinger (wie Anm. 99).

¹¹⁹ SCHELLINGER, Tod eines „Friedenssüchtigen“ (wie Anm. 74), S. 432.

¹²⁰ Vgl. JOHANNES TUCHEL: Die Sicherheitspolizeischule Drögen und der 20. Juli 1944 – zur Geschichte der „Sonderkommission Lange“, in: Fürstenberg-Drögen. Schichten eines verlassenen Ortes, hg. von FLORIAN VON BUTTLAR, STEFAN ENDLICH und ANNETTE LEO, Berlin 1994, S. 120-143, bzw. EGON LITSCHKE/KRISTINA SCHLAEFER: Der Zellenbau Ravensbrück, hg. von der Mahn- und Gedenkstätte Ravensbrück, Fürstenberg 1987. Zur grausamen Behandlung Kuenzers in dieser Zeit siehe auch BALLESTREM-SOLF (wie Anm. 115), S. 139f.

¹²¹ ISA VERMEHREN: Reise durch den letzten Akt. Ravensbrück, Buchenwald, Dachau. Eine Frau berichtet, Reinbek bei Hamburg 1979, S. 32-42; BALLESTREM-SOLF (wie Anm. 115), S. 139.

Staatsmann abspricht.¹²² Während der Kämpfe um Berlin wurde er, noch bevor der schließlich für Ende April vorgesehene Prozess gegen ihn und weitere fünf Mitglieder des Solf-Kreises begann, am 24. April 1945 um ein Uhr nachts von der SS, wahrscheinlich auf Befehl Himmlers, zusammen mit 70 anderen Häftlingen erschossen. Allein der Häftling Herbert Kosney überlebte die Hinrichtung und hat die Ereignisse dieser Schreckensnacht überliefert.¹²³ Zusammen mit sieben weiteren Opfern beerdigte man Kuenzer am 5. oder 6. Mai 1945 heimlich in einem Massengrab auf dem nahe gelegenen Dorotheenstädtischen Friedhof. Auf dem Grab befindet sich heute eine Gedenktafel. Auf dem Familiengrab auf dem Freiburger Hauptfriedhof ist in eine Steintafel eingraviert: *R. K. 1875-1945*.

Exkurs: Anton Graf Prokesch von Osten

Noch eine weitere, hier schon mehrfach erwähnte Persönlichkeit verdient besondere Aufmerksamkeit: Anton Graf Prokesch von Osten, der Bruder von Anna Franziska Stutz (Abb. 8).

Anton Prokesch wurde am 10. Dezember 1795 in Graz geboren.¹²⁴ Als junger Mann nimmt er an den Freiheitskämpfen gegen Napoleon teil.¹²⁵ Nach der Unabhängigkeit Griechenlands 1830 wird er 1834 Österreichs erster diplomatischer Vertreter. Bereits 1829 hatte ihm Metternich durch Friedrich von Gentz, seinen Sekretär, mitteilen lassen, ihn als ersten österreichischen Gesandten nach der Gründung des griechischen Staates und seiner Anerkennung durch Österreich nach Griechenland zu beordern.¹²⁶ 1837 zieht Prokesch mit seiner Familie in die „Villa Prokesch“ in Athen, die er bis 1849 bewohnt. Die in diesen Jahren von ihm erworbenen antiken Münzen, die eine der größten Privatsammlungen seiner Zeit darstellten, bildeten später die Grundlage für das Berliner Münzkabinett.¹²⁷

1832 hatte Prokesch Irene Kiesewetter, Tochter des berühmten Musikwissenschaftlers Raphael Georg Kiesewetter, geheiratet. 1830 erhob man ihn aufgrund seiner militärischen Verdienste in den Ritterstand und 1845 in den erblichen Freiherrenstand mit dem Namenszusatz

¹²² SCHELLINGER, Tod eines „Friedenssüchtigen“ (wie Anm. 74), S. 434: Das betreffende Dokument gilt leider als verloren.

¹²³ HERBERT KOSNEY: The Other Front, in: BOEHM (wie Anm. 115), S. 36-52, hier S. 47ff.; vgl. auch SCHELLINGER, Kuenzer (wie Anm. 74), S. 302.

¹²⁴ Ausführlichster biographischer Artikel über Prokesch in: CONSTANT VON WURZBACH: Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich, Bd. 23, Wien 1872, S. 349-356. Einen Aufsatz widmet ihm auch sein entfernter Verwandter RICHARD KUENZER: Graf Anton Prokesch-Osten, in: Hochland. Monatszeitschrift für alle Gebiete des Wissens, der Literatur und Kunst, 24. Jahrgang, Oktober 1926 bis März 1927, S. 630ff.

¹²⁵ Mit dem Sohn Napoleons, dem Herzog von Reichstadt, verbindet ihn später eine enge Freundschaft.

¹²⁶ Gentz an Prokesch, Wien, 3.10.1829, Aus dem Nachlasse des Grafen Prokesch-Osten. Briefwechsel mit Herrn von Gentz und Fürsten Metternich, hg. von ANTON PROKESCH VON OSTEN, Sohn, Bd. 1, Wien 1881, S. 304.

¹²⁷ JULIUS FRIEDLÄNDER: Die Erwerbungen des königlichen Münzkabinetts im Jahre 1875, in: Zeitschrift für Numismatik 4 (1877), S. 1-26; ALFRED VON SALLET: Die berühmte Sammlung des Grafen Prokesch-Osten, in: Zeitschrift für Numismatik 3 (1876), S. 104; vgl. auch ANTON VON PROKESCH-OSTEN: Zur Prokesch-Ostentischen Sammlung griechischer Münzen, in: Archäologische Zeitung, N. F. Beilage I, 4 (Dezember 1847), S. 50-52, und Beilage II, 6 (Juni 1848), S. 83f.; BERTSCH (wie Anm. 63), S. 482ff.

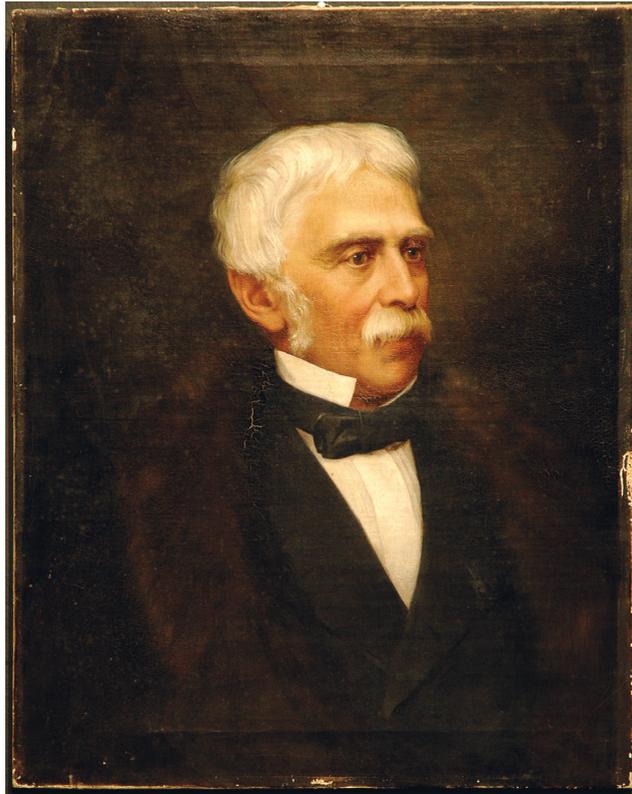


Abb. 8 Anton Graf Prokesch von Osten, Gemälde von 1860/70
(Wikipedia, Foto: H. Birnbacher).

„von Osten“.¹²⁸ Die Verleihung des erblichen Grafenstandes wurde ihm schließlich in Schönbrunn am 3. November 1871 zuteil und im gleichen Jahr erhielt er von Sultan ‚Abd al-‘Aziz den höchsten osmanischen Orden.¹²⁹

1849 ernannte man Prokesch zum österreichischen Botschafter in Berlin.¹³⁰ Im Kampf um die Vormachtstellung zwischen Deutschland und Österreich stellte Prokesch sich auf die Seite Österreichs und wurde dadurch zum Gegenspieler Bismarcks. 1853/54 nahm Prokesch als Bundespräsidialgesandter Österreichs am Bundestag in Frankfurt¹³¹ teil.

¹²⁸ Sein Biograf Engel-Janosi schreibt hierzu: „Nicht viele hätten mit dem gleichen Rechte wie Prokesch sich nach dem ‚Osten‘ nennen dürfen. [...] Wir vermögen nicht zu erkennen, ob der alte orientalische Glaube, daß mit dem Namen zugleich die Seele übertragen werde, Prokesch bei der Wahl beeinflusst hat.“, FRIEDRICH ENGEL-JANOSI: Die Jugendzeit des Grafen Prokesch von Osten, Innsbruck 1938, S. 83.

¹²⁹ BERTSCH (wie Anm. 63), S. 33, 35.

¹³⁰ Über diese sogenannte „Berliner Mission“ Prokeschs hat der Vater der Verfasserin promoviert. JOACHIM HOFFMANN: Die Berliner Mission des Grafen Prokesch-Osten 1849-1852, Diss., Berlin 1959; vgl. auch BERTSCH (wie Anm. 63), S. 326ff.

¹³¹ [https://de.wikipedia.org/wiki/Bundestag_\(Deutscher_Bund\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Bundestag_(Deutscher_Bund)).

1856 kam Prokesch als Gesandter in die osmanische Hauptstadt Konstantinopel, wo er 1867 zum Botschafter an der „Hohen Pforte“¹³² wurde. Während die Athener Jahre ebenso wie die in Konstantinopel verbrachte Zeit eine herausragende Rolle in Prokeschs Leben spielten, ist er hingegen in Berlin nie heimisch geworden. Als seine wohl wichtigste diplomatische Handlung der Berliner Jahre kann angesehen werden, dass er im Jahr 1850 einen Krieg zwischen Preußen und Österreich verhinderte.¹³³ In diese Jahre fallen auch die bedeutenden Kontakte Prokeschs zu führenden Wissenschaftlern wie etwa Alexander von Humboldt, mit dem ihn eine innige Freundschaft verband.¹³⁴

Prokesch war nicht nur ein bedeutender Diplomat, sondern auch ein herausragender Gelehrter. Diese Seite von Prokesch kommt in einer Beschreibung zum Ausdruck, in der die unterschiedlichen Persönlichkeiten Bismarcks und Prokeschs einander gegenüber gestellt werden. Zu dem Verhältnis der beiden schreibt Helmut Rumpler: „Mit Prokesch und Bismarck standen einander in Frankfurt nicht bloß zwei politische Rivalen gegenüber. In ihnen waren die beiden so unterschiedlichen Welten Österreichs und Preußens vollendet personifiziert. Beide waren erfahrene Diplomaten und Kenner der europäischen Verhältnisse. Aber Bismarck blieb immer ein Junker, für den Politik ein Kampf um die Macht war. Prokesch, der auch in Berlin hochangesehene Archäologe und Orientalist, persönlicher Freund Alexander von Humboldts und Schopenhauers, war hingegen auch als Politiker ein Gelehrter, dem die Politik nicht alles bedeutete. Prokesch war der letzte konsequente Vertreter jener Metternich-Gentzschens Ideen vom Vorrang des Staates vor der Nation, der Notwendigkeit einer föderativen Organisation Europas, vom Primat der Staatengesellschaft vor den Einzelstaaten, von der Beschränkung der Einzelstaaten durch die europäische Gemeinschaft. Für den ‚Ostelbier‘ und preußischen Machtrealisten Bismarck war nicht nur das persönliche Erscheinungsbild des österreichischen Weltmannes eine tägliche Provokation, sondern auch dessen politisches Programm.“¹³⁵

Prokesch hielt Kontakt zu führenden Persönlichkeiten seiner Zeit und nahm am gesellschaftlichen und kulturellen Leben des jeweiligen Landes teil. So pflegte er etwa in seiner Sommerresidenz in Bükükdere bei Konstantinopel engen Kontakt mit Wissenschaftlern, Literaten¹³⁶ und Reisenden. Prokesch selbst verfasste in dieser Zeit eine Schrift über seine Jahre in der osmanischen Hauptstadt, mit deren Überarbeitung er bis zu seinem Tod beschäftigt war.¹³⁷ Historisches Hauptwerk Prokeschs ist seine sechsbändige „Geschichte des Abfalls der Griechen vom Türkischen Reiche“.¹³⁸

¹³² Der Begriff „Hohe Pforte“ (die seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts gebräuchliche Bezeichnung des Eingangstores zum offiziellen Amtssitz des Großwesirs) wird von Prokesch in seinen Briefen oft als Synonym für die osmanische Außenpolitik verwendet.

¹³³ BERTSCH (wie Anm. 63), S. 331.

¹³⁴ Vgl. BERTSCH (wie Anm. 63), S. 337, Anm. 64: Verweis auf undatierte Schreiben von Humboldts an Prokesch.

¹³⁵ HELMUT RUMPLER: Eine Chance für Mitteleuropa. Bürgerliche Emanzipation und Staatsverfall in der Habsburgermonarchie (Österreichische Geschichte 8: 1804-1914), Wien 1997, S. 389.

¹³⁶ Der dänische Dichter und Schriftsteller Hans Christian Andersen (1805-1875) war 1841 zu Gast bei der Familie Prokesch in Athen, vgl. Aus Andersens Tagebüchern, Bd. 1, hg. und übersetzt von HEINZ BARÜSKE, Frankfurt a.M. 1980, S. 287.

¹³⁷ ANTON PROKESCH VON OSTEN: Sechzehn Jahre in Konstantinopel Anfang 1856 bis Anfang 1872, unveröff. Manuskript; BERTSCH (wie Anm. 63), S. 368.

¹³⁸ ANTON VON PROKESCH-OSTEN: Geschichte des Abfalls der Griechen vom Türkischen Reiche im Jahre 1821 und der Gründung des Hellenischen Königreiches. Aus diplomatischem Standpunkte, Bd. 1-6, Wien 1867.

Die vielseitige schriftstellerische und wissenschaftliche Arbeit Prokeschs, der auch mit Goethe bekannt war,¹³⁹ umfasst veröffentlichte Reisebeschreibungen, politische Monographien, Geschichtswerke, militärgeschichtliche Abhandlungen, wissenschaftliche Aufsätze (etwa zur Archäologie) und Gedichte. Hinzu kommen zwischen vier- und fünfhundert Briefe, die er jährlich schrieb.

Prokesch war Mitglied verschiedener wissenschaftlicher Einrichtungen u.a. der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften in Berlin¹⁴⁰, der Royal Numismatic Society in London, der Österreichischen Akademie der Wissenschaften in Wien, Ehrenmitglied der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, der Wiener Numismatischen Gesellschaft und der Pariser Société française de Numismatique et d'Archéologie. Im vorliegenden Zusammenhang von besonderem Interesse ist auch, dass die Historische Gesellschaft in Freiburg, deren Gastredner er 1830 war, ihn zu ihrem Mitglied wählte. 1868 wurde ihm von der Universität Graz aufgrund seiner Publikationen über das antike Griechenland und die „Geschichte des Abfalls der Griechen vom Türkischen Reiche“ der Ehrendokortitel verliehen.

Die Bedeutung Prokeschs als eines hervorragenden Orientkenners gründet vor allem auf seinen landeskundlichen Werken.¹⁴¹ Neben Zeitungs- und Zeitschriftenartikeln verfasste er Berichte, die teilweise von kulturgeschichtlichem Wert, in den vom österreichischen Ministerium des Äußeren herausgegebenen sogenannten „Rotbüchern“ enthalten sind, die einen Teil der außenpolitischen diplomatischen Korrespondenz publizierten.¹⁴²

Die herausragende politische Bedeutung Prokeschs als einer der wichtigen Diplomaten des 19. Jahrhunderts wird insbesondere an seiner Rolle deutlich, die er als österreichischer Botschafter ab 1867 in Konstantinopel spielte. Ihm kam hier die Funktion zu, eine Art Schnittstelle zwischen dem Ministerium des Äußeren in Wien und den Konsulaten der Levante zu sein.¹⁴³ Sechzehn Jahre blieb er in Konstantinopel. Während die europäische Politik jener Zeit die sogenannte „Orientalische Frage“¹⁴⁴ eigenen Interessen unterordnete, ging es Prokesch um die Erhaltung des Osmanischen Reiches um seiner selbst willen. Hiermit stand er im Gegensatz zu vielen Politikern seiner Zeit, und seine Haltung brachte ihm manche persönliche Feindschaft

¹³⁹ Prokesch suchte diesen im Auftrag des Fürsten Schwarzenberg 1820 in Jena und Weimar auf, BERTSCH (wie Anm. 63), S. 23.

¹⁴⁰ WERNER HARTKOPF: Die Berliner Akademie der Wissenschaften. Ihre Mitglieder und Preisträger 1700-1990, Berlin 1992, S. 285.

¹⁴¹ Reisetagebüchern wie ANTON PROKESCH VON OSTEN: Reise ins Heilige Land. Im Jahr 1829, Wien 1831; DERS.: Erinnerungen aus Ägypten und Kleinasien, 3 Bde., Wien 1829-1831; DERS.: Das Land zwischen den Katarakten des Nils, Wien 1831; DERS.: Denkwürdigkeiten und Erinnerungen aus dem Orient, 3 Bde., Stuttgart 1836-1837. Außerdem verfasste er eine Fülle von Artikeln in Zeitschriften und Zeitungen (allein 39 Artikel in der „Allgemeinen Zeitung“ zwischen 1845 und 1847; 28 Artikel für die Jahre 1834 und 1839 belegbar).

¹⁴² Vgl. auch ELIAV MORDECHAI/BARBARA HAIDER: Österreich und das Heilige Land. Ausgewählte Konsulatsdokumente aus Jerusalem 1849-1917 (Fontes Rerum Austriacarum: Österreichische Geschichtsquelle, 2. Abt.: Diplomatica et Acta 91), Wien 2000, S. 185-238.

¹⁴³ BERTSCH (wie Anm. 63), S. 52.

¹⁴⁴ Hierzu BERTSCH (wie Anm. 63), S. 364. Die Orientalische Frage spielt auch eine Rolle für den Aufstieg Preußens: „Preußen wäre heute nicht das, was es ist, wenn Österreich und Rußland nicht gerade in der Epoche des politischen Wachstums Preußens von der Türkei beschäftigt und im Zaume gehalten worden wären“, WINFRIED BAUMGART: Zur Außenpolitik Friedrich Wilhelms IV. 1840-1858, Jahrbuch für die Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands 36 (1987), S. 132-156; DERS.: Die „Orientalische Frage“ – redivivus? Große Mächte und kleine Nationalitäten 1820-1923, in: Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte 28 (1999), S. 35-55.

ein.¹⁴⁵ Es zeichnete ihn dabei aus, dass er – anders als viele seiner Zeitgenossen – die islamische Kultur nicht als unterlegen ansah: „His colleagues regarded the Islamic civilization definitely inferior to that of the west; he preferred to think of it as a specific type in its own right. It was impossible for such a man to accept Stratford’s plan for the westernization of Turkey.“¹⁴⁶

Am 26. Oktober 1876 starb Prokesch in Wien. Die Beisetzung fand auf dem St. Leonhard-Friedhof in Graz statt. Das von Theophil von Hansen erbaute Mausoleum ist heute noch erhalten, ebenso wie das „Palais Prokesch“ in der Elisabethenstr. 38.¹⁴⁷

Das Wentzingerhaus: steinernes Symbol der Familiengeschichte

In der Beschreibung des Wentzingerhauses in der Bürgerausschussvorlage wird neben dem materiellen Wert ein ganz besonderer Affektionswert betont, der mit diesem Haus verbunden sei, *weil es von einem der hervorragendsten Künstler und Wohltäter der Stadt, nämlich von Christian Wentzinger, erbaut worden ist*. Der Text hebt das herausragende künstlerische Schaffen Wentzingers hervor, der mit seinen Werken Bedeutendes auch für die Stadt Freiburg geleistet habe, und kommt sodann auf dessen einstiges Wohnhaus selbst zu sprechen: *Ganz besonders aber ist weit über die Grenzen von Freiburg hinaus sein eigenes Haus zum „schönen Eck“ am Münsterplatz – eben das von uns zum Ankauf vorgeschlagene Haus der Frau Witwe Stutz – bekannt*. Mit dem Erwerb des Anwesens Wentzingers wollte die Stadt – wie bereits an anderer Stelle zitiert – auch auf besondere Weise das Andenken an einen *der größten Künstler, welche bisher in Freiburg gelebt haben*, wahren.¹⁴⁸

In seiner Familienchronik „Gathering Honey“, in der Eckhard Zeidler, Ur-Ur-Ur-Enkel des Thomas Stutz, die Ergebnisse und auch den Gang seiner Forschungen festhält, stellt er eine Frage, die sich an diesen Gedanken über die immaterielle Bedeutung des Wentzingerhauses anschließt. Er reflektiert, warum er eigentlich in seiner Suche nach den Vorfahren seine Aufmerksamkeit ganz speziell auch auf das Wentzingerhaus gerichtet hat. Ein besonderes Interesse an dieser Familie und ihrem Haus, das sie verkörpert, das er sich selbst nicht recht erklären kann, das für ihn aber mit einem Gefühl der intimen, persönlichen Verbindung einhergeht. Oder möglicherweise hat es auch mit seinem professionellen Interesse als Ingenieur zu tun? Jedenfalls sieht er das Wentzingerhaus gewissermaßen als eine Verkörperung dessen, was Heimat bedeutet, und auch eine Art von Kristallisationspunkt, einen sichtbaren Teil der Vergangenheit, der die Vorfahren noch lebendiger werden lässt. Zeidler schreibt: „In some ways I have been a nomad, moving from place to place, and without a ‚home‘ to return to for most of my life. The Wentzingersche Haus may be that „home“ I have been longing for, that place I feel I belong to and want to return to. It could be that this feeling could have been poured out over another object, had it been available. Unfortunately, other objects for a thought association were unknown until recently and also inaccessible behind the Iron Curtain. But the Wentzingersche Haus was

¹⁴⁵ BERTSCH (wie Anm. 63), S. 364.

¹⁴⁶ FRIEDRICH ENGEL-JANOSI: Three Years of the Oriental Question. 1856-1859, in: Journal of Central European Affairs 7,1 (April 1947), S. 29-57.

¹⁴⁷ THOMAS CSANÁDY: Brieferschließung auf CD-ROM. Das Prokesch-Projekt an der Universitätsbibliothek Graz, in: Sichtungen 2 (1999), S. 280f. Die CD enthält vier Videos u.a. über das Palais Prokesch, das Mausoleum und Schuberts Kasualwerk „Der Tanz“, das der Komponist für Irene Kiesewetter, die spätere Gattin Prokeschs, wahrscheinlich 1828 komponierte.

¹⁴⁸ STOPFEL (wie Anm. 14), S. 61. Vgl. auch LOTHAR BÖHLER: Zum Engagement für das Wentzingerhaus als Denkmal eines bedeutenden Freiburger Stifters, in: BOCK/BÖHLER (wie Anm. 14), S. 9f.

always there; it has a well recorded history, it is accessible, it is well known, in a prominent location, and well looked after. It is an easy object to get attached to.¹⁴⁹

Persönliche Anmerkung

Die Tagebuchaufzeichnungen, die Maria Elisabeth Waenker von Dankenschweil für ihre Kinder und Enkel bestimmt hat, fallen 2016, 129 Jahre nach ihrem Tod, in meine Hand. Ich bin keine direkte Nachfahrin, wenn ihr Mann, ihre Kinder und ich auch gemeinsame Vorfahren haben und jeweils in gerader Linie von Thomas Stutz abstammen. 1876 notiert sie:

Der Abend des 19. März erst gibt mir die Feder in die Hand. Ich muss daher wieder um Monate zurückgreifen, was meinen Berichten, die ohnedies einförmig genug erscheinen dürften, noch gar den Reiz der Frische nehmen mag. Doch wenn ich es überlege, so können sie ja ohnedies auf diese letztere Eigenschaft niemals Anspruch machen, da sie ihrer Bestimmung nach erst gelesen werden, wenn alle darin erzählten Ereignisse und die dabei empfundenen Eindrücke einer längst vergangenen Zeit angehören werden! Und in ihrem Bericht über ihre Jugendzeit schreibt sie: Ich gehe jetzt so weit in meine Kindheit zurück, als mein Gedächtnis reicht; vielleicht, wenn ich länger nicht mehr bin, geraten diese Blätter in die Hände einer lieben Enkelin, die dann sehen kann, dass ihre Grossmutter auch einst ein Kind war, das spielte, lernte, gross wurde, und findet am Ende dieser höchst einfachen, aber wahren Lebensgeschichte so viel Interesse als an erdichteten Beschreibungen der Menschen, die nur in der Einbildung, nicht aber mit Fleisch und Blut auf Gottes schöner Erde gelebt haben.

Was hätte sie dazu gesagt, dass ihr Tagebuch, das anhand genauer Aufzeichnungen Einblick in ihr Leben gewährt, für eine ihrer Nachfahren einmal von wesentlicher Bedeutung sein wird. Es hat mich nicht nur mit einer Familie „bekannt gemacht“, die für mich bislang nicht viel mehr war als ein Name auf einem Grabstein. Es hat auch meinen Blick auf Freiburg verändert, das dadurch für mich noch weit stärker als bisher zu einem Ort geworden ist, an dem meine Vorfahren gelebt und gewirkt haben.

Danksagung

Mein Dank gilt an erster Stelle dem Vetter meines Vaters, Herrn Eckhard Zeidler aus Vancouver, Kanada. Ohne seine Vorarbeiten, die Ergebnisse und Dokumentation seiner jahrelangen sorgfältigen Forschungen über unsere Vorfahren, hätte diese Arbeit nicht entstehen können. Herrn Dr. Hans-Peter Widmann, Historiker im Stadtarchiv Freiburg, danke ich für seinen Vorschlag, die Arbeit zu veröffentlichen. Frau Inga Böing M.A., wissenschaftliche Mitarbeiterin des Stadtarchivs Freiburg, möchte ich für ihre so freundliche und fachkundige Hilfe bei jedem Archivbesuch danken. Zu danken habe ich auch Herrn Peter Bock, der mir gestattet hat, die im Caritasarchiv vorhandenen Fotos seiner Urgroßmutter Ida Kuenzer zu verwenden, und der mir näheren Einblick in die Geschichte seiner Familie gegeben hat. Nicht zuletzt danke ich auch meinen Söhnen Paul und Justus für ihre geduldige und motivierte Unterstützung bei der Digitalisierung der Fotos und bei deren computertechnischer Verarbeitung.

¹⁴⁹ ZEIDLER (wie Anm. 7).

... but Maidingen stuns me.
Zu den familiengeschichtlichen Wurzeln des US-amerikanischen
Malers Jean Paul Selinger (1850-1909)

Von
MICHAEL BÄRMANN

Im Landesarchiv Baden-Württemberg/Staatsarchiv Freiburg lagern zwei insgesamt 44 beschriebene Seiten umfassende, in sachlicher Hinsicht unmittelbar zusammengehörige Auswanderungsakten, in denen sich im Wesentlichen verschiedene amtliche Vorgänge des Jahres 1832 dokumentiert finden. Die beiden ehemals im Generallandesarchiv Karlsruhe aufbewahrten Dossiers,¹ die, soweit erkennbar, in der einschlägigen Forschungsliteratur bislang weitgehend unbeachtet geblieben sind,² verdienen bezüglich ihrer – zumindest auf den ers-

¹ Staatsarchiv Freiburg (StAF), B 694/1 Nr. 1714 und 1715 (betreffend Bezirksamt Breisach). Die Karlsruher Vorgängersignaturen der besagten Archivalien lauten: Generallandesarchiv Karlsruhe (GLA), 342 No. 1714 und 1715. Gemäß brieflicher Auskunft von Herrn Jochen Rees (StAF) vom 29.7.2015 wurden die Akten des heutigen Archivbestands B 694/1 im Jahr 1991 vom GLA an das Staatsarchiv Freiburg abgegeben.

² Eine chronologisch ausgerichtete historische Gesamtübersicht zur deutschen Auswanderung nach Amerika, um die es im Folgenden anhand eines exemplarischen Fallbeispiels gehen wird, bietet neuerdings wieder BERND BRUNNER: *Nach Amerika. Die Geschichte der deutschen Auswanderung*, München 2009 (mit Literatur und weiterführenden Hinweisen auch zu Internetquellen sowie zu verschiedenen Organisationen). Einen bequemen Zugriff auf eine Vielzahl von Archivalien, die u.a. Auswanderungen aus dem badischen Raum nach Amerika betreffen, gewährt darüber hinaus die Datenbank: <http://www.auswanderer-bw.de/auswanderer/index.php?sprache=de&suche=1> (29.7.2015). Hinweise zur Sekundärliteratur liefert der Beitrag von KURT HOCHSTUHL: *Die badische Auswanderung nach Algerien – Auswandererbriefe aus Afrika*, in: *Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins* 155 (N. F. 116) (2007), S. 333-392, hier S. 334. Weiter (Auswahl): DERS.: *Neue Heimat Übersee. Die Auswanderung aus Freiburg und Südbaden im 19. Jahrhundert*, in: *Migration in Freiburg im Breisgau. Ihre Geschichte von 1500 bis zur Gegenwart*, hg. von ULRICH P. ECKER und NAUSIKAA SCHIRILLA unter Mitarbeit von CHRISTIANE PFANZ-SPONAGEL und HANS-PETER WIDMANN, Freiburg 2014, S. 53-61; ULRICH P. ECKER: *Familie Schmidt geht nach Amerika*, in: ebd., S. 63f.; PETER GÜRTH: *Alte Heimat, Neue Welt. Nordamerika-Auswanderer aus Baden und Württemberg*, Tübingen 2012; KURT HOCHSTUHL: *Die Auswanderung nach Übersee. Auf der Suche nach wirtschaftlichem Auskommen und politischer Freiheit*, in: *Baden-württembergische Erinnerungsorte. Zum 60. Jahrestag der Gründung des Landes Baden-Württemberg am 25. April 1952*, hg. von REINHOLD WEBER u.a., Stuttgart 2012, S. 264-275 und 598f.; KARL-HEINZ MEIER-BRAUN/REINHOLD WEBER: *Kleine Geschichte der Ein- und Auswanderung in Baden-Württemberg*, Leinfelden-Echterdingen 2009, S. 77-89; KURT HOCHSTUHL: *Auswanderung aus Baden und Württemberg im 19. Jahrhundert*, in: *Auswanderung, Flucht, Vertreibung, Exil im 19. und 20. Jahrhundert (Laupheimer Gespräche)*, hg. vom Haus der Geschichte Baden-Württemberg, Redaktion: ANNA-RUTH LÖWENBRÜCK, Berlin 2003, S. 57-71 und 189ff.; GEORG FERTIG: *Flucht, Verführung und Symptom? Auswanderung aus Südwestdeutschland nach Nordamerika im 18. Jahrhundert*, in: ebd., S. 27-55 und 185-189; AARON FOGLEMAN: *Die Auswanderung aus Südbaden im 18. Jahrhundert*, in: *Schau-ins-Land* 106 (1987), S. 95-162; ARNOLD SCHEUERBRANDT: *Die Auswanderung aus dem heutigen Baden-Württemberg nach Preußen, in den habsburgischen Südosten, nach Rußland und Nordamerika zwischen 1683 und 1811*, in: *Historischer Atlas von Baden-Württemberg. Erläuterungen*, Teil XII,5 (= Beiwort zu Karte XII,5) (= Lieferung 10), hg. von der Kommission für ge-

ten Blick – doch eher banalen Inhalte wohl kaum eingehendere Aufmerksamkeit, lieferten sie im Rahmen übergeordneter Zusammenhänge nicht weiterführende Hinweise zur Lösung eines nachweislich seit Ende 1890 bestehenden genealogischen Problems, das den aus Boston (Massachusetts) stammenden Kunstmaler Jean Paul (eigentlich John Paul)³ Selinger über einen längeren Zeitraum hinweg regelrecht umgetrieben zu haben scheint, ohne doch jemals grundlegend angegangen und definitiv behoben werden zu können. Mehr noch: Die schon seit längerem in den „Smithsonian Archives of American Art“ in Washington (District of Columbia) archivierten Teile der Privatkorrespondenz des genannten Künstlers, die unter anderem auch eine Vielzahl von Briefen von dessen „cousin“⁴ Joseph Selinger (1859-1938) umfassen, lassen die vermeintlich engen verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen den beiden besagten Personen vor dem Hintergrund der im Folgenden behandelten Auswanderungsakten in unerwartet neuem Licht erscheinen. Worum geht es im Einzelnen? Da sich die soeben skizzierten Zusammenhänge am besten in chronologischer Reihenfolge erschließen lassen, scheint es zunächst naheliegend, die eingangs ins Feld geführten Archivalien einer kursorischen Durchsicht zu unterziehen.

Die Auswanderung (1832)

Im Mittelpunkt der beiden Dossiers steht eine verhältnismäßig gut überschaubare Personengruppe, die sich aufgrund ihrer familiären Herkunft ausnahmslos der Tuniberg-Gemeinde Merdingen (bei Freiburg) zuordnen lässt (Abb. 1):

schichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Stuttgart 1985; WOLFGANG VON HIPPEL: Auswanderung aus Südwestdeutschland. Studien zur württembergischen Auswanderung und Auswanderungspolitik im 18. und 19. Jahrhundert (Industrielle Welt 36), Stuttgart 1984; GERHARD AUER: Die Auswanderung aus Pfaffenweiler nach Afrika und Amerika im 19. Jahrhundert. Begleitheft zur gleichnamigen Ausstellung im Dorfmuseum Pfaffenweiler vom September 1984 bis Januar 1985, hg. vom Bürgermeisteramt Pfaffenweiler, Pfaffenweiler 1984; WERNER HACKER: Auswanderungen aus Baden und dem Breisgau. Obere und mittlere rechtsseitige Oberrheinlande im 18. Jahrhundert archivalisch dokumentiert, Stuttgart 1980.

³ Zu den unterschiedlichen Vornamen s.u. S. 140.

⁴ So die explizit verwendete Verwandtschaftsbezeichnung im Rahmen der Hinweise zu den „Emily and Jean Paul Selinger Papers“ in den „Smithsonian Archives of American Art“. Nachweis: <http://www.aaa.si.edu/collections/emily-and-jean-paul-selinger-papers-7044> (30.7.2015). Der Begriff „cousin“ geht letztlich wohl auf den vermutlich überwiegend in brieflicher Form erfolgten Informationsaustausch zwischen den beiden genannten Korrespondenten zurück und könnte über Marie Selinger Warren (1891-1978), eine Nichte („niece“) Jean Paul Selingers, in deren Besitz die besagten Privatbriefe sich bis 1978 befunden hatten, weitergegeben worden sein. Zur Problematik der Verwandtschaftsbezeichnung siehe die weiteren Ausführungen des vorliegenden Beitrags. Die genaue genealogische Beziehung Mariens zu ihrem *uncle* Jean Paul lässt sich meines Erachtens zweifelsfrei klären. In der Person der genannten Nichte begegnet uns eine am 23.3.1891 in Brooklyn, New York, geborene Tochter des wohl am 4.12.1898 in Brooklyn, Kings, New York verstorbenen *Laundryman* Edward Selinger, der am 10.11.1881 in Manhattan, New York, die französischstämmige Elizabeth Mackay Bell geheiratet hatte. Edward Selinger hatte im Jahr 1858 in Boston als Bruder Jean Pauls das Licht der Welt erblickt. Nach Edwards Tod scheinen drei Kinder des Verstorbenen, darunter wohl auch Marie, die am 18.2.1914 den *real estate broker, appraiser* und *operator* Charles Jesse Warren (1884-1969, Sohn von Charles Henry Warren und der irischstämmigen Sarah Jane Brennan) heiratete, bei Jean Paul Selinger aufgewachsen zu sein. Hierzu siehe ETTA M. SMITH: *History of Peterborough, New Hampshire, Book 2: Genealogies*, Rindge, New Hampshire 1954, S. 1313. Für ein Adoptionsverhältnis sprechen nicht zuletzt vereinzelte Briefpassagen, auf die ich im vorliegenden Zusammenhang schon aus Platzgründen nicht ausführlich eingehen kann. Zu Jean Pauls Geschwistern siehe auch unten, S. 138 (mit Anm. 43).

1. Urban Steigert (geb. 4.5.1804)⁵
2. Isidor Selinger (geb. 4.4.1804), dessen Ehefrau (seit 29.3.1830) Katharina geb. Weber (geb. 3.4.1801)⁶ sowie deren gemeinsamer Sohn Eduard (geb. 8.12.1830)
3. Theresia Selinger geb. Bärmann (geb. 24.9.1781)⁷
4. Jakob Streule (geb. 25.7.1809)⁸
5. Walburga Selinger (geb. 17.2.1806) nebst ihrer unehelichen Tochter Leonharda/ Wilhelmine (geb. 2.11.1830)⁹

-
- ⁵ Die im Folgenden aufgeführten biographischen Eckdaten und personengeschichtlichen Detailinformationen wurden, falls nicht anders angegeben, den eingangs dieses Beitrags genannten Archivalien entnommen. Die z. T. divergierenden Schreibformen der verschiedenen Personennamen wurden der Einfachheit halber vereinheitlicht, wobei in der Regel die noch im 20. Jahrhundert gängigen Schreibvarianten bevorzugt wurden. – Bezüglich der familiären Herkunft Urban Steigerts sei der Vollständigkeit halber ergänzt, dass der Genannte gemäß Kirchenbuchauszug vom 22.6.1832 (StAF, B 694/1 Nr. 1714) als *ehlicher Sohn* eines Adrian Steigert (†) und einer Magdalena Karle (†) bezeichnet wird (zum für die Ausfertigung dieser Bescheinigung zuständigen Ortsgeistlichen siehe die folgenden Ausführungen). In einem Schreiben des Merdinger Vogts Sebastian Schnurr vom 14.6.1832 an das Bezirksamt Breisach (hierzu siehe wieder die folgenden Ausführungen) wird der Antragsteller hingegen als Sohn des Adrian Steigert (†) und einer *Magdalene Gielman* (†) aufgeführt. Der (falsch wiedergegebene?) Familienname der Mutter bezieht sich auf die alteingesessene Merdinger Familie Gillmann. Zu einzelnen Angehörigen dieser Sippe siehe MICHAEL BÄRMANN: *Ein sehr, sehr sparsamer Herr, der aus nichts Geld zu machen wußte*. Kleiner Kommentar zu einer Figur aus Heinrich Hansjakobs Erzählung ‚Der Vogtsbur‘, in: *Schau-ins-Land* 122 (2003), S. 139-168. Dem Merdinger „Geburtsbuch“ (Erzbischöfliches Archiv Freiburg [EAF], Film Nr. 870245, Taufen 1784-1829, hier S. 157), ist zu entnehmen, dass *Urbanus* am 24.5.1804 (sic!) in Haus Nr. 51 als Sohn von *Adrian Staigert* und *Magdalena Karlin* das Licht der Welt erblickte.
- ⁶ Die Angaben zum Geburtsdatum Katharinas sowie zum Datum der Eheschließung mit Isidor Selinger basieren wiederum auf einem Kirchenbuchauszug vom 14.6.1832 (StAF, B 694/1 Nr. 1714). Der entsprechende Eheeintrag im Merdinger Kirchenbuch führt als Eltern der Katharina Weber Sebastian Weber (*Bauer*) und Maria Selinger auf. Ein entsprechender Nachweis findet sich in den inzwischen in digitalisierter Form über das Internetportal des Freiburger Staatsarchivs zugänglichen sogenannten Kirchenbuchduplikaten: StAF, L 10 Nr. 504 (Zeitraum: 1810-1830), hier S. 2, Nr. 5, wobei hier (wie auch im Folgenden) nicht auf die elektronischen Daten der entsprechenden Internetseiten, sondern auf die Angaben, wie sie jeweils konkret (d.h. auf dem Bildschirm) erkennbar sind, verwiesen wird. – Übrigens segnete Katharina Webers Vater Sebastian (geb. 1753) am 21.2.1814 im Alter von 61 Jahren als Witwer der Maria Selinger (1760-1814) das Zeitliche. Der Umstand, dass im entsprechenden Sterbeeintrag (Nachweis: ebd., hier S. 3, Nr. 23) als Zeuge ein Anton Weber (1734-1822, als *geweßter Vogt* bezeichnet) erwähnt wird, könnte darauf hindeuten, dass der Verstorbene jener Merdinger Familie Weber angehörte, die mehrere Merdinger Vögte gestellt hatte. Hierzu siehe etwa MICHAEL BÄRMANN: „So beschwerlich für einen Privatmann der Einzug aller dieser Gefälle ist, so leicht würde derselbe für die Gnädigste Herrschaft seyn [...]“. Neuaufgefundene Archivalien zur Wirtschaftsgeschichte des Breisgaus, in: *Schau-ins-Land* 115 (1996), S. 45-70, hier S. 48 (betrifft Sebastian Weber, 1661-1724, sowie dessen Sohn Anton Weber, 1693-1754); DERS.: Eine Bestellung im Weimarer Hause Orтели in Abwesenheit des Herrn von Goethe. Professor Hermann Brommer zum 85. Geburtstag, in: *Schau-ins-Land* 130 (2011), S. 87-106, hier S. 99f.
- ⁷ Tochter von Johannes (Johann Baptist) Bärmann (geb. 25.8.1745, gest. 8.10.1817) und Maria Bucher (geb. 22.5.1744, gest. 22.1.1815; Ort und Datum der Eheschließung bislang unbekannt). Freundliche Mitteilung von Herrn Dr. László Strauß-Nemeth (EAF) vom 19.12.2014.
- ⁸ Gemäß Kirchenbuchauszug vom 20.6.1832 (StAF, B 694/1 Nr. 1714) ein ehelicher Sohn des Martin Streule (gest. 12.3.1819) und der Genovefa Wiederle (gest. 19.3.1814). Die zu Jakob Streules Auswanderungsbegehren im Freiburger Staatsarchiv aufbewahrte „Ergänzungsakte“ (B 694/1 Nr. 1709 [Jahr: 1831]) kann im vorliegenden Zusammenhang schon aus Platzgründen nicht eingehender behandelt werden.
- ⁹ Aus einem am 14.6.1832 angefertigten Kirchenbuchauszug (StAF, B 694/1 Nr. 1714) geht hervor, *daß*

6. Maria Anna Selinger (geb. 9.11.1813)
7. Afra Selinger (geb. 2.8.1818)
8. Remigius Selinger (geb. 1.10.1811)
9. Klemens Selinger (geb. 22.11.1815)

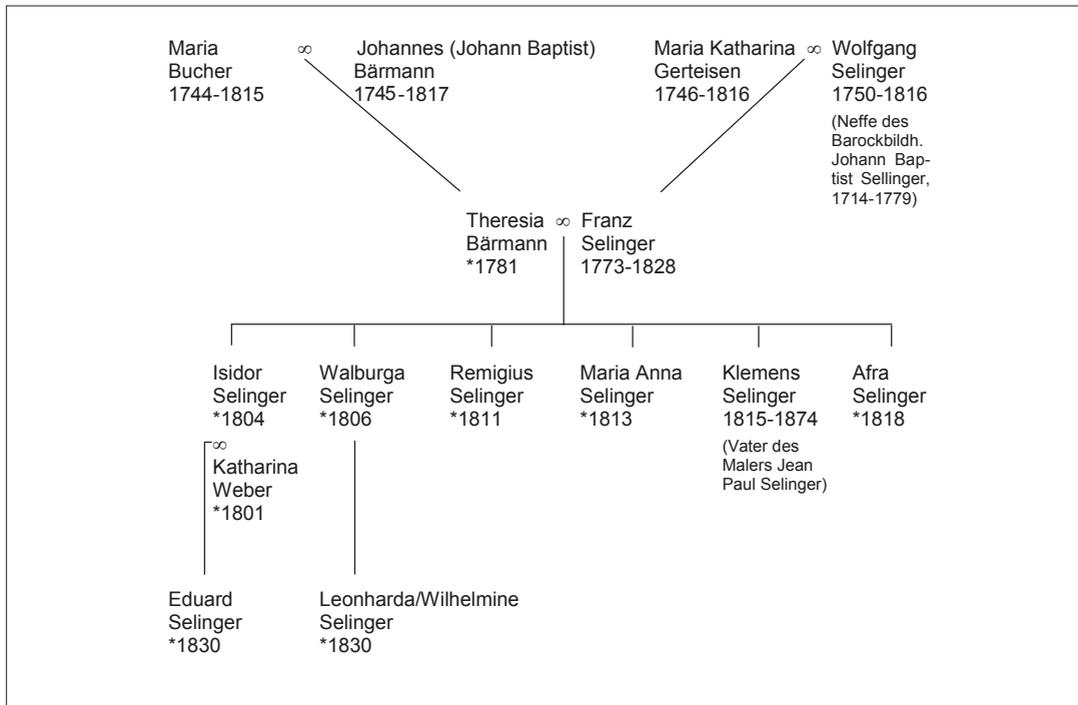


Abb. 1 Stammbaum der frühen Selinger-Familie in Merdingen (Michael Bärmann).

Mit Ausnahme des erstgenannten Urban Steigert sowie Jakob Streules lassen sich sämtliche Auswanderungswillige ein und demselben Familienverband zuweisen: Bei Isidor, Walburga, Maria Anna, Afra, Remigius und Klemens Selinger handelt es sich gemäß Aktenlage jeweils um leibliche Söhne und Töchter Theresias, die ihrerseits als Witwe des Merdinger Schmieds Franz Selinger (geb. 24.11.1773, gest. 12.4.1828) bezeichnet wird.¹⁰ Dass Urban Steigerts und

die Walburga ein unehliches Kind Leonharda Seelinger den 2^{ten} 9ber 1830 gebahr. Die gleiche Namensform findet sich im entsprechenden Geburts- bzw. Taufeintrag des Merdinger Kirchenbuchs. Nachweis: StAF, L 10 Nr. 504 (wie Anm. 6), hier S. 14f., Nr. 57. Der Vorname *Wilhelmine* findet sich hingegen in einem am 19.6.1832 vom Merdinger Vogt Sebastian Schnurr (zu ihm siehe die folgenden Ausführungen) abgefassten und an das Breisacher Bezirksamt gerichteten Schreiben, das sich wiederum in der Auswanderungsakte erhalten hat. Da Wilhelmnes Alter ebd. mit *1 ½ Jahr* angegeben wird, dürfte es sich bei *Leonharda* und *Wilhelmine* um ein und dieselbe Person handeln. Der „falsche“ Vorname (*Wilhelmine Selinger*) erscheint übrigens (neben der soeben zitierten Altersangabe) auch in einem am 23.6.1832 in Breisach gefertigten Protokoll (ebd.; hierzu siehe die folgenden Ausführungen).

¹⁰ Gemäß brieflicher Mitteilung von Herrn Dr. László Strauß-Nemeth (EAF) vom 19.12.2014 heirateten Franz Selinger und Theresia Bärmann am 24.2.1800, wobei ein Joseph Saladin sowie ein Benedikt Bär-

Jakob Streules Auswanderungsbegehren in unmittelbarem Zusammenhang mit den Gesuchen der Selinger-Familie bearbeitet werden, hängt vermutlich mit den räumlichen und zeitlichen Koordinaten der verschiedenen Gesuche und weniger mit etwaigen verwandtschaftlichen Beziehungen zusammen, lassen sich doch den im Zuge der einzelnen Bearbeitungsschritte gefertigten Dokumenten keinerlei sichere Hinweise auf irgendwelche genealogischen Querverbindungen entnehmen. Doch wie dem auch sei: In administrativer Hinsicht scheint den einzelnen Anträgen weitgehend Erfolg beschieden gewesen zu sein. Beginnend mit den selingerschen Gesuchen, reicht der Merdinger Vogt und Bürgermeister Sebastian Schnurr¹¹ ab dem 14. Juni 1832 für die besagten Personen beim Großherzoglichen Bezirksamt Breisach die entsprechenden Anträge ein, stellt in seiner Funktion als Ortsvorsteher deren grundsätzliche Unbedenklichkeit fest, präsentiert von Fall zu Fall eine pauschale Vermögenszusammenstellung und bittet die vorgesetzte Verwaltungsbehörde zugleich um die Erteilung der benötigten Auswanderungsgenehmigungen.¹² Teilweise bereits im unmittelbaren zeitlichen Vorfeld der Antragsstellung sowie zeitgleich mit den Eingaben Schnurrs fertigt der Merdinger Ortsgeistliche Johannes Evangelista Schwarzweber¹³ detaillierte Kirchenbuchauszüge an und bringt zugleich Aussagen zum „Leumund“ (Ruf) der Auswanderungswilligen zu Papier. Mit Datum vom 23. Juni, nur einen Tag nach der Ausstellung der letzten (Urban Steigert betreffenden) Bescheinigung durch den Gemeindepfarrer, gibt der Breisacher Obervogt Johann Nepomuk

mann als Trauzeugen fungierten. Theresias Ehemann war der Sohn eines Wolfgang Selinger (1750-1816) und einer Maria Katharina Gerteisen (1746-1816, verheiratet seit 8.2.1773, wobei Maria Katharina bei der besagten Eheschließung bereits verwitwet war). Aus umfangreichen handschriftlichen Aufzeichnungen von Hermann Brommer (1926-2012), die im Vorfeld verschiedener Veröffentlichungen zu dem aus Merdingen stammenden Barockbildhauer Johann Baptist Sellinger (1714-1779) entstanden waren (Kopien im Besitz des Autors), lässt sich erschließen, dass Franz Selingers Vater Wolfgang ein Sohn von Mathias Selinger (1717-1783) und Katharina Trösch (geb. 1719) war (verheiratet seit 20.1.1741). Mathias war seinerseits ein Bruder des Bildhauers Johann Baptist Sellinger. Mit anderen Worten: Der Barockbildhauer Johann Baptist Sellinger war ein Großonkel des Merdinger Schmieds Franz Selinger – und wird sich im Folgenden als Ururgroßonkel des Malers Jean Paul Selinger erweisen. Literatur zu Johann Baptist Sellinger: BÄRMANN, Bestellung im Weimarer Hause Ortelli (wie Anm. 6), S. 87, Anm. 1.

¹¹ In den hier zur Diskussion stehenden Archivalien fehlt der Vorname des Amtsinhabers. Die Gleichsetzung mit Sebastian Schnurr ergibt sich aus einer von Hermann Brommer erstellten detaillierten Liste der Merdinger „Ortsvorstände“. Siehe HERMANN BROMMER: Kleine Ortschronik der Gemeinde Merdingen, verfaßt zur Einweihung des neuen Volksschulgebäudes, in: Festschrift zur Einweihung des neuen Volksschulgebäudes der Gemeinde Merdingen, hg. von der Gemeinde Merdingen, [o. O.] 1964, S. 13-36, hier S. 33. Gemäß einem Sterbeeintrag im Merdinger Kirchenbuch (StAF, L 10 Nr. 506 [Zeitraum: 1843-1855], S. 429, Nr. 35) könnte Sebastian Schnurr mit dem am 14.10.1854 im Alter von 72 Jahren verstorbenen Ehemann einer Maria Eglof identisch sein. Da dieser Eintrag den Verstorbenen jedoch lediglich als *Bürger* und *Ackersmann* aufführt, bleibt die Gleichsetzung letztlich aber mit gewissen Zweifeln behaftet. Der Vollständigkeit halber sei darauf hingewiesen, dass der soeben genannte Sebastian Schnurr ein Neffe des bekannten Deutschordenspriesters Ludwig Schnurr war. Zu diesem siehe ausführlich HERMANN BROMMER: Zur Gemeinde- und Pfarrgeschichte: Ludwig Schnurr (1750-1812). Ein Deutschordenspriester aus Merdingen, in: Mitteilungsblatt der Gemeinde Merdingen, Jg. 22, Nr. 35 vom 30.8.1990, S. 1f.

¹² Einige einführende Hinweise zum entsprechenden Prozedere bietet wieder BRUNNER (wie Anm. 2), S. 93ff. Weiter: EDMUND WEEGER: Zur Auswanderungsbewegung des 19. Jahrhunderts. Beispiele aus den Breisgauldörfern Bremgarten, Ebringen, Hartheim und Pfaffenweiler, in: Das Markgräflerland 1988/Heft 2, S. 61-85, hier S. 68.

¹³ Zu diesem aus Freiburg stammenden Kleriker, der seit dem Jahr 1829 in Merdingen als Pfarrer amtierte und ebd. am 6.8.1836 (im Alter von 56 Jahren) starb, siehe wieder BROMMER, Ortschronik (wie Anm. 11), S. 35.

Schnetzler (1776-1845)¹⁴ zu Protokoll, dass zum besagten Termin Urban Steigert, Isidor Selinger nebst seiner Ehefrau Katharina Weber sowie deren gemeinsamer Sohn Eduard, sodann Isidors Mutter Theresia (*verbejständet durch Dominik Selinger*¹⁵), Jakob Streule, Walburga Selinger nebst ihrer Tochter Wilhelmine,¹⁶ aber auch Maria Anna¹⁷ und Afra Selinger¹⁸ persönlich er-

¹⁴ Die hier mitgeteilten biographischen Eckdaten beruhen auf brieflichen Mitteilungen, die mir Herr Uwe Fahrer (Stadtarchiv Breisach) am 27.5.2015 hat zukommen lassen und dem ich an dieser Stelle meinen herzlichen Dank abstatten möchte.

¹⁵ Möglicherweise mit einem am 26.8.1774 in Merdingen geborenen Dominikus Selinger identisch. Der Genannte ist als Sohn eines Dominikus (senior) und einer *Maria Barbara Buocherin* bezeugt. Aus den handschriftlichen Aufzeichnungen Brommers (wie Anm. 10) ergibt sich, dass Dominiks Eltern am 4.2.1771 geheiratet hatten. Da Maria Barbaras Mädchenname *Buocherin* die gleiche familiäre Zugehörigkeit nahelegt wie der Nachname von Theresias Mutter, ist Dominiks Auftreten u. U. über diese verwandtschaftliche Beziehung zu erklären. Dominikus Selinger starb übrigens am 28.8.1868 hochbetagt als Witwer einer Elisabeth Selinger in Merdingen, StAF, L 10 Nr. 508 (Zeitraum: 1865-1870), S. 25, Nr. 26.

¹⁶ Analog zum „Fall“ ihrer Mutter Theresia Selinger geb. Bärmann vertreten durch ihren *bejstand* Klemens Letzeisen, der gemäß Protokoll an die Stelle des angeblich erkrankten Mathias Selinger tritt. Ob und wie Letzeisen zu den durch ihn vertretenen Personen in verwandtschaftlichen Beziehungen stand, ist ungewiss. Er dürfte mit einem 1792 in Merdingen als *natürlicher Sohn* einer Magdalena Letzeisen geborenen Schneidermeister gleichen Namens identisch sein, der am 6.5.1822 ebd. eine Anastasia Birkle zum Traualtar führte, StAF, L 10 Nr. 504 (wie Anm. 6), Eheeinträge zum Jahr 1822, hier Nr. 5 [o. P.]. Als Trauzeugen fungierte übrigens – neben dem Maurer Ludwig Bögelspacher – interessanterweise *Jakob Bucher hiesiger Altvogt*, der aufgrund seines Familiennamens wohl wieder in den Verwandtenkreis der Theresia Bärmann zu rücken sein dürfte. Jakob Bucher war gemäß BROMMER (wie Anm. 11), S. 33 (mit Jahresangabe „1822“), der unmittelbare Amtsvorgänger Sebastian Schnurrs. Er dürfte mit einem am 16.3.1840 in Merdingen im Alter von 67 Jahren verstorbenen Bürger, Bauern und Gerichtsschreiber identisch sein, StAF, L 10 Nr. 505 (Zeitraum: 1831-1842), S. 215, Nr. 11. – Zu Mathias Selinger sei der Vollständigkeit halber bemerkt, dass eine gleichnamige Person 1784 in Merdingen als Sohn des Ehepaares Mathias Selinger (gest. 4.4.1811 in „Haus“ Nr. 88 an der „Auszehrung“) und Katharina Gillmann zur Welt gekommen war, am 15.1.1816 eine Franziska Gillmann geheiratet hatte und am 13.10.1833 (nach längerer Krankheit?) starb. Mathias Selinger senior, der Vater dieses mutmaßlichen „Beistands“, war ein Bruder Wolfgang Selingers. Daraus folgt, dass der 1832 krankheitshalber verhinderte Mathias ein Cousin des bereits verstorbenen Merdinger Schmieds Franz Selinger gewesen sein könnte, StAF, L 10 Nr. 504 (wie Anm. 6), Sterbeeinträge zum Jahr 1811, [o. P., o. Nr.]; ebd., Eheeinträge zum Jahr 1816, hier Nr. 3 [o. P.]; ebd., L 10 Nr. 505, Sterbeeinträge zum Jahr 1833, hier S. 7, Nr. 36.

¹⁷ Als ihr Beistand wird Stephan Süßle genannt. Er ist vermutlich identisch mit einem gleichnamigen Merdinger Bürger, der am 24.12.1777 geboren wurde, am 9.3.1846 starb und am 8.6.1818 Katharina Selinger heiratete. Stephans Gattin war eine Tochter von Wolfgang Selinger und Maria Gerteisen und eine Schwester jenes Franz Selinger, der 1800 Theresia Bärmann geheiratet hatte. Süßles Funktion als Beistand Maria Annas erklärt sich somit naheliegender Weise durch den Umstand, dass er ein Schwager des 1828 verstorbenen Vaters der Maria Anna Selinger war. Für die im Sommer 2015 bereitwillig gewährte Einsichtnahme in die 1994 von Hermann Brommer angefertigte Ahnentafel der Merdinger Familie Süßle danke ich an dieser Stelle Herrn Gordian Süßle (Gemeindeverwaltung Merdingen), einem direkten Nachfahren Stephan Süßles. Zu Stephan Süßle siehe auch die folgende Anmerkung.

¹⁸ Als *Pfleger* Afras wird ein Philipp Selinger genannt, der jedoch *wegen angeblicher Krankheit* nicht in der Lage zu sein scheint, in Breisach persönlich vorstellig zu werden. Afras Vormund ist möglicherweise identisch mit einem 1784 in Merdingen geborenen Sohn des Wolfgang Selinger und der Maria Gerteisen, der am 23.5.1819 ebd. einer Maria Trösch (gest. 14.3.1841) das Jawort gab, StAF, L 10 Nr. 504 (wie Anm. 6), Eheeinträge zum Jahr 1819, hier Nr. 12 [o. P.]; StAF, L 10 Nr. 505 (wie Anm. 16), Sterbeeinträge zum Jahr 1841, hier S. 226, Nr. 11. – Einer der Trauzeugen des Jahres 1819 war übrigens der bereits erwähnte Stephan Süßle (siehe die vorausgehende Anmerkung).

schiene seien, um *sich um die Erlaubniß zur Auswanderung nach Nordamerika [zu] melden*.¹⁹ Im Anschluss an die Auflistung der Gesuchsteller und deren Vermögensverhältnissen gibt der Beamte Folgendes zu Protokoll:

Man hat den erschienenen die geeignete Vorstellung über das Mißliche ihres Vorhabens besonders in den gegenwärtigen Zeitumständen gemacht und sie insbesondere auch von den Verordnungen in dem Anzeigebblatt N. 42. von diesem Jahre gehorig belehrt.²⁰ Endlich hat man ihnen zu erkennen gegeben, daß sie von der Zeit ihrer Abreise ihre Bürger= u. Heimathrechte in dem badischen Land verlieren, und daß wenn sie früher oder später wieder in daßelbe zurückkehren wollten, sie von keiner Behörde mehr angenommen werden dürfen, sondern zurückgewiesen werden müßten.

Alles Abzuthun blieb aber fruchtlos.

Dieselben erklärten:

Wir haben alles wohl erwogen, es sind in Nordamerika schon mehrere Bekannte und Verwandte von uns, denen es nach von ihnen erhaltenen Nachrichten gut geht,²¹ und wir sind auch in der Hoffnung, daß wir unser Fortkommen daselbst finden werden.

Die nothigen Ausweise werden wir beibringen, bitten aber vorläufig, die Liquidationen über unsere Schulden in Bälde ausschreiben und verechnen zu lassen, damit wir an unserer Abreise nicht gehindert werden.

Die in der Schlusspassage erwähnte „Schuldenliquidation“ sollte noch knapp drei Wochen auf sich warten lassen. Im Vorfeld dieses mit Datum vom 13. Juli 1832 vollzogenen nächsten administrativen Schritts wurde nun der Großherzogliche Schaffner Johann Baptist Landmann

¹⁹ Notabene: Von den beiden Brüdern Remigius und Klemens Selinger ist somit nicht explizit die Rede.

²⁰ Dieser knappe Hinweis bezieht sich aller Wahrscheinlichkeit nach auf die am Samstag, dem 26.5.1832, also rund vier Wochen vor dem Breisacher Lokaltermin, erschienene Ausgabe Nr. 42 des „Anzeige=Blatts für den Oberrhein-Kreis“ (Universitätsbibliothek Freiburg [UBF], R 7038), in dem sich verschiedene *Ob- rigkeitliche Verordnungen* abgedruckt finden (ebd., S. 535-538).

²¹ Über die Identität dieser Bekannten und Verwandten liegen mir bislang keine näheren Informationen vor. Auch eine im Sommer 2015 vorgenommene Durchsicht jener Auswanderungsakten, die sich im Bestand StAF, B 694/1 im Zusammenhang mit Trägern der Familiennamen Selinger und Bärmann nachweisen lassen, führte zu keinen eindeutigen Resultaten. Allerdings: Eine am 29.2.1772 in Merdingen als Tochter des Johann Georg Bärmann (geb. 23.3.1752) und der Anna Selinger (15.7.1749) geborene Maria (Maria Anna) Bärmann, die am 9.12.1796 den am 6.9.1769 geborenen Magnus Erhard (Witwer der am 29.5.1796 verstorbenen Franziska Bucher) heiratete und im Jahr 1832 zusammen mit dem größten Teil ihrer Familie ihren bereits ausgewanderten Kindern Wolfgang (geb. 31.10.1806) und Maria (geb. 21.11.1812) nach Nordamerika (genauer: Erie am Eriesee, Erie County, Pennsylvania) folgte, wo sie fortan im Umfeld der von ihren Kindern betriebenen „saddlery“ Erhart lebte, war eine entfernte Verwandte der Theresia Selinger geb. Bärmann. (Nachweise der entsprechenden Auswanderungsakten: StAF, B 694/1 Nr. 1697, 1699 und 1713). – Johann Georg Bärmann (geb. 25.3.1773), ein Bruder der soeben genannten Maria Erhard geb. Bärmann, heiratete am 22.1.1798 Katharina Faber (geb. 27.9.1771). Das Paar wanderte möglicherweise bereits um 1816 zusammen mit mehreren Kindern nach Nordamerika aus, wo es nach mehreren Zwischenstationen in Chillicothe (Ross County, Ohio) endgültig sesshaft wurde. Eine entsprechende Auswanderungsakte zu diesen Vorgängen ließ sich bislang leider nicht ermitteln. Meine Informationen zu dieser Auswanderung stammen im Wesentlichen von Edgar Vincent Barmann (1924-2010, u.a. Autor der 2008 in Middletown/Delaware im Druck erschienenen „novel“ [engl. „novel“ ≠ dt. „Novelle“] „Dear Annamelia“), der als Urenkel des besagten Auswandererpaars vor mehr als zwei Jahrzehnten in brieflichem Kontakt zur alten Heimat stand.

(1778-1850) aktiv.²² Am 9. Juli 1832 setzte dieser in Merdingen eine *Gehorsamste Anzeige* auf, wonach Isidor Selingers Ausstände gemäß Abrechnungsbuch einen Gesamtwert von 73 Gulden und 28 $\frac{3}{4}$ Kreuzer aufwiesen, die Forderungen gegenüber Jakob Streule hingegen lediglich auf 25 Gulden und 2 Kreuzer veranschlagt wurden. Die ermittelten Summen scheinen vier Tage später im Rahmen des beim Breisacher Bezirksamt verhandelten Liquidationsprozederes eingehend verhandelt worden zu sein, bezieht der bei dem besagten Termin persönlich anwesende Isidor Selinger zu Landmanns Forderungen doch folgendermaßen Stellung:

*Der erschienene Isidor Selinger erklärt, daß diese Forderung ihre Richtigkeit habe, daß sie aber nicht ihn allein, sondern seine Mutter und Geschwister mit betreffe, in-
deßem nehme er die Zahlung auf sich selbst, und behalte sich den Rückgriff auf seine
Mitinteressenten vor.*

*Isidor Selinger bemerkt noch, er sey den Geschwistern seines Vaters Ursula und
Waldburga Selinger²³ auch noch Hauswürfe²⁴ schuldig, die aber auf Abrechnung*

²² Vermutlich identisch mit einem am 2.1.1850 im Alter von 72 Jahren verstorbenen gleichnamigen Bürger und Landwirt, der im entsprechenden Sterbeeintrag als Ehemann einer Maria Landmann (1782-1843) bezeichnet wird, StAF, L 10 Nr. 506 (wie Anm. 11), S. 346, Nr. 1; Sterbeeintrag der am 28.10.1843 im Alter von 61 Jahren verstorbenen Ehefrau Maria: ebd., S. 258, Nr. 34. – Die Amtsbezeichnung „Schaffner“ ist im vorliegenden Kontext auf einen herrschaftlichen Vermögensverwalter zu beziehen. Siehe etwa EUGEN HABERKERN/JOSEPH FRIEDRICH WALLACH: *Hilfswörterbuch für Historiker. Mittelalter und Neuzeit*, T. 2: L-Z, Tübingen ⁷1987, S. 550.

²³ Ursula Selinger wurde 1780 in Merdingen geboren und starb ebd. am 9.12.1841 als Ehefrau des Dominikus Mangold. Nachweis des Sterbeeintrags: StAF, L 10, Nr. 505 (wie Anm. 16), S. 234, Nr. 33. Waldburga Selinger wurde 1792 in Merdingen geboren, blieb unverheiratet und starb ebd. am 10.10.1853. Hierzu siehe den Sterbeeintrag: StAF, L 10 Nr. 506 (wie Anm. 11), S. 415, Nr. 46.

²⁴ Gemeint sind offensichtlich Hausanteile, die den beiden genannten Tanten Isidor Selingers von Rechts wegen noch zustanden. Allem Anschein nach hatte Franz Selinger einst das elterliche Anwesen übernommen und später an seinen Sohn Isidor weitervererbt, der nun als eigentlicher Erbe der Immobilie noch in der Pflicht stand, die beiden Schwestern des Franz Selinger in angemessenem Umfang „auszuzahlen“. Zum Begriff „Hauswurf“ siehe etwa: *Badisches Wörterbuch*, hg. mit Unterstützung des Kultusministeriums Baden Württemberg, vorbereitet u. betreut von FRIEDRICH KLUGE u.a., bearb. von ERNST OCHS, fortgesetzt von KARL FRIEDRICH MÜLLER und GERHARD W. BAUR, Bd. 2, Lahr 1942-1974, S. 585. Die soeben skizzierte Rechtslage spiegelt sich übrigens für die Zeit um 1808 im sogenannten „Haeuß=Feuer=Sozietäts | Beschrieb. | Der Gemeinde Mördingen Erneuert | und verbessert im Jahr .1808.“ (Gemeindearchiv Merdingen [GAM], C XI,1 1808) [o. P.], hier Haus Nr. 86, wo sich zunächst ein *Wolfgang Selinger* (also der im Jahr 1816 verstorbene Vater des Franz Selinger) als Besitzer von *Haus, Scheür, Schmidte, Stahlung, unter einem Tach* nebst *Schmiden Feür Werck* und *Schopf* eingetragen findet, dessen Name dann aber (wohl bald nach 1816) durchgestrichen und durch *Frantz Selinger* ersetzt wurde. Im entsprechenden Verzeichnis des Jahres 1820 („Merdingen Brandkataster 1820“, GAM, C XI,2) [o. P.], hier Haus Nr. 86, findet sich hingegen zunächst der Name *Franz Selinger Schmid*, dann folgt der Zusatz *Wittwe*, der auf Theresia geb. Bärmann zu beziehen ist. Im Anschluss hieran folgt die Nennung von *Isidor Selinger* als Rechtsnachfolger. Übrigens wurde die Hausnummer 86 sekundär gestrichen und durch die Angabe 98 ersetzt, was auf die Einführung einer wohl aktualisierten Häuserzählung hinweist. Auf die Nennung des *Isidor Selinger* folgt übrigens der Hinweis *modo | Joseph Lörtscher*. Aus dem im Merdinger Gemeindearchiv lagernden „Gewähr=Buch“, Bd. 7 (GAM, C IV, 2, 7; Zeitraum: 1831-1833), fol. 103v-104r, hier fol. 104r, Nr. 364 (13.6.1832), geht hervor, dass *Joseph Lörtscher* das selingersche Anwesen zum Preis von 801 Gulden im Rahmen einer öffentlichen Versteigerung erstanden hatte. Der Vollständigkeit halber sei bemerkt, dass in der Auswanderungsakte betreffend Stephan Gerteisen (StAF, B 694/ Nr. 1720) (Jahr: 1833) ein am 3.4.1833 in Breisach bei Obervogt Schnetzler gefertigtes Aktenstück lagert, das *Joseph*

beruhen, weßwegen er bitten müße, die Verweisung in loco Merdingen durch einen Commißär nach vorheriger Abrechnung fertigen zu laßen.

Offenbar in unmittelbarem Anschluss an Isidors Stellungnahme gibt auch der Gesuchsteller Urban Steigert eine Erklärung ab. Sie lautet gemäß Protokoll:

Ich schulde in den Kirchenfond zu Eschbach²⁵ 100. f Kapital²⁶ samt dem laufenden Zins, von welchem Tage weiß ich nicht, dann schulde ich in eine Pflugschaft zu Lehen 100. f²⁷ und einen laufenden Zins; die Pflugschaft und den Tag, von welchem der Zins leuft, kann ich nicht benennen, jedoch kann der Orts=Vorstand in Merdingen über meinen Schuldenstand genaue Auskunft ertheilen.

Endlich stehen noch Jakob Streules Ausstände zur Debatte. Mit einem kurzen Hinweis zur Absenz des Betreffenden findet der Bericht des Bezirksamtes seinen vorläufigen Schlusspunkt: *Sonst wurden keine Forderungen angemeldet, außer von Schaffner Landmann nach der Anlage 25. f. 2. x²⁸ gegen Jakob Streule, welcher aber nicht erschienen ist.*

Der Grund für das Fernbleiben dieses Schuldners lässt sich einer (wiederum in Breisach vorgenommenen) kurzen Aktennotiz entnehmen, die am 4. August 1832 in Form eines Nachtrags zum besagten Dossier platziert wurde: *Heute erscheint Jakob Streule und erklärt, daß er von seinem Vorhaben, nach Amerika auszuwandern, ablase.²⁹*

Zurück zur Familie Selinger: Am 10. August 1832, also knapp eine Woche nach Streules Rückzug von dem geplanten Auswanderungsvorhaben, gibt in Merdingen der *TheilungsCommissaire Schumacher*³⁰ in Gegenwart von Bürgermeister Schnurr zu Protokoll, er

Lörtscher als *Hauspächter* des Merdinger Gasthauses „Pfauen“ bezeugt (o. P.). Lörtscher starb übrigens am 7.12.1839 in Merdingen im Alter von 56 Jahren. Im entsprechenden Sterbeeintrag wird er als Ehemann der *M: Agatha Schneider* sowie als *bürgerlich in Herchingen im Canton Solothurn in der Schweiz* bezeichnet, StAF, L 10 Nr. 505 (wie Anm. 16), S. 208, Nr. 49. Eine schriftliche Anfrage beim Staatsarchiv Solothurn führte hinsichtlich eines möglichen Geburtseintrags in den Kirchenbüchern von Egerkingen (mit Härkingen) zu keinem positiven Resultat (briefliche Auskunft vom 29.10.2015).

²⁵ Dorf südwestlich von Freiburg.

²⁶ Gemeint sind 100 Gulden.

²⁷ Zu dieser Abkürzung siehe die voraufgehende Anmerkung.

²⁸ Gemeint sind die bereits mit Datum vom 9.7.1832 errechneten 25 Gulden und zwei Kreuzer (hierzu siehe bereits oben).

²⁹ Die zitierte Notiz findet sich im Anschluss an ein Schreiben, das an das *Großherzogliche Amtsrevisorat dahier* [sc. Breisach] gerichtet wurde. Letzteres datiert vom 20.7.1832 und diente als Begleitbrief für ursprünglich insgesamt 17 Auswanderungsdossiers. Auf die hier erkennbaren weiteren „Fälle“, die teilweise Personen betreffen, die aus der Kaiserstuhlregion (Jechtingen, Sasbach) stammten, kann im vorliegenden Rahmen schon aus Platzgründen nicht näher eingegangen werden. Über das weitere Schicksal Jakob Streules liegen mir keine weiteren Informationen vor. Sicher scheint zumindest, dass seine Stiefmutter, Sabina geb. Egloff(f), noch einige Jahre am Leben war: Jakob Streules Vater Martin hatte bald nach dem Tod seiner ersten Frau am 16.2.1815 der Tochter des Johann Georg Egloff und der Juliana Zäringer das Jawort gegeben. Nach Martin Streules Ableben blieb Sabina lange Zeit Witwe, bevor sie am 13.1.1834 einen Konrad Fehrenbach ehelichte. Sabina starb schließlich am 7.11.1847 in Merdingen, StAF, L 10 Nr. 504 (wie Anm. 6), Nr. 12 [o. P.] (Eheeintrag betreffend Martin Streule und Sabina Egloff[f]); ebd., L 10 Nr. 505 (wie Anm. 16), S. 1, Nr. 1 (Eheeintrag betreffend Sabina Egloff[f] und Konrad Fehrenbach); ebd., L 10 Nr. 506 (wie Anm. 11), S. 317, Nr. 35 (Sterbeeintrag betreffend Sabina Egloff[f]).

³⁰ Zur Identität dieses Amtsinhabers liegen mir bislang keine näheren Informationen vor. Eine Anfrage

habe vor Ort einen Termin mit Isidor Selinger wahrgenommen. Im Namen seiner Mutter sowie seiner Geschwister habe der Gesuchsteller folgende Erklärung abgegeben:

Wir insgesamt haben unsere Güterkaufschillinge für baar Geld verkauft, und aus unserer Baarschaft die Schulden bezahlt, und die Abrechnung unter uns ausgeglichen. Bei uns ist also eine Abrechnung und Verweisung überflüssig. Der Kommissair und Bürgermeister hat sich aus den vorgewiesenen Papieren von der Richtigkeit deßen, was Isidor Selinger hier angiebt, vollkommen überzeugt, und es ist also in dieser Sache nichts mehr zu thun.

Mit Schumachers Stellungnahme waren die letzten Hindernisse aus dem Weg geräumt. Der Teilungskommissar schließt seinen Bericht dann auch mit dem *Bemerken* an die Adresse des Bezirksamts, [...] *daß nunmehr der Auswanderung obiger Personen kein Hinderniß mehr im Wege liegt, und daß ich* [sc. Teilungskommissar Schumacher] *Wohldafelbe auf die Erhebung der allenfalls noch ausstehenden amtlichen Sporteln³¹ dieser Auswanderer aufmerksam machen will.*

Tatsächlich scheinen die Akten bereits wenige Wochen später, am 4. September 1832, seitens des Breisacher Bezirksamtes geschlossen worden zu sein. Obervogt Schnetzler hielt am besagten Tag fest, dass, gestützt auf Informationen, die Bürgermeister Schnurr geliefert habe, der Auswanderung der Familie Selinger im Grunde nichts mehr entgegenstehe:

Isidor Selinger ziehe bereits mehr als 2000. f hinweg, und besitze also weit mehr, als das erforderliche Reisegeld für sich und seine Familie, und ebenso betrage auch das Vermögen der Franz Selingerschen Wittwe Theresia Bärmann, welches sie nach Amerika mitnehme, bereits 400. f. Was nun die Waldburga Selinger, Marianna Selinger, Afra Selinger u. Clemenz Selinger anbelangt, so könne man für jedes dieser 4 Geschwister ein reines Vermögen von schon 300. f gegenwärtig noch annehmen, da sie sich aus ihrem Vermögen auch verschiedene Reise-Erfordernisse hätten anschaffen müßen.

Problematisch scheint hingegen die finanzielle Ausstattung der noch minderjährigen Selinger-Sprösslinge gewesen zu sein, stellte sich bezüglich dieser Kinder doch die grundsätzliche Frage, in welcher Form deren Vermögen zu verwalten sei. Man kam auf Anraten des Ortsvorstehers Schnurr zu folgendem Resultat:

[...] daß das ganze Vermögen der minderjährigen Selinger'schen Kinder ihrem verheuratheten Bruder Isidor Selinger, mit welchem sie auswandern, und darnach die Costen des Transports und der Verpflegung zu bestreiten habe, zur Verwaltung eingeantwortet werde: Isidor Selinger sey ihm [sc. Bürgermeister Schnurr] *als ein rechtschaffener Mann bekannt, und ebenso, daß er und seine Geschwister große Anhänglichkeit und Zuneigung zueinander haben, und es dürfe dem Isidor Selinger diese Vermögens=Verwaltung ohne alle Bedenken anvertraut werden.*

beim Stadtarchiv Breisach führte zu keinerlei positiven Resultaten (briefliche Auskunft von Herrn Uwe Fahrer vom 27.10.2015).

³¹ Der Terminus *Sportel* bezieht sich offensichtlich auf bestimmte Gebühren, die von Amts wegen erhoben wurden.

Im Anschluss an die von Seiten des Merdinger Gemeinderats und Waisenrichters Fridolin Selinger³² erteilte Zustimmung sowie die Einverständniserklärung der Geschwister Walburga, Maria Anna, Afra und Klemens Selinger äußerte sich Bürgermeister Schnurr wie folgt:

[...] *daß auch hinsichtlich der Schulden durchaus kein Anstand gegen die Einhändigung der Reiseurkunden obwalten, indem außer einigen unbedeutenden Posten der Gemeinde, für deren Berichtigung er selbst sorgen wolle, niemand mehr etwas an diese Leuthe zu fordern hätte, und man sie also ohne allen Anstand wegziehen lassen könne.*

Die nach der soeben zitierten Stellungnahme des Merdinger Ortsvorstehers erteilte Genehmigung des Bezirksamts, Isidor Selinger das Vermögen von dessen noch minderjährigen Geschwistern anzuvertrauen und die erforderlichen Reisedokumente ausfertigen zu lassen, markiert den vorläufigen Schlusspunkt des administrativen Verfahrens. Der Vollständigkeit halber sei allerdings noch darauf hingewiesen, dass sich hinsichtlich der beiden Selinger-Brüder Remigius und Klemens im Vorfeld der Auswanderung offensichtlich noch einige Komplikationen ergeben hatten, die vor allem im Freiburger Dossier B 694/1 Nr. 1715 ihren Niederschlag fanden. So zog etwa, analog zur Auswanderungsakte B 694/1 Nr. 1714, Bürgermeister Schnurr mit Datum vom 20. Juli 1832 eine erste Bilanz und kam zum Schluss, dass sich das Nettovermögen des Remigius Selinger auf 321 Gulden und 30 Kreuzer belief und auch Klemens Selinger über eine Barschaft von insgesamt 323 Gulden verfügte. Remigius, so der Ortsvorsteher weiter, habe [...] *im Jahr 1831. der Conscription=Pflichtigen Looßung Genuegen geleistet No. 184 gezogen und ist frey geblieben. Ebenso Klemenz Selinger [...].*³³ Vonseiten der Gemeinde bestehe somit kein Hindernis, den beiden Brüdern – übrigens werden sowohl Remigius als auch Klemens ausdrücklich als *Schreiner* bezeichnet – die Auswanderung nach Nordamerika zu verweigern. Das Breisacher Bezirksamt sah dies jedoch anders und teilte mit Datum vom 21. Juli 1832 dem Merdinger Gemeindevorstand mit:

[...] *daß Remigi Selinger bis auf zurückgelegtem 23. ⁴ Lebensjahre conscriptionspflichtig bleibt, und daß [...] demselben während der Dauer der Conscriptiionspflichtigkeit die Auswanderungsbewilligung nicht ertheilt werden darf, sofern für die Erfüllung der Kriegsdienstpflicht keine Sicherheit gestellt wird: da nun derselbe hiezu das erforderliche Vermögen nicht hat, so muß ihm auch die Auswanderungsbewilligung unbedingt verweigert werden.*

Tatsächlich zeigt ein Blick in die Auswanderungsakte B 694/1 Nr. 1714, dass zwar Klemens Selinger im Herbst 1832 seine Heimat verließ, nicht aber Remigius. Man wird davon ausgehen dürfen, dass der gemäß Aktenlage noch vorübergehend *conscriptiionspflichtige* Bruder im Jahr darauf in die Neue Welt aufbrach, während der erst knapp 17 Jahre alte Klemens, der unter der Pflugschaft des in lokalen Quellen relativ häufig bezeugten Merdinger Bürgers Anton

³² Die Identität des genannten Amtsinhabers ist angesichts der Tatsache, dass mehrere Personen gleichen Namens zur gleichen Zeit bezeugt sind, vorläufig nicht exakt bestimmbar. Das besagte Amt umfasste auf Gemeindeebene die Aufsicht über die Vormünder und Mündel. Hierzu siehe etwa GOTTLIEB PLANCK: Familienrecht, Teil 2: Beendigung der Ehe, Recht der Abkömmlinge, Vormundschaftsrecht, unveränderter photomechanischer Nachdruck der als Ms. vervielfältigten Ausgabe aus den Jahren 1875-1888 (Die Vorlagen der Redaktoren für die erste Kommission zur Ausarbeitung des Entwurfs eines Bürgerlichen Gesetzbuches), hg. von WERNER SCHUBERT, Berlin/New York 1983, S. 944f. (= S. 1930f.).

³³ Die Hinweise beziehen sich auf die Militärpflicht.

Saladin³⁴ stand, mit ausdrücklicher Einwilligung seines Vormunds zusammen mit den nächsten Verwandten Baden für immer den Rücken kehrte.

In der Neuen Welt

Soweit die im Freiburger Staatsarchiv aufbewahrten Auswanderungsakten, deren Inhalt im Rahmen unserer kursorischen Durchsicht schon aus Platzgründen nicht umfassend referiert und analysiert werden konnte. Wann genau die Familie Selinger ihr Heimatdorf verließ, welche Reiseroute die Gruppe wählte (und vermutlich auch mehr oder weniger erfolgreich zurücklegte), wie lange der „Transfer“ dauerte und wo bzw. unter welchen näheren Umständen die Auswanderer in der Neuen Welt ankamen und schließlich sesshaft wurden, lässt sich den im vorausgehenden Abschnitt behandelten Unterlagen nicht direkt entnehmen.³⁵ Bedeutsamer als solche und weiter reichende Überlegungen zu diesem wohl nicht ganz untypischen Migrationsunternehmen scheinen aus heutiger Sicht Dokumente, die, wie bereits eingangs dieses Beitrags angedeutet, im unmittelbaren Umfeld des US-amerikanischen Kunstmalers Jean Paul Selinger anzusiedeln sind und – wenn auch mit erheblichen Verwerfungen und Fehlinterpretationen behaftet – einige interessante Rückschlüsse auf das vielleicht bereits um 1832 erfolgte „settlement“ der Migranten im Raum Boston, der sich im Verlauf des 19. Jahrhunderts nicht nur zu einer bedeutenden Industrieregion, sondern auch zu einem künstlerisch-kulturellen Zentrum entwickeln sollte, zulassen.

Im Vorfeld einer näheren Inaugenscheinnahme der besagten Unterlagen scheint es im Hinblick auf unser eigentliches Thema zunächst am sinnvollsten, den im Jahr 1815 geborenen und damit zum Zeitpunkt der Auswanderung erst 17 Jahre alten Klemens Selinger in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit zu rücken. Zum einen ist der in den amtlichen Dokumenten ausdrücklich als *Schreiner* (am 21. Juli 1832 auch als *lediger Schreiner-geselle*) bezeichnete Selinger-Sprössling in späteren Jahren in Boston als *pianomaker* nachweisbar,³⁶ andererseits ist

³⁴ Anton Saladin ist vermutlich identisch mit einem 1789 als Sohn des Michael Saladin und der Johanna Karle in Merdingen geborenen und am 17.11.1847 ebda. verstorbenen *Krämer*, der im Jahr 1812 Agatha Selinger (1782-1845) geheiratet hatte. Antons Ehefrau war eine Tochter des Wolfgang Selinger und der Maria Katharina Gerteisen (hierzu siehe bereits oben Anm. 10) und damit eine Schwester des Franz Selinger. Die Pflugschaft des Anton Saladin erklärt sich somit am ehesten über dessen Ehe mit Agatha Selinger, d.h. über die Schwagerbeziehung zu Franz Selinger. Für wertvolle Auskünfte und weiterführende Hinweise (Mails vom 19.12.2014) möchte ich mich an dieser Stelle nochmals bei Herrn Dr. László Strauß-Nemeth (EAF) sehr herzlich bedanken. Archivalische Nachweise: StAF, L 10 Nr. 504 (wie Anm. 6), S. 6 (Eheeintrag); ebd., L 10 Nr. 506 (wie Anm. 11), S. 318, Nr. 38 (Sterbeeintrag).

³⁵ Die Zahl derartiger Schicksale ist angesichts von Millionen von Auswanderern Legion. Ein – wenn auch anders gelagertes – anschauliches Fallbeispiel beschreibt neuerdings in wünschenswerter Ausführlichkeit SIMONE BLASCHKA-EICK: In die Neue Welt! Deutsche Auswanderer in drei Jahrhunderten, Reinbek 2010, S. 94-145.

³⁶ Siehe etwa den entsprechenden Eintrag in den im Internet konsultierbaren „Boston City Directories“, hier Nr. 83620, wo noch für das Jahr 1872 ein *Clements Selinger* als *pianomaker* verzeichnet ist. Nachweis: www.damrellsfire.com/cgi-bin/directory_search.pl?ds=6&ln=83598 [18.12.2014]. Neben *Clements Selinger* sind ebd. übrigens noch ein *bookkeeper* namens *Henry C. Selinger* sowie ein *ornamental painter* namens *John Selinger* aufgelistet (ebd., Nr. 83621 und 83622, d.h. in unmittelbarem Anschluss an *Clements*). Sowohl bei dem Buchhalter *Henry C.* als auch bei dem Maler *John* handelt es sich vermutlich um Söhne des Klemens Selinger, wobei sich hinter *John* kein Geringerer als der in späterer Zeit als „Jean Paul Selinger“ firmierende Kunstmaler verbirgt. Hierzu siehe auch die weiteren Ausführungen des vorliegen-

einem erst vor einigen Jahrzehnten im Druck erschienenen monographischen Aufsatz zu Leben und Werk Jean Paul Selingers zu entnehmen, der genannte Kunstmaler habe am 24. Juni 1850 in Boston als eines von insgesamt zwölf Kindern des Ehepaares *Clement and Anna Dorothea Selinger, Bavarian immigrants* das Licht der Welt erblickt.³⁷ Klemens Selinger kommt somit eine Art Brückenfunktion zu. Der auf den ersten Blick irritierende Hinweis zur angeblich bayerischen Provenienz des Einwanderer-Ehepaares Selinger geht wohl auf die (vermutlich korrekt angegebene) Herkunft von Klemens Selingers Gattin Anna Dorothea (Dorothy) zurück.³⁸ Wichtiger als Spekulationen zu den möglichen Fehlerquellen solcher Informationen scheint mir, auf eine weitere Angabe hinzuweisen, die sich in dem soeben ins Feld geführten biographischen Abriss findet. Der entsprechende Hinweis lautet wie folgt: *Clement Selinger was a talented woodcarver, who upon coming to America and settling in Boston, became associated with the Chickering Piano Company.*³⁹ Die Bezeichnung *woodcarver* ist wohl als Pendant zum für das Jahr 1832 für Klemens nachweisbaren Beruf des *Schreiners* – eine bis zum heutigen Tage im nicht zuletzt im süddeutschen Sprachraum gängige Bezeichnung für „Tischler“ – aufzufassen, während das konkrete Arbeitsgebiet Selingers wohl über einen längeren Zeitraum hinweg die Herstellung

den Beitrags. Übrigens listet bereits das entsprechende Verzeichnis des Jahres 1849 *Sellinger Clemens, piano-forte maker, 334 Wash[ington] h[ouse] at Roxbury* auf, *The Boston Directory: Containing the City Record, a General Directory of the Citizens, a Special Directory of Trades, Professions, &c. An Almanac, from July, 1849, to July, 1850, with a Variety of Miscellaneous Matter, Boston 1849*, hier S. 252. Die Angabe *Roxbury* ist auf die gleichnamige Stadt zu beziehen, die ursprünglich selbständig war und im Jahr 1868 eingemeindet wurde.

³⁷ CHARLES und GLORIA VOGEL: Jean Paul and Emily Selinger, in: *Historical New Hampshire* 34 (1979), S. 125-142, hier S. 125. Woher der (meines Erachtens völlig abwegige) Hinweis im erst vor einigen Jahren erschienenen „Boston College Magazine“ (online-Ausgabe), „John [sc. Jean Paul] Selinger“ sei der Sohn eines „Hungarian-born father“ gewesen, letztlich herkommt, entzieht sich bislang leider meiner Kenntnis. Die Information ist umso befremdlicher, als die darüber hinaus gelieferten „Familiennachrichten“ (Tätigkeit des Vaters und der Brüder in einer *piano factory*, spätere Karriere Johns als *portrait painter*) korrekt zu sein scheinen, GARY WAYNE GILBERT/BEN BIRNBAUM/SETH MEEHAN: First Sight, in: *Boston College Magazine* (online-Ausgabe Winter 2013), http://bcm.bc.edu/issues/winter_2013/features/first-sight.html (17.6.2015), hier Kapitel betreffend „September 5, 1864“ (o. P.) (mit Reproduktion des „Boston College Student Register“, John J. Burns Library/Boston, Verzeichnis vom 5.9.1864ff.).

³⁸ Hierzu s.u. Anm. 43. Wo genau Anna Dorothea in Bayern ursprünglich gelebt hatte, ließ sich bislang nicht feststellen. Siehe auch unten Anm. 94.

³⁹ Zitiert nach VOGEL (wie Anm. 37), S. 127f. Der Hinweis auf die *Chickering Piano Company* bezieht sich auf das gleichnamige, im Jahr 1823 in Boston von Jonas Chickering (1798-1853) gegründete US-amerikanische Klavierbauunternehmen, das nach dem Eintritt der Söhne Thomas E. (1824-1871), C. Frank (1827-1891) und George H. Chickering (1830-1896) unter dem Namen „Chickering & Sons“ firmierte. Chickering & Sons war bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts der bedeutendste Klavierbauer der USA, wurde dann aber 1860 von Steinway & Sons (1853 gegründet von dem aus Wolfshagen im Oberharz stammenden Tischler Heinrich Engelhard Steinweg [1797-1871, seit 1853 Henry Steinway] und seinen Söhnen Charles, Henry jun. und William) überholt. Bis zu einer Brandkatastrophe im Jahr 1852 stand die Chickering-Fabrik in der 336 Washington Street in Boston, 1853/54 wurde dann ein neues Produktionszentrum in der 791 Tremont Street (wiederum in Boston) errichtet. Als der Gründer Jonas Chickering 1853 starb, zählte das Unternehmen 500 Beschäftigte und stellte jährlich über 2.000 Klaviere her. Einführende Literatur: CHARLES HORTON: Artikel „Chickering“, in: *Die Musik in Geschichte und Gegenwart. Allgemeine Enzyklopädie der Musik*, begr. von FRIEDRICH BLUME, 2., neubearb. Ausgabe, hg. von LUDWIG FINSCHER, Personenteil, Bd. 4, Kassel u.a. 2000, Sp. 930f.; HUBERT HENKEL: Artikel „Steinway & Sons“, in: ebd., Bd. 15, Kassel u.a. 2006, Sp. 1405-1408; ELLEN KNIGHT (H. EARLE JOHNSON)/Übers.: GUIDO HELDT (THOMAS M. HÖPFNER): Artikel „Boston“, in: ebd., Sachteil, Bd. 2, Kassel u.a., 1995, Sp. 82-86, hier Sp. 83.

John liegen uns nun detaillierte Informationen vor.⁴⁴ Der am 24. Juni 1850 in Boston geborene Selinger-Sprössling besuchte zunächst öffentliche Schulen in seiner Heimatstadt,⁴⁵ bevor er eine Ausbildung am Bostoner „Lowell Institute“, einer Lehranstalt, die erst wenige Jahrzehnte zuvor von dem Geschäftsmann und Philanthropen John Lowell (1799-1836) gegründet worden war, absolvierte. Im Jahr 1875 zog es Selinger offensichtlich nach Europa, wo er an der Stuttgarter Kunstakademie studierte und in München Kontakte zu Wilhelm Leibl (1844-1900) pflegte.⁴⁶ Die Entstehung von Leibls bekanntem Ölporträt mit dem Titel „Der Maler Jean Paul Selinger“ (Datierung unsicher, um 1875/80?, Abb. 2), das sich heute in der Neuen Pinakothek in München befindet, ist vermutlich in diesem Kontext anzusiedeln.⁴⁷



Abb. 2

Der Maler Jean Paul Selinger, Gemälde von Wilhelm Leibl, um 1875/80 (Bayerische Staatsgemäldesammlungen München, Neue Pinakothek, Inv.Nr. 8264, Foto: © bpk – Bildagentur für Kunst, Kultur und Geschichte).

⁴⁴ Zum Folgenden siehe wieder besonders VOGEL (wie Anm. 37).

⁴⁵ Hierzu siehe etwa GILBERT/BIRNBAUM/MEEHAN (wie Anm. 37) (betreffend Einschreibung Selingers im „Boston College Student Register“ zum 5.9.1864).

⁴⁶ Einführende Literatur: EBERHARD RUHMER: Artikel „Wilhelm Leibl“, in: *Neue Deutsche Biographie*, Bd. 14, Berlin 1985, S. 119ff. Gemäß VOGEL (wie Anm. 37), S. 128, lassen sich außer Selinger noch dessen amerikanische „Klassenkameraden“ William Merritt Chase (1849-1916), Frank Duveneck (eigtl.: Frank Decker, 1848-1919), Joseph Frank Currier (1843-1909) und Frederick Warren Freer (1849-1908) Leibls Umfeld zuordnen. Literatur: CAROLYN KINDER CARR: Article „Chase, William Merritt“, in: *The Dictionary of Art*, Bd. 6, [London] 1996, S. 499f.; BARBARA DAYER GALLATI: *S.William Merritt Chase: modern American landscapes, 1886-1890*, New York 2000; RONALD G. PISANO: *William Merritt Chase 1849-1916: a leading spirit in American art*, Seattle 1983; CAROLYN KINDER CARR: Article „Duveneck, Frank“, in: *The Dictionary of Art*, Bd. 9, [London] 1996, S. 468; *Exhibition off the work of Frank Duveneck*, pref. by WALTER H. SIPLE, Ohio 1936; auch Duveneck fertigte ein Ölporträt von Selinger an. JAMES C. COOKE: Article „Currier, J(oseph) Frank“, in: *The Dictionary of Art*, Bd. 8, [London] 1996, S. 275f.; CH[RISTINE] R[OHRSCHEIDER]: Artikel „Freer, Frederick Warren“, in: *Saur Allgemeines Künstlerlexikon*, Bd. 44, München/Leipzig 2005, S. 324.

⁴⁷ Bayerische Staatsgemäldesammlungen München, Neue Pinakothek, Inv.Nr. 8264. Reproduktion: Wilhelm Leibl zum 150. Geburtstag, hg. von GÖTZ CZYMMEK und CHRISTIAN LENZ, mit Beiträgen von FELIX BILLETER u.a., München/Köln 1994, S. 355 (mit Kommentar von CHRISTIAN LENZ, ebd. S. 354).

1880 war Selinger bereits nach Amerika zurückgekehrt⁴⁸ und hatte in Providence (Hauptstadt des US-Bundesstaates Rhode Island) ein *art studio* eröffnet. Dort lernte er die aus Wilmington (North Carolina) stammende Künstlerin Emily Harris McGary (1848-1927) kennen, die er am 9. Oktober 1882 heiratete. Noch im gleichen Jahr verließ das Ehepaar Amerika, um sich drei Jahre lang überwiegend in Deutschland aufzuhalten. Es folgten ausgedehnte Aufenthalte in Florenz und Venedig.⁴⁹ Der Europa-Aufenthalt der Selingers scheint Emily der französischen Sprache angenähert zu haben, was dazu führte, dass ihr Ehemann seine Vornamen in „Jean Paul“ umänderte. Nach seiner Rückkehr in die Heimat verbrachte das Ehepaar Selinger die Sommermonate regelmäßig im Hotel „Glen House“ am Fuß des Mount Washington in den White Mountains (New Hampshire), wo Jean Paul gemeinsam mit Emily ein *summer art studio* unterhielt, das sich bei den illustren Hotelgästen offensichtlich großer Beliebtheit erfreute und dem Künstlerehepaar darüber hinaus lukrative Aufträge einbrachte. Allzu lange sollten diese Sommeraufenthalte allerdings nicht währen, fiel doch das „Glen House“ im Juli 1893 einem Brand zum Opfer. Ein Zufall bescherte dem Ehepaar Selinger glücklicherweise eine Ausweichmöglichkeit: Der Bostoner Künstler Frank Henry Shapleigh (1842-1906, Abb. 3) und seine Frau Mary Adaline Studley begaben sich im Jahr 1894 auf eine Europareise. Mit der Sommerresidenz der Selingers vergleichbar, hatte Shapleigh bereits seit 1879 im unweit des „Glen House“ gelegenen „Crawford House“ ein *summer art studio* belegt, das Jean Paul und Emily nun interimsmässig übernehmen konnten. Aus der provisorischen Lösung wurden dauerhaft Aufenthalte: Die Selingers verbrachten die Sommermonate fortan bis zum Tod des Künstlers (11. September 1909) in „Crawford House“, wo sie eine Vielzahl persönlicher Kontakte knüpften und unterhielten (Abb. 4, 8 und 9).

Der Künstler und der Gelehrte – auf der Suche nach den gemeinsamen Wurzeln

Wie eingangs dieses Beitrags bereits bemerkt, scheint in Jean Paul Selinger spätestens in den frühen 1890er-Jahren der Wunsch erwacht zu sein, den ihm bis zum damaligen Zeitpunkt offensichtlich weitgehend unbekannt gebliebenen familiengeschichtlichen Wurzeln nachzuspüren. Die tieferen Gründe für dieses möglicherweise spontan einsetzende Interesse liegen bislang weitgehend im Dunkeln, ebenso die konkreten Umstände, die den Maler gegen Ende des Jahres 1890 – Selinger war damals bereits 40 Jahre alt – dazu bewogen, sich in brieflicher Form an die Adresse von Reverend Joseph Selinger zu wenden, der zu jener Zeit als Theologe am 1845 gegründeten römisch-katholischen „St. Francis de Sales Seminary“ in Milwaukee (am Westufer

⁴⁸ Am 30.12.1879 schrieb Wilhelm Leibl in München einen Brief an Sylvester Rosa Koehler (1837-1900), den Herausgeber der Zeitschrift „The American Art Review“ (1879-1881), in welchem er (im Falle einer persönlichen Begegnung) *Hrn Sellinger* Grüße ausrichten lässt. Zu diesem Zeitpunkt scheint der Künstler somit bereits wieder in seiner Heimat ansässig geworden zu sein. Druck: ebd., S. 543 (Dokument Nr. 3). Regest: Wilhelm Leibl (1844-1900). Briefe mit historisch-kritischem Kommentar. Gesamtverzeichnis des schriftlichen Nachlasses, hg. und erl. von BORIS RÖHRL, Hildesheim/Zürich/New York 1996, S. 311, Nr. 123.

⁴⁹ In diese Zeit fällt offenbar auch eine gemeinsam mit dem bekannten Schweizer Maler Arnold Böcklin (1827-1901) in Italien unternommene Reise – zumindest findet sich in einem Nachruf auf Jean Paul Selinger ein entsprechender Hinweis, *American Art News*, Bd. 7, Nr. 35 (20.9.1909), S. 6 („Obituary“); www.jstor.org/stable/25590493?seq=1#page_scan_tab_contents (26.8.2015).

Abb. 3
Der Bostoner Künstler Frank Henry Shapleigh,
Aufnahme um 1884 (New Hampshire Historical
Society, Foto: Bushby/Macurdy).



Abb. 4
„The Crawford House“, Postkarte von 1905 (Dick
Hamilton Collection, White Mountain History).



des Michigansees, Bundesstaat Wisconsin) lehrte und wirkte (Abb. 5).⁵⁰ Während Jean Pauls schriftliche Anfrage an seinen geistlichen Namensvetter vermutlich als verschollen gelten muss, hat sich in der Privatkorrespondenz des Künstlers, die inzwischen in den „Smithsonian Archives of American Art“ (Washington) aufbewahrt wird, zumindest ein relativ ausführliches Antwortschreiben Josephs erhalten.⁵¹ Am 19. Januar 1891 schreibt der anscheinend vielbeschäftigte Reverend einen mehrere Seiten umfassenden Brief nach Boston, in dem er unter anderem auf die aus seiner Sicht möglicherweise tatsächlich bestehenden engen verwandtschaftlichen Beziehungen seiner eigenen Ahnen zu Jean Pauls direkten Vorfahren zu sprechen kommt. Nach einer ganzen Reihe von in ausgesprochen höflichem Ton gehaltenen einleitenden Bemerkungen äußert sich Joseph diesbezüglich:

I will give, as best I can, what knowledge I have of our family relation; for there is one, but to what degree escapes my information. The closest approach seems to be this, that Your father was a cousin-german⁵² to my father, who unhappily died in early manhood forty-four years of age about fifteen years ago, when I was yet a boy.

Im Anschluss an verschiedene sehr präzise Hinweise zum Schicksal seiner nächsten Angehörigen, zur eigenen Biographie und zur aktuellen familiären Situation liefert der Reverend sodann eine ganze Reihe weiterer Informationen zu den südbadischen Wurzeln seiner Vorfahren: *My father was from Stadelhofen, Amt Oberkirch, Baden; my mother from Bühl, Baden, where I visited frequently during my stay on the continent.*⁵³ Selingers Angaben lassen

⁵⁰ Zu Milwaukee als der „deutschesten Stadt“ Nordamerikas siehe neuerdings wieder EMMERICH (wie Anm. 40), S. 72 u. ö. – Einige spärliche Hinweise zu Leben und Werk Joseph Selingers bietet etwa der einführende Kurzkommentar zu verschiedenen persönlichen Dokumenten („Joseph Selinger Papers“, Zeitraum: 1878-1936), die im Archiv der 1842 gegründeten University of Notre Dame (bei South Bend, St. Joseph County, Indiana; östlich von Chicago) aufbewahrt werden, <http://archives.nd.edu/findaids/ead/xml/sel.xml> (26.6.2015). Weitere Quellenzeugnisse lassen sich ermitteln über: <http://archives.nd.edu/findaids/ead/xml/> (26.6.2015).

⁵¹ Smithsonian Archives (wie Anm. 4). Der Vollständigkeit halber sei ergänzend bemerkt, dass sich dem Text des im Folgenden behandelten Schreibens entnehmen lässt, dass es bereits im Vorfeld des hier zur Diskussion stehenden Briefkontaktes zu einem schriftlichen Austausch zwischen Jean Paul und Joseph Selinger gekommen sein muss, erwähnt der Geistliche in seinem Antwortbrief doch beiläufig *my last letter*. Soweit ich sehe, haben sich die entsprechenden Zeugnisse bedauerlicherweise nicht erhalten, sodass sich letztlich nicht präzise bestimmen lässt, wie lange der Briefkontakt zeitlich zurückreichte und wie intensiv der Austausch wirklich war. Der Umstand, dass Joseph Selinger in seinem am 19.1.1891 abgefassten Brief sonst auf keinerlei bereits übermittelte Informationen Bezug nimmt, deutet darauf hin, dass die beiden Briefpartner bis zum damaligen Zeitpunkt bestenfalls einen lockeren Kontakt miteinander gepflegt hatten.

⁵² Der von Joseph verwendete Begriff *cousin-german* soll offensichtlich eine relativ nahe verwandtschaftliche Beziehung bezeichnen, ist hier doch im Prinzip ein „leiblicher“ Vetter gemeint.

⁵³ Josephs Hinweis auf seinen (gemäß eigener Aussage durch Patrick John Ryan [1831-1911], der im Anschluss an seine Tätigkeit in der Diözese Saint Louis/Missouri von 1884 bis 1911 als Erzbischof von Philadelphia amtierte, motivierten) Aufenthalt auf dem *continent* – gemeint ist Europa – bezieht sich auf eine frühere Briefstelle, wo Selinger auf eine fünfjährige Tätigkeit in Rom zu sprechen kommt. Dort beendete der Geistliche gemäß eigener Aussage seine Studien und amtierte als „*Repetitor*“ *at the American College*, bis er schließlich im Jahre 1888 nach Amerika zurückbeordert wurde. Bei dem genannten College handelt es sich um das „Päpstliche Nordamerika-Kolleg“ („Pontifical North American College“), ein im Jahr 1859 von Papst Pius IX. (1792-1878, Pontifikat 1846-1878) im ehemaligen Dominikanerinnenkloster Santa Maria Assunta al monastero dell’Umittà (nahe des Trevi-Brunnens) gegründetes katholisches Priesterseminar, dessen Sitz in der Vatikanstadt liegt. Siehe auch unten Anm. 77.



Abb. 5 Das römisch-katholische „St. Francis de Sales Seminary“ in Milwaukee (Wisconsin, USA), an dem Reverend Joseph Selinger als Theologe tätig war, Aufnahme um 1862 (Saint Francis de Sales Seminary).

an Genauigkeit nichts zu wünschen übrig: Sein Hinweis zu Stadelhofen bezieht sich unmissverständlich auf den gleichnamigen Ortsteil der Stadt Oberkirch (nordöstlich von Offenburg) im baden-württembergischen Ortenaukreis,⁵⁴ während die Nennung von Bühl/Baden zweifelsohne auf die gleichnamige Stadt (südwestlich von Baden-Baden) zu beziehen ist. Da der Geistliche darüber hinaus die besagten Gegenden persönlich häufig (*frequently*) aufgesucht zu haben behauptet, ist die Korrektheit seiner Angaben nicht von vorneherein von der Hand zu weisen. So gesehen, erhebt sich die Frage, was Selinger dazu veranlasst haben mag, in seinem bereits im Alter von 44 Jahren verstorbenen Vater einen nahen Verwandten seines Briefpartners Jean Paul zu vermuten, spricht doch bereits der Umstand, dass sowohl Stadelhofen als auch Bühl relativ weit von Merdingen entfernt liegen,⁵⁵ zunächst einmal eher gegen die von Selinger angenommene genealogische Beziehung. Der Umstand, dass der Reverend in seinem Antwortschreiben auf die breisgauische Provenienz der Vorfahren Jean Pauls mit keinem Wort eingeht, deutet darauf hin, dass seitens des Bostoner Künstlers ein entsprechendes Informationsdefizit geherrscht haben könnte, welches seinem Korrespondenzpartner wohl erst den notwendigen „geistigen Freiraum“ verschaffte, über eine gemeinsame Abkunft zu spekulieren. Doch wie dem auch sei: Man wird letztlich nicht umhinkönnen, Joseph Selingers Angaben auf ihren Wahrheitsgehalt hin zu überprüfen. Folgen wir zunächst den Angaben des Geistlichen, so können wir, ohne größere archivalische Umwege in Kauf zu nehmen, feststellen, dass der Vorname von Josephs Vater

⁵⁴ Zur Ortsgeschichte siehe neuerdings besonders den zur 850-Jahr-Feier der Gemeinde herausgegebenen Sammelband: Stadelhofen, ein Dorf an der Rench, [bearb. von der] Arbeitsgruppe Chronik Stadelhofen, Oberkirch [2000]. Für zahlreiche weiterführende Hinweise zur Geschichte der Gemeinde Stadelhofen möchte ich an dieser Stelle der Ortsverwaltung Oberkirch-Stadelhofen, insbesondere Herrn Ortsvorsteher Klaus Müller, meinen besonderen Dank abstellen.

⁵⁵ Die Distanz zwischen Merdingen und Oberkirch beträgt mehr als 60 km (Luftlinie), die Entfernung zwischen Merdingen und Bühl sogar mehr als 70 km (Luftlinie).

„August“ lautete. Selinger bemerkt nämlich in seinem bereits zitierten Antwortbrief: *A brother of mine, who bears our father's name, August Selinger, is at Joplin, Mo, but much younger than I.*⁵⁶ Darüber hinaus teilt Joseph Selinger an späterer Stelle mit, dass außer seinem Vater August Selinger noch zwei Brüder nach Nordamerika ausgewandert seien, *Charles and Frank, the latter now living in St. Louis, the former in Sacramento Cal* (vgl. Abb. 6).⁵⁷

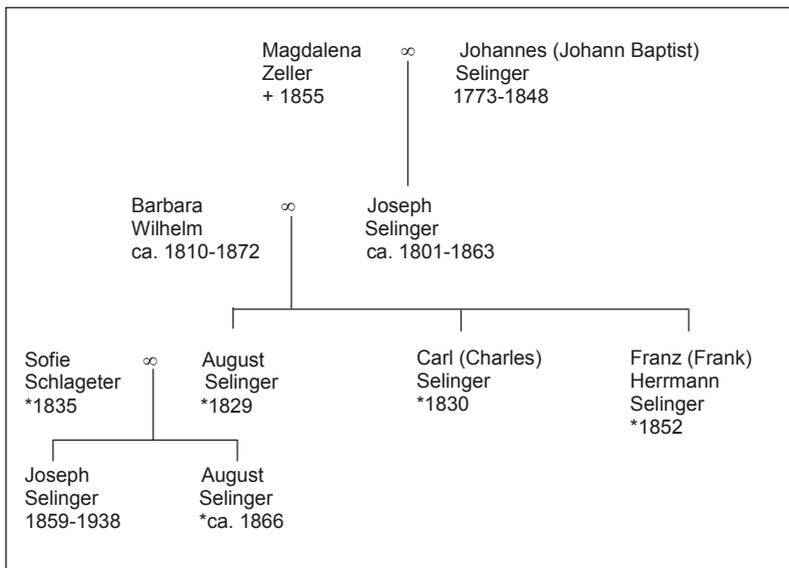


Abb. 6 Genealogie der frühen Selinger-Familie in Stadelhofen bei Oberkirch (Michael Bärmann).

Auch zu den näheren Umständen der Auswanderung seiner Verwandten nach Nordamerika scheint der Geistliche über halbwegs verlässliche Informationen zu verfügen, finden sich im Text seines Antwortschreibens doch folgende Hinweise:

Most of them emigrated during the outbreak of that ‚badische Revolution‘ in ’48, or shortly after it. In America they were scattered, and my own father and mother knew nothing of the whereabouts of their brothers & sisters until some time ago, and that by chance.

⁵⁶ Selingers Hinweis auf den aktuellen Aufenthaltsort seines jüngeren Bruders August bezieht sich auf die Stadt Joplin im US-Bundesstaat Missouri. Übrigens erwähnt der Geistliche nur wenige Zeilen vor dieser Bemerkung sowohl seine Mutter als auch seine beiden Schwestern (*Josephine and Emily*), die, so Selinger weiter, in der Stadt St. Charles, die wiederum im US-Bundesstaat Missouri liegt, ansässig seien.

⁵⁷ Die beiden geographischen Hinweise beziehen sich auf die im US-Bundesstaat Missouri gelegene Stadt Saint Louis sowie auf die kalifornische Hauptstadt Sacramento, die im Jahr 1848 als gleichnamige Goldsuchersiedlung an der Stelle des 1841 von dem aus Kandern (Landkreis Lörrach) stammenden Johann August Sutter (1803-1880, bekannt als „Kaiser von Kalifornien“) gegründeten „Sutter’s Fort“ entstanden war. Am Rande sei bemerkt, dass Joseph Selinger in der Einleitung seines am 19.1.1891 entstandenen Briefes eine geplante Reise nach Saint Louis erwähnt. Ob er damals einen Besuch bei seinem Onkel Frank Selinger vorbereitete, lässt sich der Textpassage nicht entnehmen.

Sind diese Informationen korrekt? Die klaren Hinweise zum Vornamen des Vaters sowie zu dessen Provenienz sind bei der Suche nach dem familiengeschichtlichen Hintergrund der Familie Selinger zweifelsohne als hilfreiche Indizien zu werten. Für die Korrektheit der Angaben spricht vor allem der Inhalt einer (insgesamt nur zwei Seiten umfassenden) Auswanderungsakte, die im Staatsarchiv Freiburg aufbewahrt wird und die aus Stadelhofen stammenden Brüder Carl und August Selinger betrifft.⁵⁸ Diesem Dossier ist zu entnehmen, dass August Selinger, also der mutmaßliche Vater Joseph Selingers, am 20. Juni 1829, sein Bruder Carl hingegen, also doch wohl der im Selinger-Antwortschreiben vom 19. Januar 1891 als Einwohner von Sacramento erwähnte Onkel *Charles*, am 10. September 1830 in Stadelhofen als Söhne des Joseph Selinger und der Barbara Wilhelm zur Welt gekommen waren.⁵⁹ Das Gesuch um Erlaubnis zur Auswanderung nach Amerika, das vom 22. Juni 1850 datiert, wird dann auch erwartungsgemäß in Stadelhofen situiert und führt Joseph Selinger, den Vater der beiden Antragsteller, als *Ochsenwirth* auf (Abb. 7).⁶⁰ Eine Durchsicht der Stadelhofener Kirchenbücher führt darüber hinaus zum Ergebnis, dass der zu Beginn des 19. Jahrhunderts geborene Joseph Selinger am 12. Februar 1827 in Stadelhofen die aus dem Dorf Haslach (bei Ulm/Stadelhofen) stammende Barbara Wilhelm zum Traualtar geführt hatte.⁶¹ Da der Bräutigam in dem besagten Eintrag ausdrücklich als *Metzger von Stadelhofen* sowie als Sohn des Stadelhofener Ochsenwirts Johannes Selinger bezeichnet wird,⁶² liegt es nahe, hinsichtlich der Besitzgeschichte des Gasthauses „Ochsen“ zu-

⁵⁸ StAF, B 727/12 Nr. 5488.

⁵⁹ Aus dem Text der besagten Auswanderungsakte geht hervor, dass diesen Angaben ursprünglich ein *Auszug des Pfarramtes Ulm* aus dem Jahr 1839 zugrunde lag. Bei Ulm handelt es sich natürlich nicht um die gleichnamige Stadt im Alb-Donau-Kreis, sondern vielmehr um den gleichnamigen, unweit von Stadelhofen gelegenen Ortsteil von Renchen im Ortenaukreis, südlich von Achern. Stadelhofen gehörte bis 1864 zur Pfarrei Ulm. An der Zuverlässigkeit der Informationen, die in der Regel vom zuständigen Ortsgeistlichen geliefert wurden, ist im Prinzip nicht zu zweifeln. Tatsächlich bestätigt ein Blick in die im Staatsarchiv Freiburg aufbewahrten Kirchenbuchduplikate der katholischen Gemeinde Stadelhofen die Korrektheit der amtlichen Angaben, StAF, L 10 Nr. 3630 (Zeitraum: 1812-1830), S. 58, Nr. 11 (betreffend *August Sellinger* als *ehelicher Sohn des Joseph Sellinger, Metzger* und der *Barbara Wilhelm*); ebd., [o. P.], Nr. 23 (betreffend *Karl/Carolus Sellinger* als *ehelicher Sohn des Joseph Sellinger, Metzgers und Wirths* und der *Barbara Wilhelm*). – Gemäss brieflicher Auskunft des Stadtarchivs Offenburg vom 8.7.2015 verstarb Barbara Selinger geb. Wilhelm am 9.6.1872 im Alter von 62 Jahren in Offenburg als Witwe des Joseph Selinger.

⁶⁰ Ein Gasthaus „Ochsen“ ist bis heute in Oberkirch-Stadelhofen (Ulmer Straße 1) nachweisbar. Notabene: Im Geburtseintrag betreffend August Selinger (20.6.1829) firmiert Joseph Selinger noch als Metzger, während er im entsprechenden Eintrag betreffend Carl Selinger (10.9.1830) sowohl als Metzger als auch als Wirt aufgeführt wird (siehe die voraufgehende Anmerkung). Joseph hat das Gasthaus „Ochsen“ somit möglicherweise um 1829/30 übernommen.

⁶¹ Nachweis des Eheeintrags: StAF, L 10 Nr. 3630 (wie Anm. 59), S. 123, Nr. 1. Auch diese Quelle bezeugt den Bräutigam lediglich als *Metzger von Stadelhofen*. Er war zum Zeitpunkt der Eheschließung gemäß ebd. *25 Jahre und 7 Monate alt* und ein *ehelicher Sohn des Johannes Sellinger, Ochsenwirths von da, und der Magdalena Zeller*. Die erst *17 ½ Jahre* alte Braut Barbara Wilhelm wird ebd. als eheliche Tochter der bereits verstorbenen Eheleute Johannes Wilhelm und Magdalena Lantmann aufgeführt.

⁶² Siehe die voraufgehende Anmerkung. Im Hinblick auf eine Herkunft der Stadelhofener Familie Selinger aus dem Raum Zell-Weierbach (bei Offenburg), die in einem späteren Brief Joseph Selingers (hierzu s.u. mit Anm. 84) zwar nicht explizit behauptet wird, für den Geistlichen jedoch als Teil der Überlieferungstradition gegolten haben dürfte, sei darauf hingewiesen, dass die Spur Johannes Selingers, also des Urgroßvaters des Reverends Joseph Selinger, in der Tat nach Weierbach führt: Johann Selinger starb am 8.5.1848 in Stadelhofen (StAF, L 10 Nr. 3632 [Zeitraum: 1848-1869], S. 241, Nr. 7). Sein Alter wird im entsprechenden Sterbeeintrag mit 76 Jahren angegeben. Aus einem Eheeintrag vom 22.2.1830 im



Abb. 7 Kirschenmarkt vor dem Gasthaus „Ochsen“ in Oberkirch-Stadelhofen, Aufnahme von 1914 (Stadtarchiv Oberkirch, F 3042).

mindest für die Dauer von zwei Generationen eine gewisse Kontinuität anzunehmen und den Eigentümerwechsel von Johannes zu Joseph Selinger für die Zeit um 1830 anzusetzen.⁶³ Während somit klar zu sein scheint, dass auf die brieflichen Auskünfte des Reverends Joseph Selinger weitestgehend Verlass sein dürfte, ist der Hinweis auf die angeblich nahe Verwandtschaft zu Jean Paul Selinger mehr als zweifelhaft. Bevor wir uns diesem heiklen Problem weiter annähern, scheint es jedoch ratsam, das verhältnismäßig genau rekonstruierbare familiengeschicht-

Standesbuch der Gemeinde Gaisbach (bei Oberkirch) wissen wir darüber hinaus, dass der volle Name des Brautvaters *Johann Baptist Selinger* lautete (StAF, L 10, Nr. 3605 [Zeitraum: 1811-1830], S. 1, Nr. 3 [betreffend Heirat der um 1810 geborenen Juliana Selinger, Tochter des Stadelhofener Ochsenwirts Johann Baptist Selinger und der Magdalena Zeller, mit Franz Anton Roth in Fernach bei Oberkirch]). Für den 13.6.1773 ist nun in der Tat die Geburt bzw. Taufe eines *Joannes Baptista Seelinger* nachweisbar, der als ehelicher Sohn eines *Michael Seelinger* (gest. 1829) und einer *Catharina Mucklerin* (gest. 1818) in *Weyerbach* bezeugt ist (EAF, Mikrofilm Nr. 957713, Taufen Offenburg [Land], 1764-1778, hier S. 430). Als *filius legitimus Michaelis Selinger* [...] et *Catharinae Muckler* erscheint nun aber auch jener *Joannes Selinger*, der am 21.7.1800 Magdalena Zeller zum Traualtar führte (EAF, Mikrofilm Nr. 996361, Ulm bei Renchen, Ehebuch, S. 349). Der Vollständigkeit halber sei noch erwähnt, dass Magdalena Zeller ebd. als Witwe eines Jakob Ignatius Habich bezeichnet wird. Einem entsprechenden Eheeintrag vom 4.6.1798 (ebd., S. 322) lässt sich entnehmen, dass der verstorbene Gatte aus Ottenau (bei Gaggenau, nordöstlich von Baden-Baden) gestammt hatte, Magdalena Zeller hingegen eine Tochter des Stadelhofener Stabhalters Ignatz Zeller war.

⁶³ Diese Zeitstellung ergibt sich durch die Geburtseinträge betreffend August und Carl Selinger. Hierzu siehe bereits oben Anm. 59f.

liche Umfeld des amerikanischen Klerikers noch etwas eingehender zu untersuchen, lassen sich doch hinsichtlich dieses Personengeflechts noch einige interessante Einsichten gewinnen.

Was Joseph Selingers Onkel *Frank* betrifft, der zum Zeitpunkt der Niederschrift des Briefes an Jean Paul Selinger in Saint Louis, Missouri, situiert wird, kann es sich bei der besagten Person keinesfalls um einen Franz Anton Selinger handeln, der am 13. Juni 1839 in Stadelhofen geboren wurde,⁶⁴ denn dieser Sohn des Ochsenwirtsehepaars verstarb bereits im Alter von nur zehn Jahren am 26. Januar 1850.⁶⁵ Josephs Onkel ist vielmehr mit einem Franz Herrmann Selinger gleichzusetzen, der am 24. September 1852 in Stadelofen als ehelicher Sohn des Joseph Selinger und der Barbara Wilhelm das Licht der Welt erblickte.⁶⁶ Laut einer im Freiburger Staatsarchiv aufbewahrten Auswanderungsakte brach Franz Herrmann im Jahr 1871, also mehr als zwei Jahrzehnte nach seinen Brüdern August und Carl Selinger, in die Neue Welt auf.⁶⁷ Im Jahr 1880 ist er in St. Charles, Missouri, als Mitglied jenes Haushaltes nachgewiesen, der von der mutmaßlichen Mutter des Reverends Joseph Selinger geführt wurde.⁶⁸

Zu Barbara Selinger geb. Wilhelm, der um 1810 geborenen Haslacher Großmutter des Geistlichen,⁶⁹ hat sich in dem hier zur Diskussion stehenden Brief Josephs eine bemerkenswerte Aussage erhalten, deren Wahrheitsgehalt sich einmal mehr anhand historischer Zeugnisse überprüfen lässt. Selinger schreibt: *My Grandmother removed to Offenburg, when my father and his brothers [...] emigrated to America, and there she died a year before my father.* Entsprechen diese Informationen der Wahrheit? Falls ja, hätte Joseph Selingers Wissen einmal mehr als relativ zuverlässig zu gelten. Erinnern wir uns zunächst an die Aussage des Reverends zum frühen Ableben seines Vaters August (*my father, who unhappily died in early manhood forty-four years of age about fifteen years ago*), so lässt sich aufgrund des Geburtseintrags näherungsweise ca. 1873 als Todesjahr bestimmen.⁷¹ Eine Anfrage beim Stadtarchiv Offenburg förderte folgende Ergebnisse zutage:⁷² Gemäß Sterbebuch der Stadt Offenburg verstarb Barbara Selinger geb. Wilhelm am 9. Juni 1872 in Offenburg im Alter von 62 Jahren. Im entsprechenden Eintrag wird sie als *Wittve von Joseph Selinger, Wirth von Stadelhofen* bezeichnet.⁷³ Hieraus lässt sich schließen, dass der Großvater des Reverends Selinger bereits vor dem 9. Juni 1872 verstorben war⁷⁴ und – vor allem – dass dem Enkel des Verblichenen über seine direkten Vorfahren präzise Informationen vorgelegen haben müssen. Verfugte der Geistliche nun aber lediglich zu den

⁶⁴ StAF, L 10 Nr. 3631 (Zeitraum: 1831-1847), S. 240, Nr. 16.

⁶⁵ StAF, L 10 Nr. 3632 (wie Anm. 62), S. 253, Nr. 2, wobei der Verstorbene (*Franz Selinger*) ebd. als *Kind* bezeichnet und das erreichte Alter mit 10 Jahren und 6 Monaten angegeben wird.

⁶⁶ Ebd., S. 157, Nr. 31.

⁶⁷ StAF, B 727/12, Nr. 5487.

⁶⁸ Die entsprechenden Census-Unterlagen, in denen Franz Herrmann Selinger als *Frantz Selinger* erscheint, sind konsultierbar über den Link: <https://familysearch.org/ark:/61903/1:1:M6FC-WMG> (25.9.2015).

⁶⁹ Das ungefähre Geburtsdatum Barbaras ergibt sich aus dem Umstand, dass die Braut des Stadelhofener Metzgers Joseph Selinger am 12.2.1827 *17 ½ Jahre* alt war. Hierzu siehe bereits oben Anm. 61.

⁷⁰ Hier folgen die bereits behandelten Hinweise zu Charles und Frank Selinger (s.o.).

⁷¹ Wobei sich zur Aussage *about fifteen years ago* ein klarer Widerspruch ergibt, resultiert doch aus der entsprechenden Subtraktion (Abfassungsdatum des Briefes minus 15) das Todesjahr ca. 1876.

⁷² Das Folgende nach brieflichen Auskünften von Herrn David Boomers (Stadtarchiv Offenburg [StadtAO]) vom 8.7.2015.

⁷³ StadtAO, 10/32/603 Nr. 78.

⁷⁴ Das Sterbedatum lässt sich genau bestimmen, geht doch aus einem entsprechenden Eintrag im Stadelhofener Kirchenbuch hervor, dass der Ochsenwirt am 20.4.1863 im Alter von 61 Jahren das Zeitliche gesegnet hatte, StAF, L 10 Nr. 3632 (wie Anm. 62), S. 104, Nr. 10.

Stadelhofener Selingern über vertrauenswürdige Hinweise, oder ergibt sich auch für die Seite seiner Mutter ein solcher Befund? Josephs Bemerkung *my mother [was] from Bühl, Baden* lässt bereits erahnen, dass auch hinsichtlich der Bühler Ahnen sachlich korrekte Auskünfte zu erwarten sind. Einen Beleg hierfür liefert ein zwei Seiten umfassender Brief des Reverends, der am 16. Dezember 1903 geschrieben und wiederum an Jean Paul Selinger adressiert wurde.⁷⁵ Nahezu 13 Jahre nach dem frühesten erhaltenen Schreiben des Geistlichen an seinen vermeintlichen Cousin wendet sich Selinger im Vorfeld der Weihnachtsfeiertage einmal mehr in ausgesprochen höflicher Form an den Bostoner Künstler, um sodann (eher beiläufig) seine Mutter und seine Schwestern zu erwähnen, die er in St. Charles, Missouri, zu besuchen beabsichtigt.⁷⁶ Es folgt eine kurze Textpassage, in der auf einen *Bishop O'Connell* Bezug genommen wird, der offensichtlich persönlichen (oder nur brieflichen?) Kontakt zu Jean Paul Selinger gepflegt und im Rahmen dieser Bekanntschaft den Namen von Reverend Joseph Selinger ins Spiel gebracht hatte.⁷⁷ Bischof O'Connell scheint darüber hinaus Jean Paul gegenüber eine verwandtschaftliche Beziehung zwischen Reverend Selinger und der damals wohl bereits sehr prominenten Familie Stanford thematisiert zu haben, präzisiert Joseph gegenüber Jean Paul doch entsprechend: *What he [sc. Bischof O'Connell] told You [sc. Jean Paul Selinger] of Mrs. Leland Stanford is true in the sense that a daughter of my mother's brother is married to the brother of Mrs. Stanford. His name is Chas. Lathrop.* Diese Bemerkungen gewähren weiteren Einblick in das genealogische Umfeld des Reverends, das überraschenderweise bis in die führenden gesellschaftlichen Gruppen der damaligen Zeit reicht. Einige wenige Hinweise hierzu mögen genügen: Hinter Selingers Erwähnung von *Mrs. Leland Stanford* verbirgt sich keine Geringere als Jane Lathrop Stanford (1828-1905; Mädchenname: Jane Eliza Lathrop), die zusammen mit ihrem Ehemann (seit 1850), Senator Leland Stanford (1824-1893), nach dem Tod ihres einzigen Sohnes, Leland Stanford Junior (1884), die private Leland Stanford Junior University (kurz: Stanford University, in Stanford/Kalifornien, südöstlich von San Francisco, nahe Palo Alto) gegründet hatte.⁷⁸ Der vollständige Name des von Joseph Selinger erwähnten Bruders (*Chas. Lathrop*) lautet Charles Gardner Lathrop (1849-1914). Der mit dem Management der Stanford-Universität betraute jüngste Spross des Ehepaares Dyer und Jane Anne Lathrop war in zweiter Ehe (seit 1893) mit Annie Mary Schlageter verheiratet, die eine Tochter des Ehepaares Hermann und Barbara Ulrich Schlageter war. Annie Mary Lathrop geb. Schlageter war gemäß brieflicher Auskunft

⁷⁵ Smithsonian Archives (wie Anm. 4). Josephs Schreiben gibt als Ort der Niederschrift *St. Francis, Wis.* zu erkennen, womit (gemäß gedrucktem Briefkopf) die Wirkungsstätte des Geistlichen, das *Provincial Seminary of St. Francis*, gemeint ist.

⁷⁶ Hierzu siehe bereits oben Anmerkung 56, wo (im Brief vom 16.1.1891) von Selingers Mutter und den Schwestern *Josephine* und *Emily* die Rede war, die in St. Charles (Missouri) situiert wurden.

⁷⁷ Der Grund hierfür lag anscheinend in dem Umstand, dass O'Connell und Joseph Selinger sich aufgrund ihrer gemeinsam verbrachten Zeit am American College in Rom persönlich gut kannten, jedenfalls äußert sich Selinger in dem hier zur Diskussion stehenden Brief entsprechend: *I know him well. He was my prefect when I was a student of the American College in Rome. I saw him there just prior to his appointment to Portland.* Selingers Bemerkungen erlauben eine sichere Identifizierung des geistlichen Würdenträgers: Bei dem Genannten handelt es sich offensichtlich um William Henry O'Connell (1859-1944), der im Jahr 1901 zum Bischof von Portland ernannt worden war und seit 1907 als Erzbischof von Boston amtierte. Von 1885 bis zu seiner Ernennung zum Bischof hatte er als Rektor des American College fungiert. Zum American College siehe bereits oben Anm. 53.

⁷⁸ Die Stanford University gilt heute als eine der renommiertesten und mit ca. 18 Milliarden US-\$ Stiftungsvermögen zugleich zu den wohlhabendsten Hochschulen der Welt. Die unweit des Silicon Valley angesiedelte Universität hat zahlreiche Gründer bekannter IT-Unternehmen (wie etwa Google, Hewlett-Packard oder Cisco Systems) hervorgebracht.

des Reverends eine Tochter des Bruders der Mutter von Joseph Selinger (einfacher ausgedrückt: eine Cousine des Geistlichen). Wir dürfen somit davon ausgehen, dass Hermann Schlageter ein Onkel Joseph Selingers war und der Familienname der Mutter „Schlageter“ lautete. Lässt sich all dies in Verbindung mit dem von Selinger behaupteten Herkunftsort Bühl verifizieren? Die Aktenlage scheint eindeutig und spricht für den Wahrheitsgehalt der gemachten Aussagen: In den Beständen des Karlsruher Generallandesarchivs lagert ein Auswanderungsdossier, aus dem hervorgeht, dass im September 1850 der 21 Jahre alte Schmiedegeselle Herrmann Schlageter aus Bühl nach Nordamerika auszuwandern wünschte.⁷⁹ Im „Geburtenbuch“ der katholischen Gemeinde Bühl findet sich nun eine Notiz, welche die Herkunft und das Alter des Genannten bestätigt: Herrmann Schlageter wurde am 24. April 1829 in Bühl als Sohn des Schmiedes Gotthard Schlageter und seiner Ehefrau Johanna Blaß geboren.⁸⁰ Bliebe somit noch Herrmanns Schwester, die Mutter des Reverends Joseph Selinger. Auch zu Sofie – so lautet ihr Vorname – existiert eine Auswanderungsakte,⁸¹ doch gestaltet sich die Sachlage in ihrem Fall etwas komplexer. Sofie Schlageters amtliches Gesuch um die staatliche Erlaubnis zur Auswanderung nach Nordamerika datiert vom Herbst 1852 und wurde damit rund zwei Jahre nach dem entsprechenden Antrag ihres Bruders Herrmann eingereicht. Da die am 7. Mai 1835 in Bühl geborene Antragstellerin zum genannten Zeitpunkt erst 17 Jahre alt war und keine Eltern mehr hatte, wurde sie durch den Bühler Bürger Friedrich Schlageter vertreten, in dessen Person uns sehr wahrscheinlich ein naher Verwandter des Vaters begegnet.⁸² Sofies Vertreter gibt nun am 11. September 1852 in Bühl vor Bürgermeister Karl Berger zu Protokoll, in *Amerika* seien bereits zwei Brüder seiner auswanderungswilligen Pflgetochter *ansäßig* und Sofie habe in ihrer Heimat keine *Familienmitglieder* mehr. In finanzieller Hinsicht stellte Sofies Auswanderungsbegehren anscheinend kein Problem dar, waren der minderjährigen Vollwaise doch ca. 1000 Gulden an ererbtem Vermögen zugefallen, von denen 200 Gulden für die Reise in die Neue Welt vorgesehen waren. Während die Gemeinde Bühl dem Anerbieten Friedrich Schlageters keinerlei Hindernisse in den Weg legte, wurden seitens des Amtsrevisorats Einwände erhoben: Mit Datum vom 23. September 1852 wurde u.a. der ausdrückliche Wunsch geäußert, man möge doch mitteilen, *mit wem die Sofie Schlageter die Reise antreten wird, denn so lange nicht eine achtbare Familie genannt wird in deren Gesellschaft und Schutz die Reise antreten kann [sic!], wird die AuswanderungsErlaubniß nicht ertheilt werden.* Schon tags darauf wurde der *Pfleger* Friedrich Schlageter wieder bei Bürgermeister Berger vorstellig und gab zu Protokoll, Sofie würde die Reise nach Amerika unter anderem *unter dem Schutze der besten und achtbaren Familie* Ochsenwirth Söllinger von Stadelhofen unternehmen. Wer mit diesen Personen gemeint sein könnte, bleibt unklar, da die Brüder August und Carl Selinger doch bereits zwei Jahre zuvor ihre Auswanderungsanträge gestellt hatten. Waren die beiden etwa zwischenzeitlich wieder in ihre alte Heimat zurückgekehrt und erklärten sich nun dazu bereit, die (ihnen persönlich bekannte?) minderjährige Sofie sozusagen unter ihre Fittiche zu nehmen? Klar scheint jedenfalls, dass die später erfolgte Eheschließung zwischen Sofie Schlageter und August Selinger auf eine wie auch immer geartete Beziehung zurückgeht, die möglicherweise bereits im Vorfeld der Auswanderung geknüpft worden war.

Was lässt sich aus alledem nun schließen? Hinsichtlich unserer Fragestellung – der von Reverend Joseph Selinger ins Spiel gebrachten verwandtschaftlichen Beziehung der Familie Selinger aus Stadelhofen zu den aus Merdingen stammenden Namensträgern – liegen zwei

⁷⁹ GLA, 346 Zugang 1932-16 Nr. 445.

⁸⁰ GLA, 390 Nr. 851 (Zeitraum: 1810-1842), [o. P.], Nr. 16.

⁸¹ GLA, 346 Zugang 1932-16 Nr. 448.

⁸² Nachweis des Geburtseintrags: GLA, 390 Nr. 851 (wie Anm. 80), [o. P.], Nr. 36.

grundlegende Befunde nahe: Was die nächsten Verwandten des Geistlichen betrifft, lassen sich vor dem Hintergrund der ins Feld geführten amtlichen Unterlagen präzise und umfassende Kenntnisse der Familiengeschichte postulieren, die ohne größere Schwierigkeiten verifizierbar sind. In dieser Hinsicht erweist sich der Kleriker insgesamt betrachtet als verlässlicher Gewährsmann. In Bezug auf das verwandtschaftliche Umfeld Jean Paul Selingers hingegen fehlten Joseph und seinem Bostoner Korrespondenzpartner ganz offensichtlich wesentliche Details. Diese Informationsdefizite wurden seitens des Reverends durch Spekulationen wettgemacht, die bei Jean Paul Selinger mit hoher Wahrscheinlichkeit auf fruchtbaren Boden fielen. Allerdings: Ganz so einseitig, wie die bislang ins Feld geführten Briefstellen auf den ersten Blick glauben machen, wird man die Haltung Jean Paul Selingers gegenüber seinem vermeintlichen Cousin nicht sehen dürfen. Ein Brief des Reverends, der vom 11. Januar 1902 datiert und einmal mehr die familiengeschichtlichen Hintergründe beleuchtet,⁸³ scheint mir geeignet, auf ein zweifaches Dilemma hinzuweisen: Einerseits schien es letztlich doch gewisse Zweifel an der Zugehörigkeit der Vorfahren Jean Pauls zu den Stadelhofener Selingern gegeben zu haben, andererseits brachte Joseph Selinger eine Art Zusatzhypothese zur ursprünglichen Provenienz seiner Vorfahren ins Spiel. Nachdem der Reverend in dem besagten Schreiben über seine während des zurückliegenden Sommers unternommenen Reisen berichtet hat, geht er auf anscheinend im Vorfeld des Briefes von Jean Paul Selinger ins Spiel gebrachte Reisepläne ein und wagt hinsichtlich der Region Baden folgende Prognose:

If you have opportunity to stay awhile in the ‚schönes Badisch-Ländle‘, particularly get glimpses of the peasantry, I doubt whether they will not capture your fancy. I thought I knew the Ländl fairly well, but Maidingen stuns me. Yet it may be a Dörfle that I have passed through.

Welchem Kontext die unvermittelte Erwähnung einer Lokalität namens *Maidingen* entnommen wurde, wissen wir nicht, dürfen aber mit einiger Wahrscheinlichkeit vermuten, dass Josephs Bemerkung auf eine früher (wohl in brieflicher Form) erfolgte Erwähnung des (entstellten) Ortsnamens Merdingen zurückgeht, mit dem der Reverend anscheinend kaum etwas anfangen konnte. Oder, gewagter formuliert: Rund sieben Jahrzehnte nach der Auswanderung der Merdinger Familie Selinger hatte sich die Bezeichnung des Herkunftsortes nur noch in verzerrter Form erhalten, was eine eindeutige Identifizierung des Heimatortes nahezu verunmöglichte. Die Frage, ob Jean Paul Selinger den Plan hegte, im Rahmen eines Europaaufenthaltes (1902?) *Maidingen* persönlich aufzusuchen und die Fahndung nach der Heimatgemeinde seiner Vorfahren väterlicherseits im Raum Oberkirch voranzutreiben, ist müßig, konnten doch zu einer solchen Suchaktion bislang keinerlei direkte Quellen ermittelt werden. Wichtiger scheint mir, auf die Fortsetzung des Schreibens vom Beginn des Jahres 1902 hinzuweisen, bringt Joseph Selinger im letzten Abschnitt seines Briefes doch weitere Einzelheiten zur Geschichte der Selinger ins Spiel, die Jean Paul vermutlich mit Dankbarkeit und Interesse zur Kenntnis genommen hat. Der Reverend gibt folgende Reisetipps:

⁸³ Smithsonian Archives (wie Anm. 4). Der Briefkopf gibt wiederum das *Provincial Seminary of St. Francis* zu erkennen.

If you stop at Offenburg and call on the Fräulein Zerrer, Fabrickstrasse, with compliments from me, you [will?]⁸⁴ be willingly accompanied into the Weierbach, + Weingarten, and get a magnificent view from the vineclad Black-Forest of Strassburg Cathedral and of the Vogesen. There seems to be the seat of the Selingers in uralten Zeiten. I have in my possession some old papers dated Nov. 1797 in which a Johann Selinger is made Hauptmann for his service in the field about Strassburg; I have the list of his company in which the name Selinger occurs very often. Zell-Weierbach is given as their original home. But my father's home was Stadelhofen which lies in the Renchthal. You will hear Appenweier often called on trains and stations, but that is important because it is central. The Selinger descendants as many as are left are scattered throughout the Ländl.⁸⁵

Offenburg ist uns bereits an früherer Stelle begegnet, starb doch hier im Sommer 1872 Barbara Selinger geb. Wilhelm, die Witwe des Stadelhofener Ochsenwirts Joseph Selinger. Und tatsächlich führt auch der zunächst unverständliche Hinweis des Reverends auf *the Fräulein Zerrer* in der Offenburger *Fabrickstrasse* in das Umfeld der Stadelhofener Grossmutter, zeitigte eine Anfrage beim Stadtarchiv Offenburg doch eine ganze Reihe aufschlussreicher Ergebnisse:⁸⁶ Der Sterbefall der Barbara Selinger geb. Wilhelm (9. Juni 1872) wurde tags darauf von einem Heinrich Zerrer gemeldet, der im entsprechenden amtlichen Eintrag als *Metzgermeister* sowie als *Schwiegersonn* der Verstorbenen bezeichnet wird.⁸⁷ Heinrich Zerrer wurde am 8. Juli 1837 in Offenburg als Sohn des Frachtfuhrmanns Toussaint Zerrer und der Walburga geb. Obert geboren und segnete dort am 11. Mai 1882 das Zeitliche. Er wohnte und arbeitete in der Frommgasse

⁸⁴ Die mir vom Archiv in Washington zugesandte Fotokopie des Originalbriefes lässt in qualitativer Hinsicht leider zu wünschen übrig. Ich glaube, an dieser Stelle ein *might* entziffern zu können, das mit *will* überschrieben wurde.

⁸⁵ Der Vollständigkeit halber sei auf einen weiteren Brief Joseph Selingers an die Adresse Jean Pauls hingewiesen, der vom 18.3.1906 datiert und in Jefferson City (Hauptstadt des Bundesstaates Missouri) geschrieben wurde (Adresse gemäss Briefkopf: St. Peter's Rectory, 216 Broadway), wo der Geistliche seit 1904 (bis 1934) in der St. Peter's Parish wirkte, Smithsonian Archives (wie Anm. 4) (zu den näheren Umständen des Stellenwechsels siehe einen Brief Josephs an Jean Paul vom 16.3.1905 [ebd.]). Auch dieses Schreiben (18.3.1906) scheint im Vorfeld einer Reise des Bostoner Malers entstanden zu sein, finden sich doch im Text wieder „Reisetipps“, angefangen bei *the Fräuleins Zerrer* in Offenburg, die, wie der Schreiber versichert, in der Lage seien, Jean Paul mit Informationen zu versorgen und ihn nach *Weierbach, Zell and other hamlets* zu bringen, *where the Selingers of old had their abode*. Auch der bereits im 1902 entstandenen Brief erwähnte Armeeeoffizier kommt wieder zur Sprache, wenn es heißt: *Last time I found some old documents of one ancestor who was an officer in the Austrian army and assisted at the besieging of Strassburg after the régime terrible in France* [gemeint ist wohl die bis 1794 herrschende jakobinische Schreckensherrschaft des „Wohlfahrtsausschusses“ („Comité de salut public“) unter Maximilien de Robespierre („La Terreur“)]. *Then is among them a list of soldiers a number of which were Selingers. I will send them to you, if you wish*. Die besagten Familienpapiere könnten mit *a group of letters [given] by a distant relative, which were not understood, written by a captain Jos. Sellinger, officer of the Austrian regiment about Strassburg* in Zusammenhang stehen, die bereits in einem am 18.11.1897 entstandenen Brief Joseph Selingers an Jean Paul erwähnt werden, ebd.

⁸⁶ Die folgenden Informationen gemäß einer Antwort-Mail von Herrn David Boomers (StadtAO) vom 13.7.2015.

⁸⁷ Eine Durchsicht der Offenburger Kirchenbucheinträge zeitigte folgendes Resultat: Heinrich Zerrer ehelichte am 10.9.1863 Josephina Selinger, die am 21.1.1835 in Stadelhofen als eheliche Tochter des Joseph Selinger und der Barbara Wilhelm zur Welt gekommen war, StAF, L 10 Nr. 3709 (Zeitraum: 1836-1870), S. 139, Nr. 31.

(heute Alte Lange Straße). Heinrich hatte einen Bruder namens Karl, der um 1830 vermutlich in Offenburg das Licht der Welt erblickt hatte und dort am 20. Juli 1878 verstarb. Karl Zerrer war von Beruf Gerber. Er wohnte und betrieb sein Gewerbe in der Fabrikstraße 9 (heute Wilhelm-Bauer-Straße). Im Adressbuch der Stadt Offenburg sind nun für das Jahr 1906 drei mutmaßliche Töchter Karl Zerrers – Anna, Fanny und Lina – als in der Fabrikstraße 9 wohnhaft vermerkt, deren korrekte Vornamen wohl Maria Anna Magdalena, Fanny und Maria Karolina lauteten.⁸⁸ Will heißen: Reverend Joseph Selinger kannte drei Nichten seiner Cousine (nämlich die genannten Töchter der Gattin Karl Zerrers)⁸⁹ wohl persönlich und scheute sich nicht, seinen vermeintlichen Cousin Jean Paul diesen Offenburger *Fräulein* ohne größere Bedenken anzuvertrauen. Mit diesem relativ leicht zu entschlüsselnden Hinweis zu den Offenburger Verwandten enden zugleich die verlässlichen Informationen Selingers zur Familiengeschichte, sind doch die in die Diskussion eingebrachten Informationen zur Herkunft der älteren Namensträger relativ vage und entbehren jeder sicheren Grundlage. Immerhin kann die prinzipielle Frage, ob die Stadelhofener Selinger letztlich von den gleichnamigen Personen in Zell-Weierbach (bei Offenburg) abstammen, insofern als beantwortet gelten, als sich der Ochsenwirt Joseph Selinger, also der Grossvater des Reverends, genealogisch auf einen aus Zell-Weierbach stammenden Johann Baptist Selinger zurückführen lässt.⁹⁰ Als eher unwahrscheinlich hat hingegen eine mögliche familiengeschichtliche Verbindung zu den Vorfahren Jean Paul Selingers zu gelten. Eine solche Beziehung findet in historischen Quellen bislang keine Stütze.⁹¹

⁸⁸ Die besagte Hausnummer steht allerdings in Widerspruch zur entsprechenden Angabe in Joseph Selingers Brief vom 18.3.1906 (hierzu siehe bereits oben Anm. 85), wo ausdrücklich von der *19 Fabrickstrasse* die Rede ist. Möglicherweise liegt hier ein Irrtum seitens des Schreibers vor.

⁸⁹ Carls Ehefrau und damit die Mutter der drei *Fräulein* dürfte mit einer Maria Magdalena Hahn identisch sein, die am 19.5.1835 im *Riedle* (Zell-Weierbach) als Tochter des Joseph Hahn (gest. 1861) und der Liudgard Sälinger (1812-1846, Tochter des Michael Sälinger [gest. 1842] und der Franziska Boof [gest. 1853] aus Weierbach) zur Welt gekommen war. Beruht es auf bloßem Zufall, dass die Mutter mit Mädchennamen *Sälinger* hieß und als Pate ein *Anton Sälinger* aus *Weierbach* fungierte, oder werden hier möglicherweise zeitlich weit zurückreichende verwandtschaftliche Beziehungen zwischen den Zell-Weierbacher Sälingern und den Selingern aus Stadelhofen greifbar? Fest steht, dass Liudgard und die Stadelhofener Ochsenwirte in der Person des Johannes Michael Sälinger (1707-1768, Urgroßvater der Liudgard und zugleich Urgroßvater des 1863 verstorbenen Ochsenwirtes Joseph Selinger) den gleichen Vorfahren hatten. Ob diese alten verwandtschaftlichen Beziehungen den „Betroffenen“ noch bewusst waren, bleibt dahingestellt, StAF, L 10 Nr. 3713 (Zeitraum: 1811-1837), S. 15, Nr. 50 (= Geburtseintrag betreffend Maria Magdalena Hahn) und L 10 Nr. 3709 (wie Anm. 86), S. 44f., Nr. 3 (= Eheeintrag betreffend *Karl Joseph Zeller* und *Magdalena Hahn* vom 19.2.1857 [Weingarten], wobei der Brautvater Joseph Hahn als Bürgermeister bezeichnet wird).

⁹⁰ Hierzu siehe bereits oben Anm. 62.

⁹¹ Eine von Hermann Brommer durchgeführte umfassende Durchsicht der einschlägigen Kirchenbucheinträge führte bereits vor mehr als einem halben Jahrhundert zu dem Resultat, dass sämtliche Linien der Merdinger Selingerfamilien auf einen Bartholomäus Selinger zurückgehen, der am 5.12.1679 in Merdingen das Zeitliche segnete. Bedauerlicherweise sind weder das Lebensalter noch die Herkunft dieses Selinger-„Stammvaters“ bekannt. Brommer spielte mit dem Gedanken, die ursprüngliche Heimat des besagten Ahnherrn könnte Österreich oder das Alpengebiet gewesen sein. Siehe HERMANN BROMMER: Johann Baptist Sellinger. Ein Breisgauer Barockbildhauer (1714-1779). Lebensgeschichte und verwandtschaftliche Beziehungen, in: Schau-ins-Land 80 (1962), S. 51-69, hier S. 52; DERS.: Johann Baptist Sellinger (1714-1779). Neues zu Leben und Werk des Breisgauer Barockbildhauers, in: Schau-ins-Land 98 (1979), S. 59-80, hier S. 59 (betreffend Bartholomäus Selinger als dem Kloster St. Peter gegenüber zinspflichtiger Besitzer von Gütern u. a. in der Merdinger Enggasse [Jahr: 1663], der als *Bartlin Sellinger* in einer im Stadtarchiv Freiburg aufbewahrten Archivalie [StadtAF, B 4 Nr. 354, hier Nr. 5, 38 und 43

Abb. 8

Jean Paul Selinger vor seiner Staffelei in „Crawford House“, um 1900 (Washington DC, Smithsonian Archives of American Art, Emily and Jean Paul Selinger papers, 1882-1918).

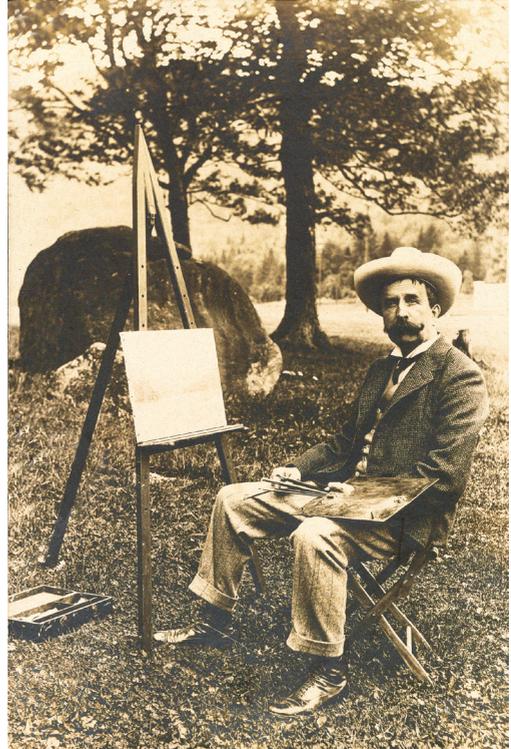


Abb. 9

Gemälde „Gateway of Crawford Notch-White Mountains-N.H.“ von Jean Paul Selinger, undatiert (Hood Museum of Art, Dartmouth College).



Resümee und Ausblick

Wie unsere Durchsicht der eingangs referierten Auswanderungsakten gezeigt hat, lässt sich Klemens Selinger, der mutmaßliche Vater des US-amerikanischen Malers Jean Paul Selinger, einer Gruppe von Migranten zuordnen, die im Jahr 1832 ihre südbadische Heimatgemeinde Merdingen in Richtung Nordamerika wohl für immer verließ. Die Familie des Künstlers – ihre genaue Zusammensetzung wäre im Rahmen weiterreichender Recherchen näher zu bestimmen – ließ sich zu einem bislang nicht präzise feststellbaren Zeitpunkt in Boston nieder, wo sie über einen längeren Zeitraum hinweg durch mehrere Angehörige in der damals florierenden Wirtschaftsbranche der Klavierproduktion vertreten war. Jean Paul Selinger nimmt – soweit erkennbar – innerhalb seiner Familie als Kunstmaler eine besonders prominente Stellung ein, wobei die Anfangsgründe seines Wirkens wohl wiederum im Bereich des Instrumentenbaus anzusiedeln sein dürften. Allerspätestens bei den Vertretern seiner Generation – also bei den „Secondos“ – scheinen die ursprünglich wohl noch relativ lebendigen Erinnerungen an die badischen Wurzeln zunehmend verblasst zu sein. In seinen mittleren Jahren unternahm Jean Paul mittels einer wohl anfangs in brieflicher Form erfolgten Kontaktaufnahme mit einem vermeintlichen Verwandten, der ebenfalls aus dem Badischen, jedoch nicht aus dem Freiburger Raum, sondern aus der Umgebung der Stadt Oberkirch stammte, einen Versuch, näheren Aufschluss über die Provenienz seiner unmittelbaren Vorfahren zu erlangen, ein Unterfangen, das sehr wahrscheinlich an der „gestörten“ (lediglich mündlichen?) Weitergabe der Herkunftsbezeichnung (*Maidingen* statt *Merdingen*) alsbald gescheitert sein dürfte, während sein Korrespondenzpartner hingegen über relativ genaue und differenzierte Informationen zur eigenen Familiengeschichte verfügt haben muss. Vor dem Hintergrund der überlieferten Lebenszeugnisse ergeben sich nun eine Reihe von Forschungsdesideraten, die weniger Joseph Selinger als vielmehr die Persönlichkeit und das Umfeld seines vermeintlichen „cousins“ Jean Paul Selinger betreffen. Die in Washington archivierten Teile der Privatkorrespondenz des Künstlers, die nicht nur Briefe Josephs an Jean Paul, sondern auch eine Vielzahl von häufig in sehr persönlichem Ton gehaltener Schreiben an Selingers Nichte Marie (Abb. 10) umfassen, gewähren mancherorts weiterreichende familiengeschichtliche Einblicke, die im Prinzip einer umfassenden und detaillierten Analyse und Interpretation bedürfen. Die verhältnismäßig langen und teilweise wohl sehr beschaulichen Sommeraufenthalte in den White Mountains boten dem Maler offensichtlich wiederholt Gelegenheit, seiner ihm nahe stehenden Verwandten ausführliche Briefe zu schreiben, in denen er nicht nur auf prominente Hotelgäste zu sprechen kam,⁹² sondern auch Bemerkungen zum gemeinsamen familiären Umfeld

(jew. o. P.) aufgeführt wird. Die Jahresangabe „1963“ bei BROMMER (s.o.) S. 78, Anm. 3, ist falsch, und der bei BROMMER (s.o.), S. 59, nicht berücksichtigte Posten Nr. 5 bezieht sich auf einen Juchart Reben und Ackerland außerhalb des Dorfes *auf den hewißen stich*).

⁹² So findet sich – um nur ein interessantes Beispiel ins Feld zu führen – in einem am 23.7.1907 in „Crawford House“, New Hampshire, abgefassten vierseitigen Brief Jean Paul Selingers an Marie (Smithsonian Archives [wie Anm. 4]) eine längere Textpassage mit Hinweisen zum illustren Schauspielerehepaar (seit 1894!) John Craig (1868-1932) und Mary Young (1879-1971), das offensichtlich abends zuvor mit dem Auto angereist war, sodann einige Stunden zusammen mit den Selingers verbracht hatte und am Morgen des 23.7. das Studio der beiden Künstler durch einen Besuch beehrte, bevor es dann in Richtung Bethlelem (Grafton County, New Hampshire) weiterreiste. Dass Jean Paul Selinger über nähere Kenntnisse zum beruflichen Wirken seiner beiden Bekannten verfügte, zeigt unter anderem der im gleichen Brief platzierte Hinweis auf deren Rolle als *the leading actors of the Castle Sq[ua]re Theatre*, das sich in Selingers Heimatstadt Boston (South End, Ecke Arlington und Tremont Street) lokalisieren lässt. Hierzu siehe neuerdings wieder HOPE J. SHANNON: *Legendary Locals of Boston's South End Massachusetts*,



Abb. 10 Jean Paul Selinger und seine Nichte Marie, um 1905 (aus: VOGEL [wie Anm. 37], S. 141; Aufbewahrungsort der Fotografie unbekannt).

Charleston/South Carolina 2014, S. 57 (mit Abb. und einem Hinweis auf Mary Youngs spätere Auftritte in Vincente Minellis [1903-1986] bis heute bekannt gebliebenem Musicalfilm „An American in Paris“ [„Ein Amerikaner in Paris“, 1951, mit Gene Kelly u.a.], die vermutlich den Höhepunkt ihrer langen und abwechslungsreichen Filmkarriere darstellten). Übrigens war das Schauspielertduo Young/Craig im Sommer 1907 vermutlich zusammen mit den Kindern unterwegs, schreibt Selinger doch seiner Nichte Marie (ebd.): *They [sc. Young und Craig] are both young and good looking and have two charming blonde boys.*

platzierte.⁹³ Die „Entschlüsselung“ dieser leider aufgrund des privaten Charakters der besagten Zeilen häufig nahezu unverständlichen Informationen könnte weitere wichtige Hinweise zu Jean Paul Selingers verwandtschaftlichem Umfeld liefern. So gesehen, kann der vorliegende Beitrag lediglich eine erste Etappe markieren, anhand eines relativ gut dokumentierten exemplarischen Falles die Amerika-Auswanderung des 19. Jahrhunderts einem winzigen Mosaikstein vergleichbar bruchstückhaft aufzuhellen.

⁹³ Die Deutung dieser häufig in die erhaltenen Briefe eingestreuten Hinweise bleibt letztlich mit erheblichen Unsicherheiten behaftet. Beispielsweise ist die bereits erwähnte (s.o. mit Anm. 42) Schwester Jean Pauls namens *Mary A.*, die im Census-Dokument des Jahres 1870 als vierjährige Tochter des Klemens Selinger aufgeführt wird, mit großer Wahrscheinlichkeit mit einer in mehreren Briefen des Malers als *Sister Agnes* o.ä. erwähnten Person gleichzusetzen, die am 16.2.1866 in Boston zur Welt gekommen war und am 18.11.1891 in Scituate, Providence, Rhode Island, einen Frank Roberts Parsons (1863-1944, Sohn des Phineas L. Parsons und der Helen A. Bronson) ehelichte. Letzte Sicherheit könnte allerdings nur eine minutiöse und umfassende Auswertung der in den USA aufbewahrten amtlichen Unterlagen liefern. Die soeben vorgenommene Identifizierung der besagten Person beruht hingegen auf dem Internetportal www.familysearch.org, das nicht selten fehlerhafte und teilweise widersprüchliche Resultate zu erkennen gibt. Briefe Jean Paul Selingers mit Hinweisen zu Agnes: Smithsonian Archives (wie Anm. 4), 19.7. [o. J.; der Ausdrucksweise des Schreibers nach zu urteilen wohl relativ früh entstanden] (mit Bezugnahme auf einen Besuch von Jean Pauls Nichte Marie bei *Sister Agnes*); ebd., 8.7.1906; ebd., 29.7.1906 (mit Bezugnahme auf einen Besuch von Marie bei *Sister Agnes* und *Uncle Frank* [Roberts Parsons?]); ebd., 5.8.1906 (mit Erwähnung von Marie Selingers *sister Dorel*, die möglicherweise mit einer um 1893 geborenen Dorothy Selinger gleichzusetzen ist); ebd., 12.7.1908? (Zuordnung unsicher; mit Erwähnung einer *Dorel* [möglicherweise identisch mit der bereits am 5.8.1906 genannten Schwester Marie Selingers]); ebd., 27.7.1908 (mit Hinweis auf [namentlich nicht genannte] Eltern Jean Pauls); ebd., 20.8.1908 (im Kontext einer Erwähnung eines gewissen *Frank* [sc. Frank Roberts Parsons?]); ebd., 3.9.1908 (mit Grüßen u.a. an *Dorel*); ebd., 20.4.1909 (gemäß Briefkopf in einer „28 Mawney Street“ [wohl eine Wohnadresse in East Greenwich (Kent County, Rhode Island) südwestlich von Boston] adressiert, wobei der Kontext auf einen Erholungs- oder Pflegeaufenthalt des wohl bereits ernsthaft an Krebs erkrankten Jean Paul bei *sister Agnes* hindeutet; wiederum mit Erwähnung einer *Dorel*); ebd., 23.4.1909 (vermutlich im gleichen Kontext anzusiedeln, mit Erwähnung eines Frank und einer *Dorel*); ebd., 25.4.1909 (vermutlich im gleichen Kontext anzusiedeln, mit Erwähnung eines Frank); 6.9.1909 (auf Papier mit gedrucktem Briefkopf geschrieben, der auf *Crawford House* in den *White Mountains N. H.* verweist). Der letzte, nur fünf Tage vor Selingers Tod (11.9.1909) abgefasste Brief ist insofern von besonderem Interesse, als darin mehrfach auf Verwandte Bezug genommen wird, deren Familienname in der Schreibform *Kleh* erscheint. Möglicherweise ist eine *Aunt Kleh* („Tante Kleh“), die von Selinger in dem besagten Schreiben als Korrespondenzpartnerin erwähnt wird, mit einer in Boston geborenen und am 14.11.1910 im Alter von 72 Jahren verstorbenen *Mary Cleh* identisch, die sich über das Internetportal www.familysearch.org als Schwester der Mutter von Agnes (und somit auch von Jean Paul) fassen lässt. Der Umstand, dass der Mädchenname dieser Tante *Kleh/Cleh* gemäß ebd. wohl *Exnor*, *Eschner*, *Echsner* o.ä. lautete, deutet darauf hin, dass Jean Pauls Mutter und *Aunt Mary* leibliche Schwestern gewesen sein könnten. Da als Vater der genannten Tante Mary gemäß ebd. ein aus Deutschland stammender *John Echsner* belegt ist, wäre hier unter Umständen Jean Pauls (aus Bayern stammender) Großvater mütterlicherseits greifbar. Eine personengeschichtliche Anfrage beim Bayerischen Hauptstaatsarchiv München (November 2015) führte allerdings zu keinerlei positiven Resultaten.

Die „Englische Colonie“ in Freiburg

Von
ULRICH P. ECKER

Three Cheers for the Prince and the Princess! Mit diesen Worten forderte am 15. März 1894 Colonel Henry Bradley Roberts die bei der Grundsteinlegung für die neue englische Kirche in Freiburg versammelte Festgemeinde zu Hochrufen auf den anwesenden Erbgroßherzog von Baden und seine Gemahlin auf. Zuvor hatte die Erbgroßherzogin den zur Einsetzung bereitliegenden Grundstein mittels einer silbernen Maurerkelle mit Mörtel bestrichen, während ihr Ehemann, der spätere Großherzog Friedrich II., in – wie wohl vermerkt wurde – makellosem Englisch die Worte sprach: *In the faith of Jesus Christ we lay this stone, in the name of God the Father, God the Son and God the Holy Ghost.* Die Stadt Freiburg wurde bei diesem Event durch Bürgermeister Thoma repräsentiert.¹

Colonel Henry Bradley Roberts, der die Hochrufe veranlasst hatte, war für diese Rolle bei den Feierlichkeiten sozusagen prädestiniert. Als pensionierter Oberst der britischen Marineartillerie und Veteran des Krimkrieges hatte er wohl die Statur und Stimme dazu. In Freiburg war Bradley Roberts, der mit der Bankierstochter Augusta Gillman aus Portsmouth verheiratet war und 10 Kinder hatte, Betreiber einer privaten Militärkadettenanstalt, die in den Häusern Dreisamstr. 1-5 angesiedelt war.² Es gibt übrigens Hinweise darauf, dass er beziehungsweise seine Zöglinge Anteil an der Einführung des Fußballspiels in Freiburg haben. Das neue Ballspiel, bei dem sich seine Schüler auf dem Messplatz und einem von ihm gepachteten Sportplatz „auf dem Nägelesee“ in der Oberwiehre tummelten, fand offenbar großes Interesse bei den Freiburger Jugendlichen, die es bald nachahmten. In der Festschrift „55 Jahre Freiburger Fußballclub 1897-1952“ berichtet Ernst Helbling, wie er als Schüler der Lessingschule mit seinen Kameraden nach dem Unterricht zum sogenannten „Engländerplatz“ an der Schwarzwaldstraße rannte, um dort 30 bis 40 Burschen aus Bradley Roberts’ Institut beim Fußball- oder Rugbyspielen zuzusehen.³

Bradley Roberts hatte eine führende Position in der anglikanischen Kirchengemeinde Freiburgs inne. 1895 vertrat er sie als *Lay Delegate* bei einer Diözesankonferenz in London. Bischof Wilkinson, der sich 1883 bei einem Besuch Freiburgs von ihm die Stadt zeigen ließ, bezeichnete ihn später einmal als den *Army Crammer*, also den „Armee-Pauker“, von Freiburg.⁴ Nach seinem Tode veranlasste seine Tochter und Erbin Isabella Adams, die nicht in Freiburg lebte, die Versteigerung der zur Kadettenanstalt gehörigen Häuser an der Dreisamstraße.

Das 1894 errichtete Gotteshaus der anglikanischen Kirchengemeinde in Freiburg, das den Namen „Saint George and Saint Boniface“ erhielt, steht noch (Abb. 1). Es befindet sich in der Wiehre an der Einmündung von Turnsee- und Brombergstraße in die Urachstraße. Inzwischen

¹ Dieser Beitrag ist die Niederschrift eines Vortrages, der am 7. März 2016 in der „Stube“ des Breisgau-Geschichtsvereins im Historischen Kaufhaus zu Freiburg gehalten wurde. Zur Geschichte der anglikanischen Kirchengemeinde in Freiburg siehe vor allem: PAUL SCHNIEWIND: *Anglicans in Germany*, Freiburg 1988.

² Stadtarchiv Freiburg (StadtAF), H 19526 und H 17016 sowie Grundbuch Bd. 57, Eintrag Nr. 47 vom 21.09.1876, und Grundbuch Bd. 67, Eintrag Nr. 333 vom 14.10.1884.

³ PETER FÄSSLER: „Wer damals Fußball spielte, galt schon fast als Landesverräter“, in: *Badische Zeitung* vom 02.11.1992; ERNST HELBLING: Ein geschichtlicher Rückblick. Englische Schüler brachten den Fußballsport nach Freiburg, in: *55 Jahre Freiburger Fußballclub 1897-1952*, S. 9-43, hier S. 9.

⁴ SCHNIEWIND (wie Anm. 1), S. 103 und 106.

gehört es allerdings längst nicht mehr den Anglikanern. Eigentümer der kleinen Kirche, die ca. 150 bis 200 Personen Platz bietet, sind nun – und zwar schon seit über 50 Jahren – die Adventisten. Doch immer noch erinnert ein in die Fassade beim Portal eingemauerter Gedenkstein in englischer Sprache an die ursprünglichen Bauherren und Inhaber.

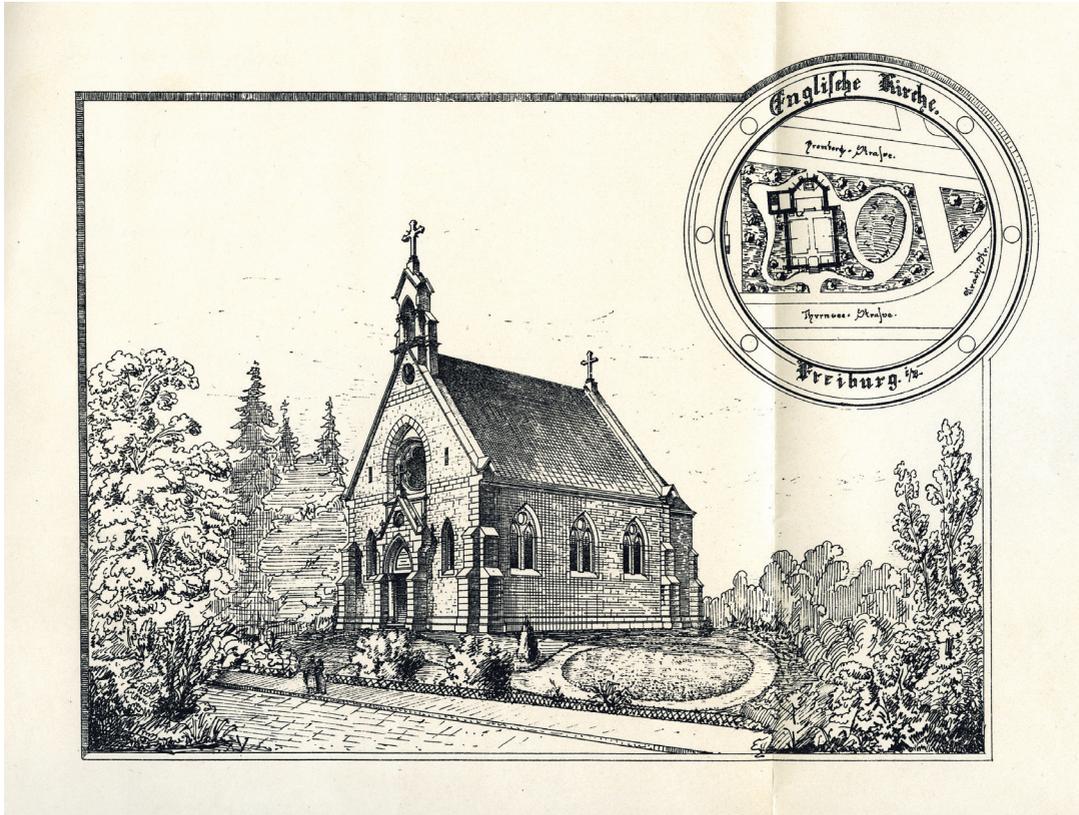


Abb. 1 Das 1894 errichtete Gotteshaus der anglikanischen Kirchengemeinde in Freiburg (StadtAF, C3/20/1).

Dies soll nun keine Abhandlung über die anglikanische Kirchengemeinde in Freiburg sein, doch spielte – und spielt immer noch – diese Gemeinde eine gewichtige Rolle in der englischsprachigen *Community* der Stadt und des Umlands. Außerdem sagt allein die Tatsache ihrer Existenz am Ende des 19. Jahrhunderts schon etwas über Umfang, Ansehen und Gewicht der „Englischen Colonie“ im Freiburg zu jener Zeit aus. Der Begriff „Englische Colonie“ ist übrigens keine Erfindung des Autors, sondern ist dem Titel einer Akte im Stadtarchiv entnommen.⁵ Er ist insofern etwas irreführend, als darunter auch Schotten, Waliser, Amerikaner und sonstige Englischsprecher subsumiert wurden. Und die fanden sich – ob sie nun der *Church of England* angehörten oder nicht – in der anglikanischen Kirchengemeinde zusammen, weil dort in ihrer Sprache Gottesdienst gehalten wurde.

⁵ StadtAF, C3/20/1 *Den Neubau einer Kirche für die englische Colonie an der Thurnsee-, Bromberg- und Urachstraße und die unentgeltliche Abgabe eines dazu nötigen Bauplatzes betreffend.*

Spätestens seit 1867 wurden von der zuständigen Kirchenleitung in London Chaplains, also Geistliche, zum anglikanischen Gottesdienst in Freiburg bestimmt. Die Gottesdienste fanden zunächst im Versammlungsraum des großherzoglichen Bezirksamts statt.⁶ Zum Jahrhundertende hin aber war die Gemeinde, die von der *Society for the Propagation of the Gospel in Foreign Parts*, einer Art Missionsgesellschaft, finanziell unterstützt und rechtlich vertreten wurde, so stark angewachsen beziehungsweise hatte sie so starken Zulauf von englischsprachigen Freiburgbesuchern, dass an den Bau einer eigenen Kirche gedacht werden konnte. Überdies hatte das Bezirksamt Eigenbedarf für den Versammlungsraum angemeldet. Bereits 1888 hatte eine Delegation der Kirchengemeinde, zu der auch wieder der schon erwähnte Bradley Roberts gehörte, im Rathaus vorgeschlagen, das Bauvorhaben vorgetragen und dabei durchaus wohlwollenden Zuspruch erfahren.⁷ Doch erst 1893 war es soweit: Die Stadt stellte der Gemeinde zwischen Turnsee-, Bromberg- und Urachstraße ein 1.230 Quadratmeter großes Grundstück zur Verfügung. Dieses blieb zwar Eigentum der Stadt wurde aber zur – wie es heißt – *unwiderruflichen Benutzung als Kirchenbauplatz* überlassen. Interessant sind die einleitenden Worte dazu in der entsprechenden „Bürgerausschussvorlage“. Dort wird der Entschluss zum Kirchenbau als *erfreuliches Zeichen* dafür begrüßt, *dass die englische Kolonie sich in Freiburg auch für die Zukunft heimisch fühle*. Darum habe man beschlossen, *ihr als Ausdruck der Sympathie der Stadt Freiburg und als Anerkennung dafür, dass die Angehörigen der englischen Gemeinde sich jederzeit als Freund der Stadt und Förderer ihrer gemeinnützigen Bestrebungen gezeigt haben, den Bauplatz für die englische Kirche als Geschenk anzubieten*. Das Benutzungsrecht am Bauplatz sollte nur aufhören und *derselbe frei an die Stadt zurückfallen, falls die englische Kirche entfernt oder für einen anderen Zweck bestimmt werden sollte*. Einstimmig hieß der Gemeinderat die Übertragung des Platzes an die Kirchengemeinde gut.⁸

Der Standort der neuen Kirche, die nach Plänen des Freiburger Architekten Bauer von der Baufirma Walther, Jakobson & Co. in rotem Sandstein und neogotischen Formen errichtet wurde, war gut gewählt. Er lag inmitten einer Wohngegend, die auch von britischen Freiburgern bevorzugt wurde, und unweit des Hotels „Bellevue“ an der Ecke Günterstal-/Prinz-Eugen-Straße, in dem gerne Reisende von der Insel und Amerikaner bei Besuchen der Stadt abstiegen (Abb. 2). Im Juni 1890 hätte man dort beispielsweise Bekanntschaft machen können mit Miss Whitty, Mrs. Mockler, dem Ehepaar Bossley-Thomas, Mr. Gater und Mr. Legatt aus England, mit Arthus Fairbanks, Mrs. Kratz und Stewart Lee aus den Vereinigten Staaten sowie mit Mrs. Mercer samt ihrer achtköpfigen Familie aus Australien. Aber mit so vielen ausländischen Gästen war das „Bellevue“ durchaus keine Ausnahme. Wenn man die Fremdenlisten der Freiburger Hotels 1890 und 1891 durchschaut, dann wimmelt es dort geradezu von britischen, nordamerikanischen und australischen Besuchern.⁹

Ein interessanter Fall im Zusammenhang mit dem „Bellevue“ ist jener der Amerikanerin Clothilde Kate Brewster (1874-1937), die wohl eine der ersten Architektinnen überhaupt war. 1895 nahmen ihre Eltern, die eigentlich in Rom lebten, bei einem Freiburgbesuch im Hotel „Bellevue“ Quartier. Die Eltern, das waren der Schriftsteller Henry Bennet Brewster (1850-1908), der Dramen und philosophische Texte verfasste, und seine Ehefrau Julia, eine gebore-

⁶ Ebd., Schreiben der großherzoglichen Domänenverwaltung vom 16.04.1893.

⁷ StadtAF, C2/5/7 *Erbauung einer Kirche für die englische Kolonie*, 1888-1892.

⁸ StadtAF, C3/20/1 und Bürgerausschussvorlage vom 30.11.1893.

⁹ Freiburger Fremdenblatt und Vergnügungsanzeiger, hg. von der Städtischen Commission zur Förderung des Fremdenverkehrs, Nr. 1 vom 04.06.1890. 1921 wurde das Hotel „Bellevue“ vom Franziskanerorden gekauft, der es noch heute als Kloster nutzt, MANFRED GALLO: *Wie aus dem Hotel ein Kloster wurde*, in: *Badische Zeitung*, 04.07.2011.

Von der Alpenbegeisterung zeugen beispielsweise die Gründung eines eigenen „Alpine Club“ der Briten in London 1857, der sich die Eroberung der letzten noch unbestiegenen Gipfeln in der Schweiz zum Ziel setzte, und – nicht zu vergessen – der Tod von Conan DoYLES Romanfigur „Sherlock Holmes“ in den Reichenbach-Wasserfällen bei Meiringen in der Schweiz. Gleichzeitig sprach sich auch die Schönheit des malerischen Mittelrheintals bei den Inselbewohnern herum. In den 20er-Jahren des 19. Jahrhunderts sollen Briten jährlich zu Tausenden ins Rheinland getourt sein. Dichter und Maler der Romantik trugen zur Verbreitung von Bildern dieser vermeintlichen Ideallandschaft bei. So stellte zum Beispiel Lord Byron das Rheintal in seinem Gedicht „Castled Crag of Drachenfels“ als Seelenlandschaft der Träume dar und William Turner, der 1817 seine erste Rheinreise machte, malte den Loreley-Felsen. 1832 erschien in England eine ganze Druckgraphikserie unter dem Titel „68 Views of the Rhine“. Die Briten hatten also durchaus beträchtlichen Anteil an der Entwicklung des modernen Rheintourismus. Als 2014/2015 im Siebengebirgsmuseum von Königswinter eine Ausstellung darüber stattfand, wurde mit deren Titel „Sind Briten hier?“ auf Goethes Faust (II,2) Bezug genommen, wo Mephisto rät mit den Worten: „Sie reisen sonst soviel, Schlachtfeldern nachspüren, Wasserfällen, gestürzten Mauern, klassisch dumpfen Stellen. Das wär hier für sie ein würdig Ziel.“

Freiburg lag sozusagen an der Strecke zwischen Mittelrheintal und Alpenwelt, mit dem schönen Schwarzwald im Rücken und Thermalquellen, deren Heilkraft gerühmt wurde, nahebei. Die Breisgaumetropole war durchaus ein eigenständiges Reiseziel und ihre Entwicklung zur Verwaltungs-, Universitäts- und Fremdenverkehrsstadt mit ansprechenden kulturellem Angebot machte sie ebenso wie ihr mildes, den diesbezüglich Kummer gewohnten Briten wohl fast schon mediterran anmutendes Klima zu einem reizvollen Aufenthaltsort – vorübergehend oder auch dauerhaft. Heinrich Schreiber hat sich in seinem 1825 erschienenen Büchlein „Freiburg im Breisgau mit seinen Umgebungen“ auch über die Attraktivität seiner Stadt für Fremde ausgelassen. So schrieb er: „Theils die immer mehr bekannt werdenden lieblichen Umgebungen von Freiburg und der köstliche Naturgenuß, theils die gesellschaftlichen Vergnügungen jeder Art, verbunden mit einer Wohlfeilheit der Lebensmittel, haben von jeher viele Fremde in der Hauptstadt des Breisgaus versammelt. Man kann annehmen, daß sich ihre Zahl gegenwärtig über dritthalbhundert Familien beläuft, wovon manche schon längere Zeit hier verweilen [...]. Mit geringer Vorsicht entgeht man den Einflüssen des Klimas, das hier, trotz der häufigen Temperaturänderung, nichts weniger als ungesund, vielmehr von heilsamer Wirkung ist. Man hat Beispiele genug von Fremden, welche mit zerrüttetem Körper nach Freiburg kamen, und bewundernswert schnelle Fortschritte zu ihrer Herstellung machten.“¹²

Natürlich waren diese Fremden nicht alle Briten, aber die waren zahlreich darunter, wie wir noch sehen werden. Die Gesamtzahl der Mitglieder der „Englischen Colonie“ in Freiburg zu bestimmen, ist freilich schwer. Erst zum Jahrhundertende hin kann man etwas klarer sehen. Eine Statistik gibt es zwar nicht, aber einen Anhaltspunkt mag die Auflagenhöhe des „Parish Register“ („Nachrichtenblatt der Gemeinde“) der anglikanischen Kirchengemeinde von 1898 geben.¹³ Danach dürften die Anglikaner etwa 200 Gottesdienstteilnehmer gehabt haben. Leider präsentiert auch eine Werbeanzeige der Stadt Freiburg im „Freiburger Fremdenblatt und Vergnügungsanzeiger“ von 1890 keine genaue Zahl, aber immerhin werden die Briten ausdrücklich genannt, wenn es dort heißt: „Seit einem Decennium haben sich gegen 1000 Familien aus Norddeutschland, England, Frankreich, Amerika etc. hier niedergelassen und ihre Villegiaturen

¹² HEINRICH SCHREIBER: Freiburg im Breisgau mit seinen Umgebungen. Geschichte und Beschreibung, Freiburg 1825, S. 171f.

¹³ SCHNIEWIND (wie Anm. 1), S. 107.

hier aufgeschlagen. Der Zuzug ist stets im Steigen begriffen.¹⁴ Exakter wird es dann in einer ersten statistischen Erhebung des Ausländeranteils an der Freiburger Stadtbevölkerung 1905. Dort werden bei rund 76.000 Einwohnern die Zahl der Briten mit 62 Männern und 107 Frauen und die der Nordamerikaner mit 62 Männern und 67 Frauen angegeben.¹⁵

Spuren dieser Briten, die entweder nur kurzzeitig als Touristen oder Kurgäste Freiburg und Umgebung besuchten oder aber dauerhaft, sei es nun als Sprachlehrer, Pensionäre oder Heiratsmigranten bzw. vor allem Heiratsmigrantinnen hier weilten, sind noch heute zu finden. Unter anderem vor allem auf dem Alten Friedhof an der Karlstraße. Dort wurde 1828 Susanna, die Gattin des britischen Vizeadmirals a. D. George Losack bestattet (Abb. 3). Das Paar hatte im Hause Gerberau 65 gewohnt. Sie starb ein Jahr vor ihrem Ehemann, den der Tod in Mailand ereilte. Losack hatte in seiner aktiven Zeit Schiffe der *Royal Navy* im amerikanischen Unabhängigkeitskrieg und in den napoleonischen Kriegen befehligt sowie am Kap der guten Hoffnung gegen die Holländer gefochten. Dort am Kap hatte er 1796 an Bord seines Schiffes „Jupiter“ auch seine Frau Susanna, geb. Story, geheiratet. Was die beiden 1827/28 nach Freiburg führte, ist unbekannt, doch war wohl ein längerer Aufenthalt geplant, denn die Namen des Paares erscheinen im gedruckten Adressbuch jenes Jahres unter den Einwohnern.¹⁶

Auf dem Alten Friedhof befindet sich auch das Kindergrab von Anne Livingstone Power. Nur sieben Jahre alt war das Mädchen, als es 1856 in Freiburg starb. Es war eine Tochter des britischen Gouverneurs auf der Karibikinsel St. Lucia, dem sein Arzt eine Kur in Freiburg verordnet hatte. Während dieses Kuraufenthaltes wohnte die Familie im Merian-Sautierschen-Haus bei der Karlskaserne am Eingang zur heutigen Habsburgerstraße. Ingrid Kühbacher, der Chronistin des Alten Friedhofs, ist es gelungen, herauszufinden, dass eine Schwester der kleinen Anne später in die Familie von Kageneck eingeheiratet hat, und über den Grafen von Kageneck hat sie auch erfahren, wie das Kind angeblich zu Tode kam. Es soll nämlich in ein Bächle gefallen sein und sich dabei eine Lungenentzündung geholt haben, die es nicht überlebte.¹⁷

Ein Grabstein auf dem Alten Friedhof erinnert an Edmund Junius Hardcastle, Hauptmann im 53. Regiment der bengalischen Eingeborenen-Infanterie, der auch *Assistant to the Governor General's Political Agent in Rajpootna* war (Abb. 4).¹⁸ Er verschied 1858 nur 33 Jahre alt in Freiburg, als er auf Krankheitsurlaub aus Indien nach Europa zurückkehrte. So steht es jedenfalls auf seinem Grabstein: *only three months after his return to Europe on sick leave from India*. Hardcastle, ein Sohn von Nathaniel und Elizabeth Augusta Hardcastle aus Brighton, gehörte offenbar einer vornehmen Familie an, die immerhin in Burke's Verzeichnis der *Landed Gentry* in Großbritannien und Irland aufgeführt wird. Offenbar ist Edmund Junius von seinem Bruder Joseph auf der Reise begleitet worden, denn der erschien bereits am Tage nach dem Todesfall als Mitunterzeichner eines notariellen Protokolls in Freiburg.¹⁹

Eine Militärkarriere in Indien bereits hinter sich hatte Major General Charles Henry Hall, der 1895 im Alter von 67 Jahren in Freiburg, Günterstalstr. 4, sein Leben beschloss. Begraben

¹⁴ Siehe Anm. 9.

¹⁵ Städtisches Statistisches Amt im Auftrage des Stadtrats: Beiträge zur Statistik der Stadt Freiburg im Breisgau, Bd. 3: Die Freiburger Bevölkerung nach Gebürtigkeit, Altersgruppen, Familienstand und Haushaltungen, bearb. von JOSEPH EHRLER, Freiburg 1909, S. 9.

¹⁶ HANS O. PELSER: Ein englisches Grab in Freiburg. Versuch einer Rekonstruktion, in: Schau-ins-Land 110 (1991), S. 127-136; Nachruf (*Obituary*) in: The Gentleman's Magazine Bd. 146, London 1829.

¹⁷ INGRID KÜHBACHER: Sie lebten in Freiburg. Erinnerungen beim Gang über den Alten Friedhof, Freiburg 1987, S. 45.

¹⁸ Ebd., S. 46.

¹⁹ StadtAF, H 7968.



Abb. 3 Grabstein auf dem Alten Friedhof der 1828 verstorbenen Susanna Losack, Gattin des britischen Vizeadmirals a. D. George Losack (Foto: Corinna Zimmer).

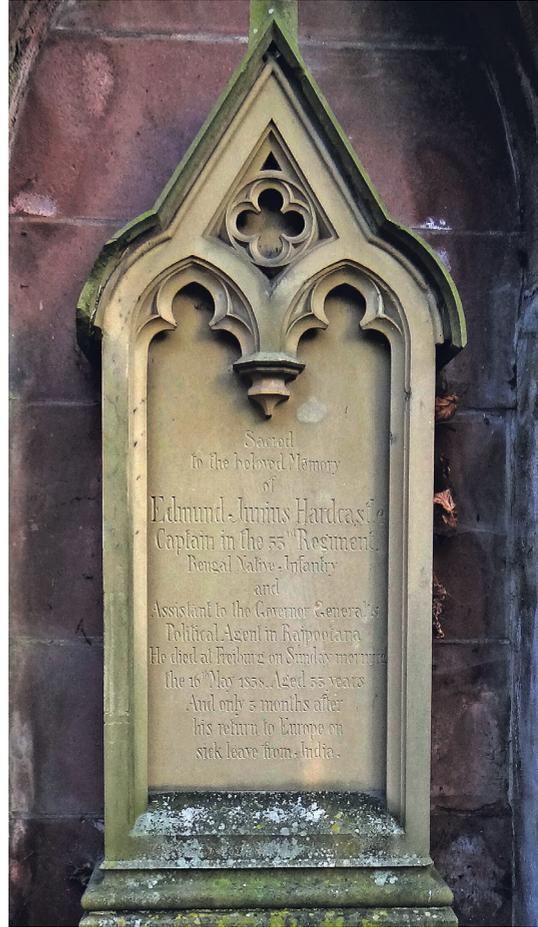


Abb. 4 Grabstein auf dem Alten Friedhof des 1858 verstorbenen Edmund Junius Hardcastle, Hauptmann im 53. Regiment der bengalischen Eingeborenen-Infanterie (Foto: Corinna Zimmer).

wurde er in Heidelberg an der Seite seiner Mutter, der bayrischen Baronesse Leopoldine von Weichs. Er war der Sohn eines britischen Gesandten am Hofe des Königs von Württemberg.²⁰ Hall war in seiner aktiven Zeit Offizier im *Bengal Staff Corps* gewesen, einer 1861 formierten Einheit der *British Indian Army*, die Führungspersonal für indische Regimenter stellte. Ein Blick ins Internet macht deutlich, dass Hall zu einer Familie gehörte, die über Generationen hohe Militärs hervorgebracht hatte und in Adelsfamilien mit Parlamentssitzen einheirate-

²⁰ StadtAF, H 17440; ebd., Sterberegister 1895, Bd. 2, Eintrag Nr. 864; ebd., D.Fra.I.1, Bd. 2, Nr. 805; Freiburger Adresskalender 1898. Hall hatte sich 1891 bei der Stadt Freiburg dafür eingesetzt, den Kaufhausaal oder die Festhalle für ein Benefizkonzert zugunsten des Baus einer englischen Kirche zu bekommen (StadtAF, C2/5/7).

te. Seine Witwe Elize Eleonora Goodwyn Hall war eine geborene Goldney, verwandt mit Sir Gabriel Goldney, der 1880 als *Baronet of Beechfield and Bradenstoke Abbey* sowie *Member of Parliament* vorkommt.²¹

Nur 43 Jahre alt war John Bolton, als er 1873 in Freiburg starb, wo er mit seiner Frau in der Schwarzwaldstr. 36 gewohnt hatte. Bolton war zuvor Pfarrer zu Swyre bei Bridport in der Grafschaft Dorset gewesen, wo er ein Jahresgehalt von 160 Pfund vom Herzog von Bedford bezog.²² Kein Wunder, denn *the whole parish was owned by the Duke of Bedford who was the sole landowner!* Bolton hinterließ seine Witwe Emma Torrest, geb. Usherwood, mit der er vier Kinder hatte. Darunter war auch ein Sohn John, dessen Tod am 10. Mai 1902 im „South Africa Magazine“ gemeldet und der dabei als *Member of the Royal College of Surgeons and Licentiate of the Royal College of Physicians* bezeichnet wurde. Emma Bolton blieb übrigens in Freiburg. Bis 1877 ist sie als Mieterin im Hause des Arztes Dr. Böhringer in der Talstr. 36 nachweisbar. Böhringer hatte ihr auch beim Tode ihres Mannes als Übersetzer bei den fälligen Behördengängen zur Seite gestanden.

Ein weiterer Fall britischer Präsenz in Freiburg ergibt sich aus der Geschichte des Eckhauses Wilhelm-/Faulerstraße, das 1866/67 errichtet wurde. Es wurde als „Villa Malcolm“ oder „Villa Eskdale“ bezeichnet und existiert noch. Bauherr war, wie es im Grundbuch heißt, ein *George John Malcolm, schottischer Gentleman zu Eskdale in der Grafschaft Dumfries in Schottland*.²³ Seine Witwe Sophie, eine Deutsche aus Höllstein, starb 1927. Ihre drei in Freiburg zwischen 1877 und 1882 geborenen Kinder meldeten sich alle nach Indien und England ab.

Herausragende, wenn auch nicht britische Mitglieder der englischsprachigen „Community“ Freiburgs waren der Yale-Absolvent Ernest Theophilus Liefeld und seine Frau aus New Haven in Connecticut, die mit ihren Kindern in der Eisenbahnstr. 66 wohnten. Liefeld war 1897 durch Präsident McKinley zum Konsul der Vereinigten Staaten von Amerika in Freiburg ernannt worden. Es war Liefeld, der beim Tode des amerikanischen Dichters Stephen Crane in Badenweiler am 5. Juni 1900 eingeschaltet wurde und der den Sarg mit den sterblichen Überresten des Literaten nach Calais zur Einschiffung in die USA begleitete. Das Freiburger Konsulat wurde 1908 im Rahmen einer Neuordnung der amerikanischen Diplomatie sehr zum Missvergnügen der Liefelds, die einen freundschaftlichen Kontakt zu Oberbürgermeister Winterer pflegten, aufgehoben. Winterer setzte für Theophilus Liefeld sogar ein Empfehlungsschreiben zur Bewerbung um weitere Verwendung im diplomatischen Dienst auf. Zwei Jahre nach der Aufhebung des Konsulats in Freiburg veröffentlichte Liefeld ein Buch mit dem Titel „Faces and Phases of German Life“.²⁴

Und wenn wir schon einmal bei den amerikanischen Literaten sind, dann soll an dieser Stelle auch der Kriminalromanautor Raymond Chandler erwähnt werden (Abb. 5). Der 1888 in Chicago geborene Chandler, u.a. Verfasser von „The Big Sleep“ und „The High Window“ sowie Erfinder der Romanfigur bzw. des Privatdetektivs Philipp Marlowe, hielt sich 1906 kurzzeitig in Freiburg auf, wo er sich im Bleicheweg 1, also in der Oberau unweit der Knopfhäusle-Siedlung eingemietet hatte. Grund seines Aufenthaltes in Freiburg waren deutsche Sprachstudien im Zusammenhang mit seinem Plan, in den britischen Staatsdienst einzutreten. Er hatte inzwischen die britische Staatsangehörigkeit erworben und lebte in England.²⁵

²¹ https://en.wikipedia.org/wiki/Sir_Gabriel_Goldney,_1st_Baronet (17.02.2017)

²² StadtAF, H 11896.

²³ StadtAF, H 14643, sowie ebd., Grundbuch Bd. 43, Eintrag vom 04.03.1865, und Grundbuch Nr. 47, Eintrag vom 04.01.1869. Diese Familie Malcolm gibt es noch, wie mir Dr. Tom Scott von der Universität St. Andrews dankenswerterweise mitteilte.

²⁴ StadtAF, C3/392/07 *Geschäftsverkehr mit den Vereinigten Staaten*, 1901-1916.

²⁵ StadtAF, Einwohnermeldekartei; https://de.wikipedia.org/wiki/Raymond_Chandler (23.01.2017).



Abb. 5

Der US-amerikanische und kurzzeitig in Freiburg wohnhafte Schriftsteller Raymond Chandler (Foto: www.welt.de).

Damit sind wir zurück bei den Briten. Ein herausragendes Mitglied der „Englischen Colonie“ war der Architekt und Kunsthistoriker William Barnard Clarke. Auch er ist auf dem Alten Friedhof bestattet. Interessant ist in seinem Falle, wie es zur Verbindung mit Freiburg kam. Dr. Bader, ein Sohn des Wirts im Gasthaus „Zum Schiff“ hatte sich an der Revolution 1848 beteiligt und musste, als nach deren Niederschlagung das Strafgericht begann, um diesem zu entgehen, das Land verlassen. Er floh nach England, ließ sich dort als Arzt nieder und heiratete – und zwar die Schwester von William Barnard Clarke. Diesem, seinem nunmehrigen Schwager, verkaufte Bader ein ihm gehöriges Anwesen an der Littenweilerstraße. Dorthin siedelte Clarke 1850 über und baute sich das Haus Littenweilerstr. 40a als Herrenhaus mit einer Säulenfassade um. Im Nachbarhaus Nr. 40 schuf er Räumlichkeiten zur Unterbringung seiner umfangreichen Gemäldesammlung, die er u.a. in jungen Jahren zusammengetragen hatte, als er in Italien gelebt und sich an den Ausgrabungen in Pompeji und Herculaneum beteiligt hatte. Clarkes Ehefrau Ernestine Pauline, geb. Föhrenbach, eine badische Notarstochter, überlebte ihren 1865 verstorbenen Mann noch um viele Jahre. 1896 verkaufte sie seine große Kunstsammlung an die Stadt Freiburg. Noch heute bereichert diese den Gemäldebestand des Augustinermuseums.²⁶

Die hier angerissenen Biographien zeigen, dass ein wesentlicher Teil der „Englischen Colonie“ Freiburgs aus gut betuchten und dem Adel oder großbürgerlichen Kreisen zuzurechnenden Familien stammte. Viele ließen sich als Pensionäre in Freiburg nieder. Nicht wenige waren Militärs im Ruhestand. Doch es gab auch jüngere und werktätige Briten in Freiburg. Als Sprachlehrerin zum Beispiel unterrichtete die 1883 geborene Schottin Emma Laura Cuthbert von 1903 bis 1906 am Mädchenpensionat der Schwestern Brink in der Wallstr. 10,²⁷ das übrigens auch ein Schuljahr lang von der späteren russischen Dichterin Marina Zwetajewa besucht wurde. Als Erzieher waren in den 90er-Jahren im schon erwähnten Etablissement des Colonel Bradley Roberts die Herren Arthur Adams und Vincent Charles Holland Millard tätig.²⁸ Adams und seine Frau Isabella hatten eine Tochter Ruth, die 1897 in Freiburg geboren wurde. 1922 ging die Familie nach London. Millard und seine Frau Monica meldeten sich schon 1906 nach

²⁶ KÜHBACHER (wie Anm. 17), S. 45.

²⁷ StadtAF, Einwohnermeldekartei.

²⁸ Ebd.

England ab. Finanziell sicher nicht auf Rosen gebettet waren Joseph Grimes aus Middleton in der Grafschaft Oxford, der seit 1860 in Freiburg lebte, und seine deutsche Frau Christina, geb. Herr. Die beiden wohnten in einem Mehrfamilienhaus Herrenstr. 60. Während er sich als Sprachlehrer durchbrachte, betrieb seine Frau ein Strohhutgeschäft, in das dann die Tochter Luise mit einstieg, als der Vater 1888 im Alter von 64 Jahren starb.²⁹

Weniger bedeutend scheint zumindest Ende des 19. Jahrhunderts der Anteil von Studenten an der englischsprachigen „Community“ in Freiburg gewesen zu sein. Unter den 1.143 Teilnehmern an Lehrveranstaltungen der Universität im Wintersemester 1896/97 konnten nur sieben Briten und sechs Amerikaner ermittelt werden. Die meisten von ihnen waren in den Fächern Medizin und Chemie eingeschrieben. Im Sommersemester 1900 waren unter den 1.814 Freiburger Studenten fünf Briten und 21 Amerikaner, auch hier wieder überwiegend Chemiker und Mediziner.³⁰

Ein jähes Ende fand die „Englische Colonie“ in Freiburg beim Ausbruch des Ersten Weltkriegs. Die meisten Briten verließen als nunmehrige Angehörige eines Feindstaates das Land. Die Anglikanische Kirche und das erst 1899 noch dazu gebaute Pfarrhaus wurden nicht länger benutzt und geschlossen. Der letzte Pfarrer, Reverend William Macintosh, der 1906 aus Gotha nach Freiburg versetzt worden war, wurde zunächst in einem Internierungslager bei Baden-Baden und dann in Ruhleben bei Berlin festgesetzt. Da die Kirche und das verwaiste Pfarrhaus nach einiger Zeit begannen, einen ungepflegten Eindruck zu machen und Scheiben zu Bruch gingen, schritt 1915 die Stadt ein.³¹ Bei der Suche nach einem oder einer für die Gebäudeverwaltung Verantwortlichen ermittelte man die Medizinalratswitwe Mary Jaegerschmid, geb. Clarke, die in der Erwinstraße wohnte. Sie hatte in der Tat den Schlüssel zum Pfarrhaus und gab an, schon mehrfach dort gewesen zu sein, um Gläser mit Eingemachtem zu holen und sie dem Pfarrer ins Internierungslager zu schicken. Auch hätte sie schon einen Angestellten der Stadtwerke, der zur Abholung der Gasuhr gekommen sei, ins Haus gelassen. Von Frau Jaegerschmid erfuhr die Stadtverwaltung zudem, dass der Fabrikant Paul Mez, der mit Ethel, geb. Edwards, verheiratet und bis zum Krieg ein führendes Gemeindemitglied gewesen sei, die Schlüssel zur Kirche habe. Nun konnte sich ein Kontrolleur des Stadtbauamts Zugang zu den Gebäuden verschaffen. Dabei stellte sich heraus, dass im Pfarrhaus durch Einfrieren und Platzen mehrerer Wasserrohre erhebliche Schäden eingetreten waren. In der Kirche war bis auf das Fehlen einiger Altargerätschaften, die Paul Mez in Gewahrsam genommen hatte, und bis auf die von jugendlichen Rowdies eingeworfenen Scheiben noch alles in Ordnung. Die Beseitigung der Schäden wurde veranlasst.

Im August 1917 wandte sich der Pfarrer der evangelischen Ludwigskirche an die Stadt, um für Gottesdienste im Freiburger Lager für kriegsgefangene britische Offiziere, für die er zuständig war, ein bestimmtes Kruzifix und ein Altartuch aus der anglikanischen Kirche auszuleihen. Man fand heraus, dass die gewünschten Gegenstände bei Paul Mez waren. Die Ausleihe kam nicht zustande, aber noch im September 1917 gaben in Freiburg ermittelte Gemeindemitglieder der Anglikaner ihre Zustimmung, dass Gesangbücher und Bibliothek der Gemeinde den Kriegsgefangenen zur Verfügung gestellt würden. Den entsprechenden Revers unterschrieben: Gräfin Anna Jenison, Freifrau Elisabeth von Seckendorff (geb. Jenison), Freifrau Sonia von

²⁹ StadtAF, Sterberegister 1888.

³⁰ Verzeichnis der Behörden, Lehrer, Anstalten, Beamten und Studierenden auf der Grossherzoglich Badischen Universität Freiburg. Wintersemester 1896/97, Freiburg 1896/Sommersemester 1900, Freiburg 1900.

³¹ StadtAF, C3/327/6 *Übernahme der Kirche und des Pfarrhauses der englischen Kirche in städtisches Eigentum*, 1917-1922.

Rotsmann (Witwe des Generalmajors Friedrich von Rotsmann), Adam M. Berwan, Ethel Mez, Lillian Arbenz (geb. Andrew), Mary Jaegerschmid und Hannie Kiesel.³²

Bei dem genannten Kriegsgefangenenlager handelte es sich um eine Einrichtung, in der Offiziere untergebracht waren. Es wurde erst im Mai 1917 etabliert, also relativ spät im Krieg. Eigentlich galt Freiburg den Militärs als kein besonders guter Standort für ein Kriegsgefangenenlager, da die Stadt viel zu nahe an der Front lag. Das Geschützfeuer in den Vogesen war zeitweise in der Stadt zu hören. Doch hatte die Stadt ein Interesse daran, dass solch ein Lager eingerichtet wurde, und ihrem fortdauernden Drängen wurde schließlich nachgegeben. Der Grund für das Verlangen der Stadt, das Lager zu bekommen, war keineswegs besonders ehrenwert. Ihr ging es vielmehr vor allem darum, sich vor den zunehmenden Bombenangriffen britischer und französischer Flieger zu sichern. Man glaubte, die Existenz eines solchen Lagers für kriegsgefangene Offiziere könnte die Kriegsgegner davon abhalten, weitere Luftangriffe zu starten. Die Offiziere sollten sozusagen als menschliche Schutzschilde herhalten. Dazu war es natürlich wichtig, dass in England und Frankreich auf geeignete Weise das Vorhandensein dieser Einrichtung in Freiburg bekannt gemacht wurde, möglichst so als ob es über die ganze Stadt verteilt sei. Das Lager wurde in der Alten Universität an der Bertoldstraße eingerichtet und war mit 150 Personen belegt. Die Stadt hatte das Gebäude von der Universität gemietet und es dann kostenlos dem Reich überlassen. Natürlich gab es auch ein Bewachungskommando, das im nahebei gelegenen Gasthaus „Freischütz“ kampierte. Über den Alltag der Gefangenen ist in den städtischen Akten wenig zu finden. Es wurde immerhin diskutiert, ob den Offizieren nicht unbewachte Spaziergänge in der Stadt gewährt werden sollte, wenn sie ihr Ehrenwort abgäben, keinen Fluchtversuch zu unternehmen. Einmal in der Woche, jeweils freitags zwischen acht und neun Uhr morgens, erhielten die Gefangenen jedenfalls die Gelegenheit, im städtischen Schwimmbad an der Faulerstraße zu baden.³³

Doch zurück zur englischen Kirche. Inzwischen interessierten sich mehrere kleinere Glaubensgemeinschaften, darunter vor allem die Neuapostolische Gemeinde Freiburgs, für die leer stehende Kirche und wandten sich mit Kauf- oder Mietwünschen an die Stadt. Das veranlasste diese, sich mit der Frage zu beschäftigen, wer nun eigentlich der Eigentümer des Bauwerks sei. Unzweifelhaft war, dass es auf stadteigenem Grund stand, der nur sozusagen als Dauerleihgabe zur Verfügung gestellt worden war. Die Baukosten aber hatte die anglikanische Kirchengemeinde selbst getragen. Alle Abmachungen waren mit der *Society for the Propagation of the Gospel in Foreign Parts* getroffen worden, da nach damaligem deutschem Recht die Anglikanische Kirche nicht als vertragsfähige „Rechtspersönlichkeit“ gegolten hatte. Während des Krieges wurde keine Lösung der Eigentumsfrage mehr gefunden. Als dann aber 1920 in Baden-Baden wieder eine anglikanische Kirchengemeinde eingerichtet wurde und Reverend Frank Bullock Webster sich dort niederließ, kam es zu Verhandlungen über den Verkauf des Kirchengebäudes in Freiburg an die Stadt. Im Auftrage der *Society for the Propagation of the Gospel* bot Webster der Stadtverwaltung die Kirche ohne Mobiliar für eine Summe von 115.000 Mark zum Verkauf an. Begeistert war man bei der Stadt nicht, sich in jenen Zeiten solch ein im Unterhalt teures Kirchengebäude einzuhandeln, doch gab man schließlich im Mai 1921 nach, um – wie es hieß – *Weiterungen auf diplomatischem Wege zu vermeiden*.³⁴ Ausdrücklich wurde dabei vereinbart, dass die gemalten Fenster der Kirche den Stiftern zu überlassen seien, falls diese die Herausgabe wünschten. Die Stadt vermietete die „englische Kirche“, wie sie immer noch genannt wurde, nun zunächst an die Gemeinden der Sieben-Tage-Adventisten und der

³² Ebd.

³³ StadtAF, C3/775/2 *Errichtung eines Offiziersgefangenenlagers*, 1917-1922.

³⁴ StadtAF, C4/X/16/8 *Englischer Gottesdienst*, 1930-1939.



Abb. 6 Die Petruskirche an der Lorettostraße, in der heute die anglikanische Kirchengemeinde ihre Gottesdienste abhält (Foto: © Jörgens.Mi/Wikipedia, CC-BY-SA 3.0, Wikimedia Commons).

Neuapostolischen Kirche. 1928 wurde sie dann an die Neuapostolische Kirche in Baden verkauft.³⁵ Gegenwärtig gehört sie den Adventisten.

Heute gibt es in Freiburg wieder eine sehr lebendige anglikanische Kirchengemeinde, die mit Robin Stockitt 2001 auch einen eigenen Pfarrer erhalten hat und somit nicht mehr auf die zuvor bestehende seelsorgerische Mitversorgung von Basel aus angewiesen ist. Sie hat etwa 200 Mitglieder und bringt an den Sonntagen mühelos an die 50 Teilnehmer zum englischsprachigen Gottesdienst in der zur evangelischen Landeskirche Badens gehörigen Petruskirche an der Lorettostraße zusammen (Abb. 6). Einen nicht unerheblichen Teil der Gemeinde machen neben Briten, Amerikanern und Südafrikanern in Freiburg ansässige Familien aus Zentralafrika, vor allem aus Nigeria, aus. Und immer mehr Deutsche kommen inzwischen auch zum Gottesdienst der Anglikaner, den nach dem Weggang Robin Stockitts nach Nordirland seit Dezember 2015 Reverend Christopher Parsons, ein Kanadier, hält.

³⁵ StadtAF, C4/VII/21/40 *Verkauf der englischen Kirche Thurnseestr. 59 an die neuapostolische Kirche in Baden, 1928-1935.*

Der Bildberichterstatter Karl Müller und die „Zigeunerin“

Betrachtungen zu einem Foto aus dem Zweiten Weltkrieg

Von
HEIKO HAUMANN

Bei Recherchen zu meinem Buch über das Leben einer Sintiza im Zusammenhang mit der Geschichte der Sinti¹ stieß ich im Bundesarchiv auf ein Foto von Karl Müller, dem bedeutenden Freiburger Fotografen (1901-1980).² Im Zentrum steht rechts ein freundlich, fast verlegen lächelnder deutscher Soldat, der möglicherweise gerade etwas zu seinem Gegenüber auf der linken Seite sagt. Die Frau, mit der er spricht, hält ihm ihre Hand mit einer auffordernden Geste hin. Ein Armband schmückt ihren rechten Arm. Ihre Haare sind von einem Kopftuch verdeckt, unter dem noch eine Haarlocke hervorschaut. Sie trägt ein großes, reich verziertes Schultertuch. Hinter ihr steht eine Frau mit einem gleichartigen Kopftuch. Ihr Gesicht sieht man nicht, nur einen Ohrring und ein Hals- oder Schultertuch. Rechts im Bild schaut ein Kamerad mit Brille amüsiert zu. Etwas distanziert beobachten zwei junge Frauen die Szene. Sie wirken erwartungsvoll, wie der Soldat reagieren wird. Beide sind in einer Tracht gekleidet, die sich völlig von derjenigen der Frauen am linken Bildrand unterscheidet. Im Hintergrund steht ein Bub an einer Absperrung, auf die sich links dahinter ein großer Mann stützt. Die Absperrung zieht sich rings um einen Platz herum, Verzierungen hängen von oben herunter. Handelt es sich um einen Rummelplatz? Weiter hinten sind noch Häuser zu erblicken, teilweise mit einer Beschriftung angeschrieben, die aber nicht zu entziffern ist.

Das Bundesarchiv datiert das Foto auf Sommer 1942 in Nordfrankreich (Abb. 1). Detaillierte Angaben zum Ort und zum Geschehen liegen nicht vor.³ Karl Müller war damals Angehöriger der Propagandakompanie 698. Nach einem Einsatz in Russland wurde diese im Mai 1942 nach Frankreich zur 15. Armee verlegt, bei der sie bis 1945 verblieb.⁴ Sie sicherte zwischen 1941 und 1944 in Belgien und Nordfrankreich die Kanalküste.⁵

Das Foto ist eine von 35 Aufnahmen auf einem Film.⁶ Zu sehen sind die vielfältigsten Motive – Soldaten in einem Gewölbekeller bei einer Feier, beim Ausbessern eines Daches oder bei Übungen, ein französisches Denkmal wohl zur Erinnerung an den Sieg im Ersten Weltkrieg, Kinder vor und in Häusern, eine Frau neben einem Mann mit Krücken, Marktszenen mit deutschen Soldaten. An die Umgebung des eingangs vorgestellten Fotos erinnern sie nicht. Doch dann, auf einem vorhergehenden Bild, marschiert eine deutsche Soldateneinheit die Straße einer

¹ HEIKO HAUMANN: Die Akte Zilli Reichmann. Zur Geschichte der Sinti im 20. Jahrhundert, Frankfurt a. M. 2016.

² Bundesarchiv-Bildarchiv, Bild 101I-292-1271-25A. Ich danke dem Bundesarchiv für die Unterstützung und die Genehmigung zur Reproduktion des Fotos.

³ E-Mail von Martina Caspers (Bundesarchiv-Bildarchiv) an Heiko Haumann, 26.1.2017. Das gilt auch für die übrigen Fotos des Films: E-Mail von ders. an Heiko Haumann, 23.05.2017.

⁴ Bundesarchiv-Militärarchiv, RH 45. E-Mail von Elfriede Frischmuth an Heiko Haumann, 25.1.2017.

⁵ Bundesarchiv-Militärarchiv, RH 20-15. Bei einer intensiveren Auswertung der Bestände im Bundesarchiv-Militärarchiv könnte vielleicht der Ort der hier vorgestellten Aufnahme näher bestimmt werden.

⁶ Eine Ablichtung wurde mir freundlicherweise vom Bundesarchiv-Bildarchiv zur Verfügung gestellt. Offenbar sind weitere Filme mit Aufnahmen von Karl Müller vorhanden. Zu wünschen ist eine umfassende Untersuchung.



Abb. 1 Foto von zwei „Zigeunerinnen“ und deutschen Soldaten. Aufgenommen vermutlich im Sommer 1942 in Nordfrankreich (Bundesarchiv, Bild 101I-292-1271-25A, Foto: Karl Müller).

Stadt entlang, die von großen Häusern gesäumt ist. Das nächste Bild zeigt eine Frau in Tracht, die einen Korb mit Brot und – vermutlich – Salz darbietet. Drei deutsche Soldaten stehen vor ihr, im Hintergrund betrachten mehrere Zivilpersonen das Geschehen. Es folgt das besprochene Foto – der Zusammenhang ist deutlich. Anschließend hat Karl Müller mit drei Fotos eine Großveranstaltung abgelichtet, die offensichtlich auf demselben Platz durchgeführt wurde wie die eingangs geschilderte Szene. Sichtbar ist ein großes Gebäude mit Arkadengängen – vielleicht das Rathaus –, dahinter eine Kirche. Die Vermutung, in der Nähe der Soldaten sei ein Rummelplatz aufgebaut, bestätigt sich: Die erwähnte Absperrung ist Teil eines Karussells. Auf zwei Bildern sind deutsche Soldaten stehend mit Essen beschäftigt. Sie unterhalten sich miteinander, doch um sie herum bewegen sich Einwohnerinnen und Einwohner der Stadt. Ein drittes Bild präsentiert einen Platz mit vielen Menschen, die einer Rede oder Aufführung beizuwohnen scheinen. Im Vordergrund, etwas erhöht, stehen zwei deutsche Soldaten, davon könnte einer ein Offizier sein. Bevor die Serie mit Bildern von einem Hafen und Motiven zum Fischfang fortgesetzt wird, ist eine Menschenmenge vor einer Häuserfront zu sehen. Ein Mann ragt hervor, möglicherweise ein Redner, der erhöht steht und einen Gegenstand zwischen den Fingern emporhält. Dieses Foto könnte noch zur Veranstaltung gehören. Abschließend hat Karl Müller sechs Mal einen Mann in Arbeitskleidung – wahrscheinlich einen Kameraden – fotografiert, der an einem Tisch sitzt, Pfeife raucht, einen Brief schreibt und diesen in einen Umschlag steckt.

Aus der Bildfolge mit den Szenen in der Stadt lässt sich schließen, dass eine Wehrmachtseinheit an einem Fest – darauf deutet der Rummelplatz hin – mit einem offiziellen Anlass teilnimmt

und von einer Trachtengruppe begrüßt worden ist. Durch weitere Recherchen könnten Stadt, Fest und Anlass ermittelt werden (Abb. 2 und 3). Doch mich interessiert hier die Bedeutung des Fotos, das ich ausführlich beschrieben habe.⁷ Bei den beiden Frauen, die besonders gekleidet sind, dürfte es sich um „Zigeunerinnen“ handeln, um Angehörige der Manouches. Ihre Tracht – verstanden als Kleidung einer Gruppe, die Zugehörigkeit ausdrückt –⁸ wirkt fremdartig gegenüber der Tracht derjenigen Frauen, die die Soldaten mit Brot und Salz begrüßen. Im Vergleich ähnelt sie der Kleidung, mit der eine Sintiza oder eine Romni häufig abgebildet wird.⁹ Eine Ebene des Bildes sind die Interaktionen der dargestellten Personen, eine andere die Art der Aufnahme. Welchen Blick hat Karl Müller? Was will er uns mit dem Bild sagen? Welche „Zeichen“ gehen von der Fotografie aus?



Abb. 2 und 3 Wehrmachtseinheit auf einem Fest. Ort und Anlass unbekannt. Aufnahmen aus der gleichen Serie wie das Foto der zwei „Zigeunerinnen“ (Bundesarchiv, Bild 101I-292-1271-26A und 101I-292-1271-28A, Fotos: Karl Müller).

⁷ Zur Fotoanalyse vgl. HEIKO HAUMANN: Fotografie als Quelle zur Erforschung von Lebenswelten, in: DERS.: Lebenswelten und Geschichte. Zur Theorie und Praxis der Forschung, Wien u. a. 2012, S. 133-158.

⁸ Volkstrachten in Yach und im Elztal – Spiegel der ländlichen Entwicklung, hg. vom Heimat- und Landschaftspflegeverein Yach, Ubstadt-Weiher u.a. 2014, S. 10.

⁹ Vgl. zahlreiche Abbildungen in: FRANK REUTER: Der Bann des Fremden. Die fotografische Konstruktion des „Zigeuners“, Göttingen 2014. Mit sozialkritischem Blick: JOSEF KOUDELKA: Roma. Mit einem Essay von WILL GUY, Göttingen 2011.

Karl Müller fotografiert als Teil der Propagandakompanie 698. Propagandakompanien unterstehen dem jeweiligen Armeekommando. Sie haben den Auftrag, die Aktivitäten der Truppenteile, denen sie zugeordnet sind, zu begleiten, gegebenenfalls auch das Kriegsgeschehen in Bild und Text festzuhalten sowie eine „psychologische Kriegsführung“ zu gestalten. Dabei soll die Wehrmacht in einem guten Licht erscheinen. Die Filme mit den Fotos sowie alle sonstigen Materialien gehören nicht den Fotografen, sondern stehen der militärischen Führung zur Verfügung, unterliegen der Zensur und gehen an das Propagandaministerium in Berlin, das sie gezielt verwenden kann, um die Stimmung in der Bevölkerung und die Wahrnehmung im Ausland zu beeinflussen. Von dort kommen auch Anweisungen für die Arbeit.¹⁰ Karl Müller wird das bewusst gewesen sein, als er den Auslöser seiner Kamera betätigte. Er war kein Nazi. Seine Personalpapiere als Soldat – Wehrpass, Wehrstammbuch, Personalakte – haben sich zwar nicht erhalten.¹¹ Aber auf dem Meldebogen, den er am 1. August 1947 im Rahmen seines Entnazifizierungsverfahrens ausfüllte, hat er jegliche Beziehungen zur NSDAP oder zu einer mit dieser verbundenen Organisation verneint. Vor seiner Verwendung in der Propagandakompanie ab 1941 hatte er seit 1939 im 2. Bau-Bataillon 57 gedient. Sein letzter Dienstgrad war Obergefreiter. Es wurde denn auch keine Belastung festgestellt.¹² Müller gab an, vor dem Krieg überwiegend selbstständiger Bildberichtersteller gewesen zu sein – eine Tätigkeit, die er nach Kriegsende mit Genehmigung der französischen Militärbehörden wieder aufnahm.

Auszugehen ist somit davon, dass Müller keine reinen Nazi-Propagandafotos machen wollte, sich aber auch nicht seinem Auftrag entziehen konnte. Kritische Bilder oder gar Aufnahmen von Wehrmachtsverbrechen waren keinesfalls möglich, sie hätten schwerwiegende Folgen für ihn gehabt. Darüber hinaus stand er in einer Tradition der Bildgestaltung. Er war „ursprünglich fotobesessener Bankbeamter“, bevor er als Fußball-Reporter arbeitete und sich zu einem „guten Allround-Reporter mit einem ausgezeichneten optischen Blick“ entwickelte.¹³ Gebürtig in Oeflingen bei Bad Säckingen, wohnte Müller nach Aufenthalten in Pforzheim und Berlin seit 1934 in Freiburg. Neben Fußballspielen fotografierte er gerne die schöne Schwarzwaldlandschaft und die Menschen, die dort lebten und arbeiteten. Dabei sind ihm etwa im Elztal der 1930er-Jahre berührende Bilder gelungen – Schnappschüsse und gestellte Aufnahmen von Kindern oder Frauen in Tracht, die sich in ihrer Landschaft aufhalten (Abb. 4 und 5). Die Fotos sind nicht sozialkritisch. Karl Müller will das Schöne zeigen, die Menschen sind fröhlich, sie lassen sich gern fotografieren, sie wirken stolz. Insofern haben die Bilder etwas Idyllisches. Müller wollte die Schönheiten des Schwarzwaldes und seiner Menschen vermitteln. Vermutlich hat er daran

¹⁰ Vgl. Reuter (wie Anm. 9), S. 258-261 (mit weiteren Nachweisen); DANIEL UZIEL: Propaganda, Kriegsberichterstattung und die Wehrmacht. Stellenwert und Funktion der Propagandatruppen im NS-Staat, in: Die Kamera als Waffe. Propagandabilder des Zweiten Weltkrieges, hg. von RAINER ROTHER und JUDITH PROKASKY, München 2010, S. 13-36 (auch: www.zeithistorische-forschungen.de/sites/default/files/medien/2015-2/Uziel_2010.pdf [19.7.2017]); der gesamte Band ist für ausführliche Informationen heranzuziehen.

¹¹ Mitteilung von Frau Weigand von der Deutschen Dienststelle für die Benachrichtigung der nächsten Angehörigen von Gefallenen der ehemaligen deutschen Wehrmacht (WASSt) an Heiko Haumann, 3.4.2017.

¹² Staatsarchiv Freiburg, D 180/2 Nr. 207.336. Dass Karl Müller kein Mitglied der NSDAP war, wurde überprüft und von mehreren Zeugen bestätigt. Daraufhin reihte ihn der Untersuchungsausschuss als *vom Gesetz nicht betroffen* ein. Im Bundesarchiv konnten keine Unterlagen zu Karl Müller ermittelt werden (E-Mail von Anna Kirchner an Heiko Haumann, 16.3.2017).

¹³ LEIF GEIGES: Eine Betrachtung zum Ausklang, in: Freiburg in Trümmern 1944-1952. Eine Bild- und Textdokumentation, hg. von WALTER VETTER, Freiburg 1982, S. 187-189, hier S. 189. Vgl. auch den Nachruf auf Karl Müller in: Badische Zeitung, 12.3.1980.

gedacht, dass er die Fotos einmal für eine Reportage oder einen Bildband verwenden könne. Aber als Betrachter habe ich nicht den Eindruck, dass sie bewusst „geschönt“ sind. Sie sind wirklichkeitsnah und verherrlichen nicht den „Bauernstand“, sie symbolisieren nicht „Blut und Boden“ im Sinne der nationalsozialistischen Ideologie. Karl Müller war als Reporter unterwegs und zugleich mit einem Sinn für das „Eigene“ der Menschen und ihrer Landschaft ausgestattet.¹⁴



Abb. 4 Zwei Mädchen aus dem Pechtaltal in Tracht, undatiert (aus: Volkstrachten in Yach [wie Anm. 8], S. 31, Foto: Karl Müller).



Abb. 5 Bauernkinder aus dem Elztal in Werktagstracht, vermutlich Anfang der 1930er-Jahre (aus: Volkstrachten in Yach [wie Anm. 8], S. 31, Foto: Karl Müller).

Mit seinem „Reporterblick“ hat Karl Müller nach meinem Verständnis auch die Soldaten 1942 zu jener Veranstaltung begleitet. Die Begrüßung durch Einheimische in Tracht hat ihn wahrscheinlich angesprochen, vielleicht hat er in Gedanken diese Tracht mit der Schwarzwälder verglichen. Dann sind ihm die beiden „fremdartig“ aussehenden Frauen aufgefallen, „Zigeunerinnen“. Ob er früher den Sinti in Freiburg begegnet war oder ob er sich mit den „Rassetheorien“ gegenüber „Zigeunern“ beschäftigt hatte, die nicht zuletzt in Freiburg vertreten

¹⁴ Siehe die Aufnahmen Karl Müllers in: Volkstrachten in Yach (wie Anm. 8), S. 11, 17, 31, 40f., 48, 90 und 115. Sie stammen aus dem Stadtarchiv Freiburg, M 75/1 pos. K 49 und 50, und wurden – zusammen mit zahlreichen weiteren – 2012 in einer Ausstellung im Heimatmuseum Yach gezeigt: „Ein Blick von außen auf Yach und das obere Elztal: Fotos des Freiburger Pressefotografen Karl Müller (1901-1980)“.

wurden, muss offen bleiben.¹⁵ Er fotografiert die Szene, als eine der beiden „Zigeunerinnen“, beobachtet von den Personen in Tracht, einem der deutschen Soldaten etwas anbietet, worauf dieser verlegen lächelnd reagiert.

Karl Müller wollte, so interpretiere ich das Foto in seinem Zusammenhang, im Rahmen seines Auftrages das keineswegs feindselige Verhältnis zwischen Besatzern und Besetzten zeigen und dabei Besonderes hervorheben. Deshalb fotografierte er die (angebliche) „Normalität“ im Zusammenleben während der Festveranstaltung. Die Begegnung zwischen deutschen Soldaten und „Zigeunerinnen“ war etwas Besonderes für ihn. Anders als die meisten sonst bekannten Aufnahmen von Fotografen der Propagandakompanien,¹⁶ zeugt das Bild nicht von einem rassistischen Verständnis der „Zigeuner“. Die beiden Frauen werden nicht entwürdigend oder unterwürdig dargestellt. Und doch spiegelt das Foto eine Vorstellung wider, die „Zigeuner“ als exotisch begreift.

Seit Jahrhunderten hatte sich in Deutschland ein „Zigeunerbild“ herausgebildet. In ihm verband sich Verachtung für die angebliche Heimatlosigkeit des „ewig wandernden Zigeuners“, für Elend, Bettelei, Primitivität und Kriminalität mit Faszination für die Freiheit der „Fahrenden“, für die Ekstase der Musiker und für die vermeintlich ungezügelter Sinnenfreude. Die verführerische „Zigeunerin“, die als Wahrsagerin und Handleserin vielfach die Naivität der nach ihren Zukunftsaussichten fragenden Menschen ausnutzte, ist ein bildliches Darstellungsmuster, das immer wieder auftaucht. Die romantische Verklärung, in der sich auch verborgene Wünsche ausdrücken, die im bürgerlichen Leben nicht verwirklicht werden können, vermischt sich mit der Abwehr der Bedrohung durch das „Fremde“.¹⁷

Karl Müllers Foto bedient dieses Klischee. Das Verhalten, die Handbewegung der „Zigeunerin“ entspricht der Bildtradition, und es ist nicht auszuschließen, dass sie sogar bewusst das Klischee nutzt: Will sie dem Soldaten ein Amulett geben, das ihn im Krieg schützen

¹⁵ Vgl. ULRICH P. ECKER: Freiburg und die NS-Verfolgung der Sinti und Roma, in: Schau-ins-Land 130 (2011), S. 129-136; MAX MATTER: Zur Lage der „Zigeuner“ in Baden vom Anfang des 19. Jahrhunderts bis zur Weimarer Republik, in: 60 Jahre. Vergangen, verdrängt, vergessen?, hg. von der Stadt Herbolzheim und dem Landesverband der Sinti und Roma Baden-Württemberg, Redaktion: BERTRAM JENISCH (Herbolzheimer Blätter 5), Herbolzheim 2003, S. 117-132. Zur rassistischen Einstufung der „Zigeuner“ und zu Freiburg als einem Zentrum der „Rassenhygiene“ siehe u. a. HAUMANN (wie Anm. 1), hier bes. S. 32-34, 62, 66 und 81 (der hier erwähnte Adolf Würth [1905-?] stammte aus Bonndorf, legte das Abitur in Freiburg ab und studierte zunächst hier bei dem Eugeniker und „Rassenforscher“ Eugen Fischer [1874-1967]. Ab 1936 arbeitete er in der „Rassenhygienischen Forschungsstelle“ und führte entsprechende Untersuchungen auch an „Zigeunern“ in Freiburg durch). Die Tätigkeit als „Rassenhygieniker“ spielt auch eine Rolle bei der Diskussion um Straßennamen in Freiburg, etwa im Fall von Alfred Hegar (siehe Badische Zeitung, 26.10.2016). Dass auch integre Persönlichkeiten nicht frei von Vorurteilen und vom „rassistischen Zeitgeist“ sein konnten, zeigt [KARL SIEGFRIED] BADER: Bekämpfung des Zigeunerunwesens (Bericht über das Ergebnis einer 1934 durchgeführten Zigeunerkontrolle), in: Kriminalistische Monatshefte 9 (1935), H. 12, S. 265-268.

¹⁶ Vgl. REUTER (wie Anm. 9), S. 258-285. Er erwähnt auch Karl Müllers Foto, das für ihn insofern eine Ausnahme darstellt, als es das einzige bislang bekannte ist, das nicht von „Zigeunern“ in Ost- oder Südosteuropa aufgenommen wurde, ebd., S. 271 mit Anm. 531.

¹⁷ HAUMANN (wie Anm. 1), S. 24-26, mit weiteren Nachweisen; ausführlich REUTER (wie Anm. 9), bes. S. 67-73, 88-92 und 97-111. Zur Tradition vgl. etwa JOHANN WOLF: Neues Buchstabil- und Lesebuch: zur Beförderung der Entwicklung des Verstandes für niedere besonders aber für Landschulen, nebst einer kurzen Anweisung für Aeltern und Lehrer zum Gebrauch desselben, Nürnberg 1799, Buchstabe Z (siehe Pictura Paedagogica Online: <http://bbf.dipf.de/virtuellesbildarchiv/index.html>, Eingabe: „Zigeuner“ [10.11.2016]).

soll? Will sie ihm vielleicht auch noch aus der Hand lesen und vorhersagen, wie sein Schicksal sein werde? Möglicherweise handelt sie so, um die Erwartungshaltung der deutschen Soldaten „Zigeunerinnen“ gegenüber zu erfüllen und damit zu erreichen, dass die Besatzer sie gut behandeln.¹⁸ Und der Soldat verhält sich ebenfalls dem Klischee entsprechend: Er weiß nicht so recht, wie er reagieren soll, ist verlegen, weil er vielleicht gerne auf das Angebot der „Zigeunerin“ eingehen möchte, aber zugleich Hemmungen hat, diesem Wunsch nachzugeben.

Obwohl somit das traditionelle „Zigeunerbild“ reproduziert wurde, war das Foto für die nationalsozialistische Propaganda nicht geeignet. Während Karl Müller seine Fotos von der „Normalität“ des Lebens in einem besetzten Gebiet aufnahm, wurden „Zigeuner“ als Menschen „artfremden Blutes“ nicht nur aus der Gesellschaft ausgegrenzt, sondern verhaftet, in Ghettos im eroberten Polen überführt und bald darauf systematisch in Vernichtungslager deportiert.¹⁹ Müllers Blick auf die „Zigeunerinnen“ widersprach dieser Politik. Sie erscheinen nicht als „rassistisch minderwertig“, sie handeln eigenständig, auch die Soldaten behandeln sie nicht geringerschätzig und verächtlich. Das Foto erlaubt keinen Rückschluss auf die Lebenswelt der „Zigeuner“ in der besetzten Region, belegt aber, dass die „Zigeunerinnen“ noch unbehelligt in der Öffentlichkeit auftreten und Handlungsspielräume nutzen konnten.

Nach dem „Auschwitz-Erlass“ des Reichsführers-SS Heinrich Himmler vom Dezember 1942 wurden 1943 auch die Sinti (Manouches) in Nordfrankreich und Belgien verhaftet. Im Januar 1944 ging ein Sammeltransport mit 351 Sinti und Roma vom Lager Mechelen (Malines) in das „Zigeunerlager“ von Auschwitz-Birkenau ab. Nur wenige von ihnen überlebten.²⁰ Ob und seit wann Karl Müller von diesen Vernichtungsaktionen wusste, ist nicht bekannt. Sein Blick auf die Franzosen und die „Zigeunerinnen“ war nicht rassistisch geprägt, zeigt aber das Fortwirken von Klischees. Seine Fotos sind Momentaufnahmen des Besonderen im Alltäglichen, Momentaufnahmen einer „Normalität“, die wenig später zerbrach.

¹⁸ Vgl. REUTER (wie Anm. 9), S. 275.

¹⁹ MICHAEL ZIMMERMANN: Rassenutopie und Genozid. Die nationalsozialistische „Lösung der Zigeunerfrage“, Hamburg 1996; HAUMANN (wie Anm. 1), S. 85-117.

²⁰ Siehe: Mechelen, Goswin de Stassartstraat. Gedenkorte der Sinti und Roma. Dokumentations- und Kulturzentrum Deutscher Sinti und Roma (www.gedenkorte.sintiundroma.de [19.5.2017]). Zum „Auschwitz-Erlass“ und zum Leben im „Zigeunerlager“ vgl. HAUMANN (wie Anm. 1), S. 100-184.

Buchbesprechungen

Landes- und regionalgeschichtliche Literatur

„Armer Konrad“ und Tübinger Vertrag im interregionalen Vergleich. Fürst, Funktionseliten und „Gemeiner Mann“ am Beginn der Neuzeit, hg. von SIGRID HIRBODIAN, ROBERT KRETZSCHMAR und ANTON SCHINDLING (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg: Reihe B, Forschungen 206), W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart 2016, 382 S., 10 Farb- und 17 S/W-Abb.

„Im Blick auf die Reformation sind wir leicht geneigt, uns über die Unterdrücker zu erheben und uns auf die Seite der Unterdrückten zu stellen, auch wenn diese manche Maßnahmen geduldig ertrugen, die wir aus dem heutigen Blickwinkel als brutal verurteilen würden“: So formulierte im Jahre 2003 der britische Historiker Diarmaid MacCulloch die gegenwärtige Einstellung gegenüber den volksaufständischen Bewegungen, die ganz Europa während der Reformationszeit durchzogen. Auf eine Neuausrichtung dieser verallgemeinerten geschichtlichen Rezeption zielt der Sammelband, der anlässlich des 500. Jahrestages des sogenannten „Tübinger Vertrages“ von 8. Juli 1514 erschienen ist.

Wie aus der Einführung (S. 1-6) zu entnehmen ist, bietet die Miscelle einen europaweiten Bezugsrahmen für die städtisch-bäuerlichen Unruhen des 16. Jahrhunderts am Beispiel des niedergeschlagenen Untertanenaufstandes des Beutelsbachers Peter Gaiß (1514). Die Hauptschwerpunkte liegen also auf der Verknüpfung des „Falls Württemberg“ mit anderen Vergleichslandschaften wie England, Skandinavien oder Ungarn, auf der Analyse der vorreformatorischen Agrarunruhen in Europa am Anfang der Neuzeit (erste Hälfte des 16. Jahrhunderts) und den Konfliktlösungsstrategien zwischen den verschiedenen Machtgruppen im württembergischen Handlungsraum (S. 7-11).

Die Aufsätze des Sammelbandes sind in zwei Teile gegliedert: Der erste Abschnitt (S. 15-235) ist auf den „Gemeinen Mann“, auch als „Armer Konrad“ in den Quellen bezeichnet, fokussiert. Der erste Aufsatz von Peter Blickle (S. 15-32) gilt als Einführung für eine Vergleichsstudie der Volksaufstände auf europäischer Ebene in einem Zeitbogen von der „Sizilianischen Vesper“ 1282 bis zum Bauernkrieg im süddeutschen Sprachraum 1525. Robert Kretzschmar und Peter Rückert (S. 33-62) fassen in acht Thesen das vielseitige politische Ereignis des „Armen Konrad“ zusammen. Vier Berichten des Markgröninger Vogts Philipp Volland an Herzog Ulrich von Württemberg aus dem Jahre 1514, die das Bemühen Vollands bezeugen, den Aufstand in der Amtsstadt Grüningen (heute Markgröningen) nicht eskalieren zu lassen, ist die Studie von Robert Kretzschmar gewidmet (S. 63-96). Klaus H. Lauterbach stellt in seinem reich dokumentierten Beitrag (S. 97-132) die Verbindung zwischen Herkunftsort und Obrigkeit anhand der Bundschuhverschwörungen im elsässischen Gebiet von 1493 bis 1517 dar. France M. Dolinar untersucht darauf folgend den Verlauf der gescheiterten Bauernaufstände im innerösterreichischen Raum mit besonderer Aufmerksamkeit auf der Steiermark (S. 133-147). Die ungarische Historikerin Márta Fata deutet die Hinrichtung des Ritters György Székely Dózsa am 20. Juli 1514 als Spiegelbild der Aufstände gegen den etablierten Adel (S. 149-190). Ursachen und Folgen von Erhebungen des „Gemeinen Mannes“ zwischen 1434 und 1543 im Königreich Schweden bilden den Kernpunkt im Beitrag von Werner Buchholz (S. 191-235). Bemerkenswert ist der beigelegte Quellenanhang (S. 230-235), der einen offenen Brief (1434) auf Schwedisch an den norwegischen Reichsrat enthält sowie einen auf Niederdeutsch verfassten Schreiben an die Fürsten und Städte des Ostseeraumes. Eine ‚Scharnierfunktion‘ in der Gesamtgestaltung des Bandes gewinnt der Beitrag von Andreas Schmauder (S. 239-252), der dem Leser mittels einer genauen historischen Kontextualisierung eine detaillierte Analyse des „Tübinger Vertrags“ bietet.

Der zweite Abschnitt (S. 255-372) analysiert die Rolle der sogenannten „Funktionseliten“ zwischen „Gemeinem Mann“ und Fürst. Gemeinsamkeiten und Unterschiede der Konflikte zwischen fürstlichen Amtsträgern und „Gemeinem Mann“ am Anfang des 16. Jahrhunderts in Bayern, Hessen, Sachsen und Württemberg bilden den Kernpunkt der Darstellung von Christian Hesse (S. 255-275). André Holenstein nimmt die Aufstände in Bern, Luzern und Solothurn in den Blick, die parallel zur „Tübinger Revolte“ von 1514 verliefen (S. 277-290). Anhand von Quellenbeständen wie einer Tübinger Reimchronik von

1514 leitet Nina Kühnle die These ab, dass sich der Aufstand des „Armen Konrad“ positiv auf die Bedeutung der württembergischen „Funktionseliten“ und der städtischen Führungsgruppen auswirkte (S. 291-323). Georg Moritz Wendt richtet seinen Beitrag (S. 325-342) auf die politischen Konflikte von 1514 in Schorndorf und 1567 in Kirchheim aus und interpretiert sie als Beispiele akzeptanzorientierter Mechanismen zur Stabilisierung der Herrschaft des Herzogs. Hermann Kamp hebt in seinem Beitrag die heikle politische Lage in den burgundischen Territorien zwischen 1477 bis 1493 hervor. Insbesondere geht es um den Krieg, der 1493 zwischen Maria von Burgund und König Maximilian I. einerseits und dem französischen König Ludwig XI. andererseits ausbrach und zur Aufteilung des burgundischen Erbes führte (S. 343-362). Niklas Konzen und Barbara Trosse ziehen in fünf Punkten ein Fazit des Bandes (S. 363-372). Hinsichtlich der Beiträge im zweiten Abschnitt verwundert es, dass die Autoren einen Vortrag des Frühneuzeithistorikers Ronald G. Asch über die kirchenpolitisch-konfessionellen Verhältnisse in Großbritannien besprechen (S. 368), der nicht in selben Studienband wiedergegeben worden ist.

Ein Register der wichtigsten Personen- und Ortsnamen schließt den Band ab (S. 373-382). Mit der Veröffentlichung dieser Beiträge wird der 500. Jahrestag der Reformation sicherlich neue Denkanstöße erhalten können. Marco Leonardi

MANFRED BOSCH/OSWALD BURGER: „Es war noch einmal ein Traum von einem Leben.“ Schicksale jüdischer Landwirte am Bodensee 1930-1960. Mit einem Beitrag von CHRISTOPH KNÜPPEL (Südseite. Kultur und Geschichte des Bodenseekreises 3), UVK Verlagsgesellschaft, Konstanz/München 2015, 240 S., zahlr. Farb- und S/W-Abb.

In Südwestdeutschland lebten bis in die nationalsozialistische Zeit hinein zahlreiche Jüdinnen und Juden auf dem Land. In den „Judendörfern“ – Orten mit eigenen Synagogen-Gemeinden – waren sie als Hausierer und Vieh-, Getreide- oder Textil-Händler tätig und betrieben in der Regel auch ein landwirtschaftliches Nebengewerbe. Darum geht es in diesem Buch nicht. Die Kulturwissenschaftler und Historiker Manfred Bosch und Oswald Burger, ausgewiesen durch zahlreiche wichtige Publikationen zur neueren Geschichte der Gegend am Bodensee, stellen die Schicksale jüdischer Landwirte und Gutsbesitzer vor, die – bis auf eine Ausnahme (S. 220) – keine „gelernten“ Bauern waren. Die meisten kamen aus größeren Städten und von weit her, nur eine Familie war am Bodensee heimisch, drei weitere lebten schon etwas länger hier. Sie wollten neue Lebensformen erproben und aufgrund der wachsenden Bedrohung durch die Nationalsozialisten in der Nähe der Schweiz sein. Gemeinsam war ihnen die Sehnsucht, in einer schönen Landschaft den Nachteilen der Großstadt zu entfliehen. Zivilisationsmüde Großbürger und durch die Nazis aus der Bahn geworfene Akademiker suchten einen neuen Anfang, Quereinsteiger waren von der Lebens- und Sozialreformbewegung angeregt oder wollten mit landwirtschaftlichen Arbeitsweisen experimentieren. Neben Versuchen mit biologisch-dynamischer Landwirtschaft und naturreinem Apfelsaft (vgl. z. B. S. 41, 113, 178, 220 f.) standen politisch motivierte Ziele, in selbstverwalteten Gemeinschaften zu leben (S. 137 ff.).

Mit den christlichen Bauern in der Umgebung pflegten die jüdischen Landwirte gute Beziehungen. Doch die nationalsozialistische Herrschaft machte alle Hoffnungen und Erwartungen zunichte. In einem Fall konnte die katholische Frau eines verstorbenen Juden den Hof allein über die NS-Zeit hinaus durchbringen. Ansonsten mussten die Landwirte, soweit sie noch lebten, ihre Besitzungen aufgeben und wurden von den Nazis vertrieben. Immerhin gelang es allen, rechtzeitig zu emigrieren. Für einige erwies sich dabei die Nähe zur Schweiz in der Tat als lebensrettend. Die Verfahren zur Restitution der Besitzungen und zur „Wiedergutmachung“ in der Nachkriegszeit verliefen teilweise skandalös und sind kein Ruhmesblatt in der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland.

Die Autoren haben die Lebensgeschichten von neun Einzelpersonen bzw. Familien detailliert erforscht und eindrucksvoll geschildert. Interessant wäre es gewesen, noch mehr über ihre Beziehungen zur eingewachsenen jüdischen Bevölkerung in der Bodenseeregion zu erfahren. Insgesamt eröffnen sich durch diese Schicksale Einblicke in eine bislang weitgehend unbekannte Welt jüdischen Lebens, die es zu erinnern gilt und die weiter erforscht werden sollte. Dem wichtigen, gut geschriebenen und schön ausgestatteten Buch sind viele Leserinnen und Leser zu wünschen. Heiko Haumann

Das Dorf im Ersten Weltkrieg. Beispiele aus Mittel und Südbaden, hg. von JULIANE GEIKE und HEIKO HAUMANN (Lebenswelten im ländlichen Raum. Historische Erkundungen in Mittel und Südbaden 1), Verlag Regionalkultur, Ubstadt-Weiher u.a. 2017, 136 S., zahlr. Abb.

Der Erste Weltkrieg hat 100 Jahre nach seinem Beginn eine Welle von Veröffentlichungen ausgelöst. Im Gegensatz zu weit gespannten Großdarstellungen entstehen auch Bücher, in denen „kleinere“ Räume oder Orte in den Blick kommen, so auch „Das Dorf im Ersten Weltkrieg. Beispiele aus Mittel- und Südbaden“, herausgegeben von Juliane Geike und Heiko Haumann.

Etwas Besonderes an diesem Buch: Es handelt nicht nur vom Dorf, es ist das Ergebnis von historischer Arbeit „im Dorf“. Der erste Band in einer Reihe über die „Lebenswelten im ländlichen Raum“, im mittleren und südlichen Baden, geht zurück auf Vorträge in Elzach-Yach beim „1. Yacher Tag der Regionalgeschichte“ 2014 – ein „Tag“ von und für historisch interessierte Bürger und Bürgerinnen. Er hat seine Wurzeln in einem örtlichen Arbeitskreis, der sich seit längerem mit der lokalen und regionalen Geschichte befasst. Heiko Haumann, der lange in Freiburg und Basel lehrte, hat ihn vorbereitet und moderiert; er lebt in Yach.

Zu dieser Veröffentlichung haben, wie nicht anders zu erwarten, Historiker und Historikerinnen beigetragen, die das historische „Feld“ in ihrem Beruf bearbeiten. Auf ihm sind auch andere ohne diesen professionellen Hintergrund aktiv; sie erstellten Beiträge zu Geschichte von Menschen aus ihrer Familie oder ihrem Dorf.

Einen Schwerpunkt bilden Aufsätze über die Kriegszeit im Elztal. Wie überall zerbrachen auch in Yach Familien und Beziehungen, wenn der Krieg den Tod eines geliebten Menschen brachte. In einem Luftkampf über dem Elztal wurden zwei französische Flugzeuge abgeschossen; mit dem Sterben von Besatzungsmitgliedern wurde auch in der Heimat eine Front direkt wahrnehmbar. In ihrer Weihnachtspost deuten Elztäler Soldaten ihre Gefühle und Hoffnungen an. Für Buchholz (Waldkirch) sind einige wenige Selbstzeugnisse überliefert, in denen Gefühle und Hoffnungen von Soldaten an der Front aufscheinen. Auch im Elztal verschlimmerten sich rasch die Lebensverhältnisse unter der Wirkung des Krieges (Jürgen Herr, Hansjörg Fräulin, Heiko Haumann, Hans-Jürgen Wehrle). Paul Gütermann aus Gutach berichtete in den ersten Kriegsmonaten von der Westfront nach Hause. Seine Schwester Erna hatte einen französischen Industriellensohn geheiratet; der Krieg stürzte sie in den Zwiespalt der Gefühle für ihre Heimat und für ihren Mann. Für Georg und Emilie Hug aus Bleibach (Gutach) brachte die Trennung im Krieg Sehnsucht und die Sorge umeinander; in ihren Briefen teilten sie sich ihre existentielle Not mit (Alexandra Gütermann und Marianne Senger über Menschen aus der eigenen Familie).

Vier Beiträge weiten den Blick in die Region. Die Soldaten eines Offenburger Landsturm-Bataillons versuchten in Fotos von einem ruhigen Alltag zu berichten. Zugleich ging es um „Botschaften“, die den Zusammenhalt mit der Heimat stärken sollten. Adolf Ludwig, Pfarrer in Dörfern bei Lahr, informierte in „Heimatbriefen“ die Soldaten über das Zuhause und mit dem Abdruck ihrer Briefe wiederum die Heimat über die Front. Er geriet dabei zwischen die Forderungen nach Propaganda und wirklichkeitsnaher Information. Nur selten gibt es Unterlagen wie für Orte bei Oberkirch, die Kontakte zwischen Frauen und Kriegsgefangenen dokumentieren, darüber, wie es zu verbotenen sexuellen Beziehungen kam und wie sie bestraft wurden. In Nordrach sollte die geringe Kriegsbegeisterung durch amtlich unterstützte Propaganda behoben werden; gleichzeitig wurde der Mangel an Lebensmitteln immer spürbarer. Den Krieg brachten verwundete und kranke Soldaten in die Heimat, als der Luftkurort zum Standort für Lazarette wurde (Uwe Schellinger und Olaf Schütze, Thomas Mietzner, Rolf Oswald).

Alle Beiträge erhellen die zivilen Räume der Heimat in ihrem Zusammenhang mit den Fronten. Manche referieren mit großer Anschaulichkeit den Alltag und die Erfahrungen, die der Krieg mit sich brachte; in anderen kommen Analysen und methodische Reflexionen hinzu. Gemeinsam sind ihnen der mikrohistorische Blick auf die „kleinen Leute“ im Dorf und deren Gedanken, Gefühle, Wahrnehmungs- und Verhaltensweisen. Es entstehen so eindringliche Bilder davon, wie sich Menschen aus und in ländlichen Lebensbereichen, manchmal widerständig, mit den übermächtigen strukturellen Zwängen der Kriegszeit auseinandersetzen. Das gelingt oft in einer individuellen, manchmal sehr persönlichen Zugangsweise zum „Eigenen“ in der Geschichte. Das Buch, das viele illustrative und analysierte Fotos auszeichnen,

bestätigt diese Eindrücke, die sich bei den Vorträgen ergaben. Solche Arbeit mit der Geschichte „im Kleinen“ kann bewegender wirken als durchaus notwendige Großdarstellungen. Vielleicht sind sie „vor Ort“ und darüber hinaus ein Mittel gegen sich radikalisierende Geschichtsverfälschungen. Günther Mohr

Erinnern und Vergessen. Geschichten von Gedenkorten in der Region Schwarzwald-Baar-Heuberg, hg. von FRIEDEMANN KAWOHL (Beiträge zur Region Schwarzwald-Baar-Heuberg 1), Neckarverlag, Villingen-Schwenningen 2015, 268 S., zahlr. Farb- und S/W-Abb.

Vor nunmehr 20 Jahren erschien das Überblickswerk „Heimatgeschichtlicher Wegweiser zu Stätten des Widerstands und der Verfolgung 1933-1945“ für die Regierungsbezirke Freiburg und Tübingen. Für die Landkreise Rottweil und Schwarzwald-Baar wurden in diesem wichtigen, aber leider wenig beachteten Buch auf immerhin 35 Seiten relevante Topographien dokumentiert, die für die Erinnerung an die NS-Zeit eine Bedeutung haben. Nun widmet sich ein neues Buch den zahlreichen Gedenkorten in der Region Schwarzwald-Baar-Heuberg und greift dabei auch über die NS-Zeit hinaus.

Seit rund zwei Jahrzehnten interessiert man sich in der deutschsprachigen Forschung nicht mehr nur für die eigentlichen historischen Ereignisse, sondern zunehmend für die Entwicklungsgeschichte und Wandlungsprozesse der nachfolgenden Erinnerungskultur und ihrer sichtbaren Zeugnisse. Bahnbrechend war hier das Großprojekt „Deutsche Erinnerungsorte“ der Historiker Étienne François und Hagen Schulze (2001), die ihrerseits wieder auf ein Konzept des französischen Mentalitätshistorikers Pierre Nora aus den 1980er-Jahren („Les Lieux de Mémoire“) zurückgegriffen haben. Während in den „Deutschen Erinnerungsorten“ der Begriff des „Ortes“ nicht unbedingt geographisch verstanden wurde und man überwiegend identitätsstiftende oder erinnerungspolitische Diskursfelder analysierte, konzentriert sich der vorliegende Band tatsächlich (bis auf wenige Ausnahmen) auf sichtbare Denkmale und Topographien im Stadtraum oder in der Landschaft. Der Ansatz lässt sich daher eher mit der Dissertation von Ute Scherb (2005) vergleichen, in der die Denkmalskultur in der Stadt Freiburg untersucht wurde.

Mit dem Band wird eine neue, ambitionierte Schriftenreihe des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar e.V. gestartet („Beiträge zur Region Schwarzwald-Baar-Heuberg“), die durch mehrere staatliche Institutionen getragen wird. Behandelt werden in den insgesamt 23 Einzelbeiträgen konkrete Erinnerungsorte in bzw. auf fast 20 Städten, Gemeinden und Gemarkungen. Die am meisten bedachte Kommune ist die Doppelstadt Villingen-Schwenningen mit fünf Beiträgen, dann folgen Bad Dürrenheim, Blumberg, Donaueschingen und Furtwangen mit jeweils zwei Beiträgen.

Die Texte des Sammelbandes stammen zu einem beträchtlichen Teil von professionellen Historikern, die zumeist wichtige Funktionen in der Region innehaben, etwa als Stadt- oder Kreisarchivare. Unter den Autoren befinden sich weiterhin mehrere Lehrer und Pädagogen, aber auch ein junger Filmschaffender wie Frank Kayan mit einem interessanten Beitrag über die Entstehung und Rezeption des Films „Die Poleneiche“ (2007 Gewinner des baden-württembergischen Jugendfilmpreises), mit dem ein Schüler-Team einen visuellen, „filmischen Gedenkort“ geschaffen hat (allgemein zugänglich über die Internetplattform „YouTube“). Da das Thema „Erinnerungskultur“ durchaus mit religiösen Zuschreibungen versehen werden kann, überrascht es nicht, dass auch vier Theologen bzw. Pfarrer an dem Band mitgewirkt haben. Dass hier zudem Autoren aus dem Bereich der Forstverwaltung vertreten sind, liegt schließlich in dem Umstand begründet, dass sich Denkmale wie etwa der Gedenkstein für den von einem Blitz getöteten Baseler Naturforscher Theodor Bühler-Lindenmeyer (1859-1899) auf Blumberger Gemarkung oder ein Sühnekreuz für Morde an fünf amerikanischen Soldaten zwischen Urach und Schollach (Wolf Hockenjoss) nicht selten verborgen im Waldgebiet befinden und man sich wandernd zu Fuß zu ihnen hinbewegen muss.

Gedenkorte, die an zumeist bedrückende Ereignisse aus der Zeit des sogenannten „Dritten Reiches“ erinnern, sind mit neun Beiträgen in diesem Band in der Überzahl. Diese Konzentration dürfte nicht überraschen. Weitere sechs Beiträge beschreiben Gedenkorte, die in direktem Zusammenhang mit dem Ersten Weltkrieg stehen. Fünf Beiträge widmen sich explizit der Erinnerung an bestimmte Persönlichkeiten, nämlich dem bei Rottweil umgekommenen französischen Marschall Jean Baptiste Budes de Guébriant (1602-1643), dem in der Schlacht von Stockach-Liptingen gefallenen Karl Aloys Fürst zu Fürstenberg

(1760-1799), dem bereits erwähnten Theodor Bühler-Lindenmeyer, dem verunglückten SA-Brigadeführer Josef Wasmer (1902-1934) sowie dem von den Nationalsozialisten umgebrachten Kirchenmusiker Ewald Huth (1890-1944) aus Villingen.

Trotz der heterogenen Zusammensetzung der Autoren ist die Qualität der vom Herausgeber Friedemann Kawohl zusammen gestellten Beiträge überwiegend sehr ansprechend. Fast alle führen zu Erkenntnisgewinnen und liefern nicht selten überraschende Einsichten. Besonders instruktiv ist der einleitende Beitrag des früheren Kreisarchivars des Schwarzwald-Baar-Kreises, Joachim Sturm, über in der Landschaft auffindbare sogenannte „lost places“. In Erinnerung bleiben auch die Beiträge von Hans-Christian Prust über Benagelungsaktionen von Kriegswahrzeichen während des Ersten Weltkriegs sowie ein ausgezeichnete Aufsatz von Carsten Kohlmann über ehemalige Luftschutzbunker auf dem Gelände des heutigen Schramberger Junghans-Gewerbeparks, die sich aufgrund intensiver Forschungsbemühungen und Öffentlichkeitsarbeit inzwischen von einem „lost place“ zu einem „memorial place“ verwandelt haben. Diese positiven Beispiele sollen hier jedoch nur stellvertretend für die vielen gelungenen Beiträge des Bandes genannt werden. Nur wenige Beiträge erreichen die ansonsten durchgängig hohe Qualität nicht. So sind etwa eine Bilderstrecke von Jürgen Kauth über ein Gefallenen-Ehrenmal in Bad Dürkheim sowie der Beitrag von Wolf Hockenjos etwas zu dünn geraten. Zu viele Fragen offen lässt die Darstellung über den Gedenkstein für Theodor Bühler-Lindenmeyer (Stefan Limberger-Andris), während ein Beitrag über den ebenfalls bereits genannten Villingener Chorleiter Ewald Huth (Kurt Müller) lediglich schon weitgehend Bekanntes wiedergibt. In den meisten Beiträgen wird deutlich, dass auch die kollektive Erinnerung niemals statisch bleibt, sondern sich auf dem Hintergrund der gesellschaftlichen Veränderungen wandeln kann und dabei auch immer wieder von den beteiligten Akteuren beeinflusst wird.

Man darf auf die weiteren Veröffentlichungen aus der neuen Schriftenreihe des Baar-Vereins durchaus gespannt sein. Das erste Buch der Reihe besticht jedenfalls durch seinen innovativen Ansatz und sein in weiten Teilen bemerkenswert hohes Niveau. Der Eröffnungsband über die „Geschichten von Gedenkorten“, der auch über eine solide optische Gestaltung verfügt, kann für sich durchaus Vorbildfunktion für ähnliche Projekte in anderen Regionen beanspruchen. Uwe Schellinger

HANS-RÜDIGER FLUCK: Frühe Fotografie in der Ortenau (1839-1930). „Für ähnliche und sehr deutliche Bilder wird garantiert“, Verlag Regionalkultur, Ubstadt-Weiher u.a. 2016, 104 S., 241 Farb- und S/W-Abb.

Die Kunde von der „Erfindung der Photographie“ in Frankreich durch Louis Daguerre im Jahr 1839 verbreitete sich auch rechtsrheinisch in Windeseile (vgl. S. 5f.). Hans-Rüdiger Fluck, profilierter Kenner der Fotografiegeschichte der Ortenau, legte 2016 mit seiner nur 104 Druckseiten umfassenden regionalgeschichtlichen Studie die Ergebnisse seiner Spurensuche zur frühen Fotografie in der Ortenau im Zeitraum von 1839 bis 1930 vor, die sich in erster Linie an ein breites fotografie- und regionalgeschichtlich interessiertes Publikum richtet. Insgesamt 241 Abbildungen rahmen seine geografisch von Nord (Bühl) nach Süd (Ettenheim) präsentierten Porträts der frühen Fotografen und Fotografenfamilien mit einem Schwerpunkt auf den Jahren 1870 bis 1930.

In zwei kurzen, den biografischen Skizzen vorangestellten Kapiteln werden sowohl die „Pioniere der Fotografie“ in den Jahren 1840 bis 1870 (S. 5-14) vor- als auch die allmähliche Entwicklung des „Berufsweig[es] der Photographie“ (S. 15-20) dargestellt. Im Gegensatz zu den „Männern der ersten Stunde“, die in der Regel als sogenannte „Wanderfotografen“ (S. 8-11) ihren Lebensunterhalt erwirtschafteten, eröffneten in den Jahren 1870 bis 1930 entlang der Ortenauer Rheinschiene zahlreiche fotografische Ateliers, die sich im Jahr 1911 zum „Badischen Photographen-Bund zusammen[schlossen]“ (S. 18). Im Jahr 1922 wurde dieser wiederum in die „Photographenzwangsinning im Kreise Offenburg i. B. umgewandelt“ (S. 18). Die Gründung von Zwangsinningen sollte gerade in der Zeit unmittelbar vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges das sich in einer wirtschaftlichen Krise befindende Handwerk stärken sowie gegen unlauteren Wettbewerb absichern (vgl. S. 19). Wie dem Ausstellungskatalog der Karlsruher Gewerbe-Ausstellung des Jahres 1876 zu entnehmen ist, lassen sich in den 70er-Jahren des 19. Jahrhunderts vereinzelt Spezialisierungen der Ortenauer Fotografen (z.B. die Anfertigung von

Nebelbildern oder mikroskopische Arbeiten) erkennen, die sich von der weit verbreiteten Porträtfotografie abzugrenzen versuchten.

Im sich anschließenden Hauptteil, der mit 75 Seiten auch den größten Umfang einnimmt (S. 21-96), werden die Fotografen und fotografischen Ateliers in zwölf Ortenauer Gemeinden präsentiert, wobei sich die einzelnen Kapitel in ihrem jeweiligen Umfang teilweise erheblich unterscheiden. Als Quellenbasis, mit Hilfe derer Fluck die regionale Verbreitung und Entwicklung des neuen Massenmediums Fotografie überzeugend mit Fokus auf den Biografiegeschichten erzählt, fungieren in erster Linie die Fotografien selbst, aber auch Anzeigen und Berichte in Tageszeitungen, Adressbücher, Bauakten und Melderegister.

Eine Liste der Fotografen sowie ein Literaturverzeichnis von drei Seiten beschließen den Band, der auch aufgrund seiner in hoher Druckqualität dargebotenen Abbildungen zur Lektüre zu empfehlen ist.

Florian Hellberg

Frauen Portraits des Femmes. Zeitzeuginnen im PAMINA-Raum – Témoignages de femmes dans l'espace PAMINA, hg. von FemmesPaminaFrauen e.V., Verlag Regionalkultur, Ubstadt-Weiher u.a. 2016, 192 S., zahlr. S/W-Abb.

Dieses Buch wurde von einem grenzüberschreitenden Frauennetzwerk, FemmesPaminaFrauen e.V., herausgegeben. Das „Pamina“ in ihrem Namen bezieht sich dabei auf die Abkürzung „PAMINA“ für den Eurodistrikt, der die Pfalz, den Mittleren Oberrhein und das Nordelsass umfasst. Die Autorinnen haben sowohl zum Elsass als auch zu Deutschland biographische Bezüge: familiär, durch ihre Ausbildung oder beruflich. Ihre persönliche Identifikation mit diesem Raum ist in diesem Buch deutlich spürbar und war wohl auch Motivation für die Erarbeitung des vorliegenden Bandes. Das Buch ist (bis auf das Impressum) komplett zweisprachig.

Alle Texte stellen Frauen vor, die in ihrem Leben auf unterschiedliche Weise mit dem Elsass und der Grenze zwischen Deutschland und Frankreich zu tun hatten. Die Geburtsjahre reichen von 1915 bis 1947. Zum Teil handelt es sich um Erinnerungen, zum Teil um überarbeitete Interviews. Es lassen sich zwei Altersgruppen ausmachen, die auch die Grundlage für die Anordnung der Beiträge bildeten: Die „Müttergeneration“ ist zwischen 1915 und 1924 geboren. Diese sieben Frauen haben den Krieg als (Fast-) Erwachsene miterlebt. Die drei letzten Beiträge handeln von Frauen, die in den 1940er-Jahren geboren sind und zur „Töchtergeneration“ gehören. Die Auswahl der Porträtierten erfolgte aufgrund von persönlichen Bezügen, in zwei Fällen befassen sich die Autorinnen mit ihren eigenen Müttern, eine schreibt über ihre eigene Lebensgeschichte.

Die Geschichten erzählen immer auf die eine oder andere Weise vom Zweiten Weltkrieg. Wie der Krieg Hoffnungen zerstörte, den Frauen die Ehemänner nahm und sie unter widrigsten Umständen zurecht kommen mussten (Elisabeth Kampmann, *1919 wurde mit 24 und zwei kleinen Kindern Kriegswitwe). Oder auch wie der Krieg Menschen zusammenbrachte (Irene Esch, *1920, hatte im Krieg bei der Bahnpost einen jungen Elsässer kennengelernt, den sie direkt nach dem Krieg – gegen alle Widerstände – heiratete). Andere hatten großes Glück, wie die junge Louise aus Schirrhein (*1923), die im letzten Kriegsjahr zur Fliegerabwehr eingezogen wurde und auf abenteuerliche Weise durch ganz Deutschland zurück ins Elsass fliehen konnte. In einem Fall spürt man die Traumata des Krieges bis heute, wenn fast beiläufig bemerkt wird: „Bis heute kann ich es nicht ertragen, wenn Zimmertüren geschlossen werden.“ In den Texten über die jüngeren Frauen (*1941-1947) werden dann andere Themen als der Krieg wichtiger: Dialektsprechen, Zweisprachigkeit, Berufswege in internationalen Bezügen. Ihre Erfahrungen sind durch die Nachkriegszeit und die langsame Annäherung zwischen Deutschland und Frankreich geprägt, wie es sich auch im Leben von Mitautorin Charlotte Esch spiegelt: Als Tochter eines französischen Soldaten und einer Deutschen in Emmendingen geboren, ist ihre wichtigste berufliche Qualifikation ihre Zweisprachigkeit, und sie verbringt einen Teil ihres Lebens in Gabun/Afrika. Es wäre ein Gewinn gewesen, mehr von diesen Nachkriegsbiographien zu hören.

Der Band bietet Zeitzeugenberichte, nicht weniger, aber auch nicht mehr. Die Geschichten sind persönlich, manchmal sogar ergreifend und deshalb wert dokumentiert zu werden. In welchem Maße sie als exemplarisch zu werten sind, lässt sich schwer einschätzen. Für die Zeit bis 1945 wird es sicher viele

ähnliche Schicksale gegeben haben. Ob die nachfolgende Generation im Elsass (und auf der deutschen Seite) in nennenswertem Ausmaß solche grenzüberschreitenden, deutsch-französisch-internationalen Biographien wie die von Charlotte Esch lebt, ist fraglich.

R. Johanna Regnath

GERHARD FRITZ: Geschichte der Sexualität. Von den Anfängen bis zur Gegenwart – Südwestdeutschland und seine Nachbargebiete, Verlag Regionalkultur, Ubstadt-Weiher u.a. 2016, 488 S., zahlr. S/W-Abb.

Dieses offensichtlich mit Eifer und großer Begeisterung für das Thema gründlich recherchierte Buch breitet auf 488 Seiten (inklusive immerhin 66 Seiten ausführlicher Anhänge) eine Geschichte der Sexualität in Südwestdeutschland aus, die in ihrer Fülle und Detailversessenheit wohl einzigartig ist. Zahlreiche kommentierte S/W-Abbildungen runden die Ausführungen ab.

Um es vorweg zu sagen: Wer sich an Formulierungen stört wie „Darstellungen von Männern, die ihr nacktes Hinterteil und ihre Genitalien zeigen, kommen im Mittelalter immer wieder vor – hier auf einem Kalenderblatt aus dem 16. Jahrhundert, in noch drastischerer Form am alten Rathaus in Köln, wo der Mann – in wenig bequemer Körperhaltung – seinen eigenen Penis im Mund hat“ (S. 34), sollte um dieses Buch besser einen Bogen machen.

Von der vorrömischen Zeit bis in die Gegenwart werden fast alle vorstellbaren Spielarten menschlicher Sexualität abgehandelt – offenherzig, aber anspruchsvoll. Der Autor nimmt zwar kein Blatt vor den Mund und gerät durchaus einmal ins Plaudern, wird aber (fast) nie frivol und behält den wissenschaftlichen Anspruch stets im Auge.

Gleich im Vorwort wird erklärt, warum sich der Text auf den Südwesten Deutschlands beschränkt. So sei eine europaweite oder gar globale Geschichte „der“ Sexualität aufgrund kultureller, religiöser und anderer Unterschiede gar nicht möglich. Aber dann doch: „[D]ie südwestdeutschen Adelsgeschlechter und Volksbräuche [dienen] als exemplarische Folie für eine allgemeine Geschichte der Sexualität“ (S. 4).

Anhand des detaillierten Inhaltsverzeichnisses kann der Leser dann entscheiden, ob er diese Geschichte der Sexualität chronologisch angehen möchte oder sich herauspickt, was ihm interessant erscheint. Los geht es in den „frühen Epochen“. Außer genetisch bewiesenen Sexualkontakten zwischen Homo sapiens und Homo neanderthalensis, Funden wie Höhlenmalereien und Geschlechtsorgane hervorhebende Skulpturen bleibt in Ermangelung von schriftlichen Überlieferungen eine Sexualtheorie für die Vorzeit spekulativ. Die Römerzeit wartet dagegen mit explizit pornographischen Darstellungen auf, man denke nur an die Funde in Pompeji. Die „Trendwende durch das Christentum“ (S. 21) läutet eine durch Forderung nach Jungfräulichkeit und sexuelle Enthaltensamkeit bestimmte Epoche ein. Diese gefühlt „sexualfeindliche“ Gesellschaft lädt natürlich zu allerhand buntem Treiben im Geheimen ein, und so erfährt der geneigte Leser im Folgenden so einiges über Lust und Laster von Adel, Klerus, Bürgertum, Bauern und diversen Volksgruppen während des Mittelalters, der Frühen Neuzeit bis in die Gegenwart. Durch zahlreiche belegte Fallbeispiele wird ein facettenreiches Bild der verschiedenen Epochen gemalt. So geht es nicht immer nur um Sex, sondern auch um alles, was er so mit sich bringt: Krankheiten, Rechtsfragen, Prostitution, Massenvergewaltigungen als Kriegsmittel, religiöse Unvereinbarkeiten bis hin zur sogenannten „Sexuellen Revolution“. Was hier (weil sehr stark verkürzt) kolportagehaft wirken mag, ist eine ausführliche, detailverliebte, mal vergnügliche, mal schmerzhaft Reise durch die Jahrhunderte, die einem oftmals die Augen öffnet.

In jedem Fall wird hier historisch und wissenschaftlich fundiert sehr unterhaltsam und erfrischend offenherzig über einen der wichtigsten Bestandteile des menschlichen (Zusammen-)Lebens referiert, über den selbst in unserer scheinbar übersexualisierten Zeit (siehe Internet, TV, Werbung etc.) oftmals nur hinter vorgehaltener Hand gesprochen wird. So kann man anhand dieser Lektüre nicht nur über die Geschichte der Sexualität etwas lernen, sondern auch von ihr, und mittels dieser gewonnenen Kenntnisse seine eigene Toleranz bzw. Toleranzbereitschaft auf den Prüfstein legen. Und das ist es doch, was Sachliteratur im besten Falle leisten sollte: Die vermittelte theoretische Grundlage befähigt zu (kognitiver) Reflexion. „Sex sells“, möchte man diesem Band und dem Autor wünschen.

Boris Kramb

FRANK G. HIRSCHMANN: Die Stadt im Mittelalter (Enzyklopädie deutscher Geschichte 84), Verlag De Gruyter Oldenbourg, 2., aktualisierte und erweiterte Auflage, Berlin/Boston 2016, XII und 158 S.

Die auf etwa 100 Bände geplante Reihe ist angelegt als Arbeitshilfe für Fachhistoriker und Studenten, Geschichtslehrer und Angehörige benachbarter Disziplinen. Schmuddelige Exemplare in Lehrbuchsammlungen künden von der Beliebtheit der Titel; viele sind in überarbeiteter Auflage erschienen.

Einmal mehr hat sich das Gliederungsschema der Reihe bewährt: Enzyklopädischer Überblick; Grundprobleme und Tendenzen der Forschung; Quellen und Literatur (insgesamt 538 Titel). Marginalien zu Sachgebieten (von Grundriss bis Urkunde) und Forschern (von H. Ammann bis M. Weber) sowie Register für Personen, Orte und Sachen erleichtern die Orientierung. Der „Nachtrag 2016“ nennt 59 wissenschaftliche Arbeiten, darunter Bd. 1 der Geschichte der Stadt Freiburg im Breisgau und sechs Titel zu „Frauen in der Stadt“.

Im Mittelpunkt stehen die Jahrhunderte von der Karolingerzeit bis zum Vorabend der Reformation; Rückblenden in die Römerzeit und Ausblicke bis ins 19. Jahrhundert sorgen für Tiefenschärfe. Wegen seiner frühen Urbanisierung wird der Westen des Reiches ausführlicher erörtert als der Osten. Vergleiche mit England und Frankreich ordnen die Entwicklung in europäische Zusammenhänge ein.

Den Lesern dieser Zeitschrift wird der schmale Band auch deshalb willkommen sein, weil Forschungen zu Freiburg, Breisach, Neuenburg und Sulzburg, erst recht zu Basel und Straßburg erörtert werden. Stichworte mögen einige der Forschungsfelder veranschaulichen: Recht und Befestigung, Bevölkerung, Wirtschaft und Verkehr, Kirchen und Religion. Der Autor geht auf Gegebenheiten ein, die für Städte bedeutsam waren: Archiv, Brücke, Glocken, Kaufhaus, Spital. Ins Blickfeld des Beobachters treten Stadt-Umland-Probleme, Stadttypen und Städtebünde, Lombarden und Juden.

Zu bedauern ist, dass Fehler der 1. Auflage nicht getilgt wurden. So wird Erich Keyser, Nestor der Stadtgeschichtsforschung in Deutschland, auch „Kayser“ geschrieben; im Personenregister hat er deshalb unterschiedliche Einträge gefunden. Beim „*ius mercatum*“, ebenfalls in beiden Auflagen, dürfte das *ius mercatorum* gemeint sein. Satzfehler (?) begegnen in Textteilen, die in der 1. Auflage korrekt gedruckt waren. Dazu kommen sprachliche Unebenheiten und Mängel im Sachregister (Platz wäre gewesen): Eid, Markt und Münze fehlen ganz; zum Stichwort „Siegel“ sind nur wenige der zahlreichen Erwähnungen vermerkt.

Hirschmann hat gewaltige Stoffmassen lesbar zusammengefasst, von der Stadtarchäologie bis zur Verfassungsgeschichte neuere und weniger neue wissenschaftliche Disziplinen berücksichtigt. Wer die Geschichte einer Stadt oder einzelne ihrer Aspekte erforschen will, kann sich dank dieser Arbeit leicht einen Überblick verschaffen, welche Erkenntnisse zu Entwicklungen anderer Städte bereits vorliegen. Der Forschung ist auch dadurch gedient, dass der Autor auf offene Fragen eingeht. Spürbaren Erkenntnisgewinn verspricht er sich dadurch, dass die Gemeinschaft der Forschenden mehr als bisher nationale Grenzen überwindet.

Norbert Ohler

Kirche und Politik am Oberrhein im 16. Jahrhundert. Reformation und Macht im Südwesten des Reiches, hg. von ULRICH A. WIEN und VOLKER LEPPIN (Spätmittelalter, Humanismus, Reformation 89), Verlag Mohr Siebeck, Tübingen 2015, 480 S., 16 S/W-Abb. i.T.

Der stattliche Band legt die Ergebnisse einer Landauer Forschungstagung von 2014 im Druck vor. Er umfasst 25 Beiträge, die in drei Sektionen gegliedert sind: Machtverhältnisse – Bildungslandschaft – Strategien und Konflikte. In einer Art von Leitfaden durch die Lektüre begründen die beiden Herausgeber überzeugend den gemeinsamen Blick auf die Oberrhein-Region, die „in besonderer Weise auch in der Reformationszeit Wandlungsprozesse mit vollzogen und beflügelt hat“. Und: „Die Oberrheinregion ist auch eine Pionierregion für die reformatorische Bewegung – und über die städtische Reformation hinaus.“

Der erste Beitrag freilich deutet zunächst den europäischen Horizont der Reformation an, ohne aber Bezüge zum eng gefassten Untersuchungsraum anzudeuten (Eike Wolgast „Die Einführung der Reformation im internationalen Vergleich“). Dafür geht Helga Schnabel-Schüle („Stadtreformation und territoriale Reformation am Oberrhein“) das Thema direkt an und beschreibt in einer *Tour d'horizon* prägnant

die komplexen Gegebenheiten des Raumes (Bistümer, Städte und Territorien). „Komplexität“ wird in der Tat zu einem Schlüsselbegriff des ganzen Bandes. Und die Verfasserin bringt noch einen zweiten Begriff in die Diskussion: „Netzwerke.“ Er wird direkt aufgenommen von Volker Leppin („Habsburg vor der Tür“), der auf die enge Netzwerkbildung zwischen den Territorien Württemberg und Vorderösterreich einerseits und den umliegenden Reichsstädten andererseits hinweist. Er fügt diesem Aspekt ein weiteres markantes Beispiel von Netzwerk hinzu, das der Reformator Johannes Eberlin aufgebaut hat, indem er bei seiner Predigtstätigkeit unterschiedliche Privathäuser ausgesucht und damit altchristliche Versammlungsformen außerhalb des gewohnten Kirchenraumes neu belebt hat. Darüber hinaus macht Leppin auf eine gesellschaftliche Gruppe aufmerksam, die in der Literatur zur Reformation häufig übersehen wird. Er erinnert an die „reformationsaffinen Gesinnungen der Bauern“, denen selbst die Reformatoren misstrauisch begegneten. Frank Konersmann spricht diesen „christlichen Laien auf dem Lande“ eine eminent wichtige Rolle in der reformatorischen Bewegung zu und wählt als Paradigma das Niederkirchenwesen der Pfalz. In einem späteren Beitrag nimmt auch Peter Blicke das Stichwort „Bauern“ noch einmal auf durch eine Analyse der Memminger Bundesordnung vom 7. März 1525.

Im Vergleich zu dem Thema „Reformation auf dem Lande“ nimmt erwartungsgemäß die städtische Reformation einen wesentlich breiteren Raum ein. Dabei rückt vor allem Straßburg durch mehrere Beiträge in den Mittelpunkt, als traditionsreiche Bischofsstadt, als Freie Stadt des Reiches, als überragender Ort der evangelischen Bewegung mit Männern wie Jakob Sturm von Sturmeck, Martin Bucer und Johannes Sturm, als Stätte der Bildung und Schulen und als überragende Druckerstadt, der die Reformation gerade in ihrer Frühphase viel zu verdanken hat. Ausgewiesene Kenner widmen sich diesen zentralen Themen des kulturellen Umbruchs in dem bedeutsamen Vorort Straßburg. Aber auch die *altera pars* wird in drei Beiträgen klar positioniert; diese beschreiben sowohl die Reaktionen der alten rheinischen Bistümer Mainz, Worms, Speyer und Straßburg sowie deren Erneuerungsbemühungen in Klerus und Kirchenvolk als auch die wenig erfolgreichen Verteidigungsstrategien der alten Hochstifte in Konstanz und Basel.

Außerordentlich verdienstvoll ist der Blick, den Paul Warmbrunn und Hermann Ehmer auf den Hoch- und Niederadel in der Kurpfalz und auf die Reichsritterschaft in den Kantonen Kraichgau und Odenwald werfen.

Der Band bietet insgesamt ein spannungsreiches Bild dieser komplexen Landschaft am Oberrhein und bereichert die gerade hier notwendige interdisziplinäre Forschung in hohem Maße.

Eugen Hillenbrand

NS-Belastete aus Südbaden, hg. von WOLFGANG PROSKE (Täter - Helfer - Trittbrettfahrer 6), Kugelberg Verlag, Gerstetten 2017, 422 S., zahlr. S/W-Abb.

Das vorliegende Werk ist der sechste Band aus der auf zehn Ausgaben ausgelegten Buchreihe „Täter - Helfer - Trittbrettfahrer“. Diese wird seit 2010 vom promovierten Heidenheimer Geschichtslehrer Wolfgang Proske herausgegeben. In jedem Band werden Lebensläufe der NS-Belasteten einer bestimmten Region des heutigen Baden-Württembergs detailliert beschrieben.

Im Südbaden-Band porträtieren 19 Autoren 25 Menschen, die in der NS-Zeit zu Tätern, Helfershelfern oder Trittbrettfahrern wurden. Oftmals handelt es sich um NS-Belastete aus der zweiten oder dritten Reihe; manche von ihnen kennt heute, selbst auf lokaler Ebene, kaum noch jemand. Doch gerade diese Personen bildeten laut Proske den „Resonanzboden, der die nationalsozialistische Diktatur erst ermöglicht hat“. Vor der großen Masse der Bevölkerung sorgten sie in unterschiedlichen Funktionen vor Ort für die Akzeptanz des Unrechtsregimes und hatten damit erheblichen Anteil am Funktionieren des NS-Systems.

Allen Autoren und dem Herausgeber ist eine faktenbasierte NS-Täterforschung sehr wichtig. Nur so lassen sich die NS-Belasteten in die von Proske entwickelte und aus dem Buchtitel bekannte Klassifizierung einteilen. Tatsächlich fallen beinahe alle 25 Artikel durch eine tiefgehende Quellenarbeit auf. Lediglich die Artikel von Oliver Uthe zum Schweizer Jakob Dichter Schaffner und von Christiane Walesch-Schneller zu German Josef Schillinger fallen etwas aus dem Rahmen, da von beiden vor allem Sekundärliteratur verwendet wurde.

Die vorgestellten Belasteten agierten in unterschiedlichen gesellschaftlichen Bereichen. Neben den bekannten Namen aus führenden Positionen wie Erzbischof Dr. Conrad Gröber oder die Bürgermeister Dr. Franz Kerber (Freiburg), Dr. Wolfram Rombach (Offenburg) und Reinhard Boos (Lörrach) sowie der spätere, 1977 ermordete Arbeitgeberpräsident Dr. Hanns Martin Schleyer werden Männer behandelt, die im zweiten Glied aktiv waren. Gemeinsam war ihnen jedoch, dass sie zu Nutznießern des Systems wurden, die sich darin gerne einreihen.

Bei den Lebensläufen von Schaffner und Heinrich Bieg (Autor: Bernd Hainmüller) richtet sich der Blick auch über die deutsche Staatsgrenze in die Schweiz. Die Biographie des Heinrich Bieg ist geradezu symptomatisch für den damals möglichen schnellen Aufstieg eines „normalen“ Angestellten. Mit 18 Jahren trat er bereits 1930 in die NSDAP ein. Im heimischen Bad Krozingen gründete er eine eigene HJ-Ortsgruppe. Durch dieses Engagement stieg er in der HJ bis zum Führer des Hitlerjugend-Banns 113 in Freiburg auf. Nach dem Frankreichfeldzug wurde Bieg zum Landesjugendführer der Reichsdeutschen Jugend (RDJ) in der Schweiz ernannt.

Auffallend ist, dass die meisten Personen nach 1945 ihre Karrieren fortgesetzt haben und erneut in leitende Positionen bzw. zu politischen Ehren kamen, auch wenn sie zeitweilig in Haft saßen. Lediglich Waldemar Hoven (Autor: Heiko Wegmann) wurde als ehemaliger Lagerarzt hingerichtet, die Todesumstände von Franz Kerber bleiben im Unklaren. Aus heutiger Sicht erschreckend ist die mangelnde Aufarbeitung nach 1945. Immer wieder liest man als Erklärung der damaligen Bürger, man solle die Vergangenheit ruhen lassen. Eine tiefgehende Auseinandersetzung mit der NS-Zeit konnte erst beginnen, nachdem die Kriegsgeneration verstorben war. Dadurch ging viel Wissen verloren. Dafür beispielhaft ist die Biographie von Emil Tscheulin (Autor: Ulrich Niemann). Sie ist ein Paradebeispiel für das Verschweigen innerhalb einer ländlichen Gemeinde. Im Nachkriegsdeutschland stand der Wiederaufbau zunächst im Vordergrund. Nur so ist erklärbar, warum Tscheulin seine Firma so schnell zurückerhielt, obwohl ihm nach dem ersten Spruch der Entnazifizierungskammer sein Vermögen entzogen worden war. Als Dank für die Schaffung vieler Arbeitsplätze wurde der Firmengründer zum Ehrenbürger von Köndringen ernannt.

Auch die Jahre vor 1933 werden beleuchtet, als sich der Nationalsozialismus in der Gesellschaft institutionalisierte. Im Sammelartikel von Hansjörg Noe zu einigen frühen Nationalsozialisten aus dem Wiesental ist dies der Fall.

Als einer der Täter wird German Josef Schillinger (Autorin: Christiane Walesch-Schneller) beschrieben. Als SS-Wachmann in Auschwitz war er bekannt für seine Brutalität. Er starb 1943 durch die Gefangene Franziska Mann durch einen Bauchschuss in der Auskleide der Gaskammer. Sein Lebenslauf wurde eher zufällig im Jahr 2000 durch den Leiter des Christophorus-Jugendwerkes entdeckt. Schillingers Name befand sich bis dahin noch auf dem Gefallenenehrenmal in Oberrimsingen.

Insgesamt wäre es wünschenswert gewesen, wenn die geographische Verteilung der dargestellten Personen etwas breiter gestreut gewesen wäre; von den 25 Porträtierten kamen alleine zehn aus dem Landkreis Lörrach. Vermutlich liegt das daran, dass der Herausgeber vor allem auf bestehende Studien zurückgegriffen hat. Somit bleiben in Südbaden noch immer genug unbeachtete Gebiete, die auf eine Aufarbeitung warten. Man wird sie auch hier finden, die Helfershelfer und Trittbettfahrer. Hilfreich wäre zudem eine geographische bzw. historische Auseinandersetzung mit dem Begriff „Südbaden“ in einem Vorwort gewesen. Dieses wurde jedoch nur knapp gehalten und gibt lediglich einen Überblick über die Biographien; im Epilog erfolgt die Reaktion auf Kritiken an Vorgängerbänden. Sehr hilfreich ist das Orts- und Personenregister.

Dargleff Jahnke

MICHAEL OVERDICK: Baukunst der Romanik in Baden-Württemberg, Verlag Regionalkultur, Ubstadt-Weiher u.a. 2016, 96 S., 127 Abb.

In ansprechender Form präsentiert sich der Bildband des Kunsthistorikers Michael Overdick über romanische Bauten im Bundesland Baden-Württemberg. Der Autor wurde 2003 an der Universität Düsseldorf mit einer Arbeit zur rheinischen Spätromanik promoviert und arbeitet u.a. mit dem Lehr- und Forschungsschwerpunkt mittelalterliche Architektur und Skulptur, ist also bestens auf sein Thema vor-

bereitet. Die gut gegliederte Publikation ist mit durchweg farbigen Aufnahmen von Robert Köll hervorragend illustriert.

Der Band beginnt mit einer knappen historisch-architekturgeschichtlichen Einleitung zur romanischen Baukunst, die sich nahezu ganz auf Beispiele aus Baden-Württemberg beschränkt. Das Ausklammern der Nachbarregionen, vor allem des für die oberrheinische Romanik so wichtigen Elsass, mag man bedauern, es ist allerdings angesichts des beschränkten Platzes nachvollziehbar.

An die Einführung, die mit einer Karte aller besprochenen Objekte endet, schließen sich Einzeldarstellungen romanischer Bauten, die das ganze Bundesland abdecken, an. Die meist schon in der Einleitung angeführten Bauten werden nun in den einzelnen Artikeln ausführlicher vorgestellt, mit Überblicks- und Detailfotos, meist auch mit einem Grundriss und Aufrisszeichnungen. Angesprochen werden die Baugeschichte, die Gestalt und auch die Ausstattung. Zwischen den Einzeldarstellungen sind Überblicksartikel zu Einzelthemen eingefügt: zum Begriff „Romanik“, zur Wandmalerei, zur Hirsauer Bauschule, zur Baukunst der Zisterzienser, zu den fränkischen Achteckkapellen und zum plastischen Bauschmuck. Sie verallgemeinern, ergänzen und vertiefen die Informationen der Einzelkapitel.

Erfreulich ist, dass neben Kirchen und Klöstern auch eine Reihe von Profanbauten besprochen wird, die das Gesamtbild der Epoche abrunden. Ein Glossar mit Begriffserklärungen und eine Auswahl weiterführender Literatur schließen den Band ab, der trotz seines überschaubaren Umfangs inhaltsreich und lesenswert daherkommt.

Peter Kalchthaler

CONSTANZE N. POMP: Brettlehupfer. Die Frühphase des Skilaufens im Hochschwarzwald (1890-1930) (Mainzer Beiträge zur Kulturanthropologie/Volkskunde 11), Waxmann-Verlag, Münster/New York 2016, 516 S., zahlr. Farb- und S/W-Abb.

Ein Buch über die Frühphase des Skilaufens im Hochschwarzwald über 500 Seiten? Es gibt doch schon etliche Veröffentlichungen hierzu. Aber die – erheblich gekürzte – Dissertation von Constanze N. Pomp ist etwas ganz anderes: eine unglaublich quellenreiche Forschungsarbeit mit kulturanthropologischen, gesellschaftswissenschaftlichen, wirtschaftlichen und sporthistorischen Gesichtspunkten. Ein hoher Anspruch für die Autorin, dem sie sich bravourös mit Hilfe der zahlreichen, zum Teil unveröffentlichten Quellen wie den Tagebüchern des ehemaligen Freiburger Universitätsprofessors August Gruber stellt. Allein die von ihr angegebene Sekundärliteratur umfasst 37 eng bedruckte Seiten. Da möchte man sich nur fragen, ob der doch sehr begrenzte Skilauf im Hochschwarzwald so viel Beachtung verdient. Constanze Pomp baut ihn daher in eine Vielfalt von damit in Zusammenhang stehenden Themen ein, untersucht die „soziokulturelle Verortung“ zu Beginn des neuen Sports, erwähnt die Engländerkolonie in Freiburg, deren „Kulturtransfer“ auf die Verbreitung diverser Sportarten und untersucht den Einfluss Norwegens, der in der Kaiserzeit auf die lebensreformerischen Tendenzen der Freiburger Bevölkerung traf.

Die Verbreitung des innovativen Wintersports fand ihren Niederschlag in Tagesblättern, Zeitschriften, im Rundfunk, auf Postkarten und später auch in Filmen. Der bisher unbekanntere Wintertourismus entwickelte sich, der „Feldberg-Zauber“ erfasste nun auch die Frauen. Dies hatte Folgen für deren bisher ans Haus gebundene Lebensweise durch lebensreformerische Strömungen. Das Frauenbild änderte sich, seit sie von der durch das Korsett eingeengten Bewegungsfreiheit Abschied nahmen und sich dem „Beinkleid“ zuwandten. Der emanzipatorische Entwicklungsschub führte durch die Teilnahme der Frauen am Skisport als weiteren Effekt zu einem Wandel im Verhältnis der beiden Geschlechter, zu mehr Kameradschaft und Gleichbehandlung.

Etwas störend für die Lesbarkeit wirkt sich die verschulte Art und Weise der Darstellung mit methodischer Verortung, Kontextualisierung und Zwischenfazit aus. Die breite Palette der angesprochenen Themen und die gekonnte Einbettung in das Zeitkolorit erlaubt wiederum jedem, sich das für ihn relevante Thema vorzunehmen und dabei umfassend informiert zu werden, ob es sich um die Mitgliederzahlen und die soziale Struktur, den Skitourismus in seinen diversen Facetten oder den Skisport als Wirtschaftsfaktor in der entstehenden Konsumgesellschaft handelt. Diese umfangreiche Publikation stellt eine bestens fundierte Arbeit zur Frühzeit des Skilaufs im Hochschwarzwald dar.

Ursula Huggel

KARIN SCHNEIDER-FERBER: Ritter im Exil. Die Geschichte der Johanniter, Konrad Theiss Verlag, Darmstadt 2016, 263 S., S/W-Abb.

Medizinische Versorgung und Krankenpflege – dies sind zwei Aufgabengebiete, die man heute mit den Johannitern und Maltesern in Verbindung bringt. Es ist allerdings weniger bekannt, dass beide den gleichen Ursprung haben: Sie sind zurückzuführen auf einen Ritter- und Hospitalorden, der im Zuge der Kreuzzugbewegung im 12. Jahrhundert entstanden ist. Karin Schneider-Ferber zeichnet die Geschichte dieses Ordens in ihrer Monographie „Ritter im Exil: Die Geschichte der Johanniter“ von den Anfängen des Ordens bis zur heutigen Zeit nach.

Beginnend mit dem ersten großen Einschnitt in der Ordensgeschichte – dem Fall von Akkon 1291 – erzählt die Autorin anhand von bedeutenden Ereignissen chronologisch die 900-jährige Geschichte des Johanniter- bzw. Malteserordens. Die verlorene Schlacht von Akkon nimmt sie als Ausgangspunkt, um in einem Vorgriff die Entwicklung des Ordens von einer abhängigen Hospitalbruderschaft in Jerusalem zu einem selbstständigen Orden, der sowohl einen caritativen als auch einen militärischen Zweig herausbildete und zunächst in Palästina wirkte, zu beschreiben. Die nächste, bedeutende Station des Ordens, die Schröder-Ferber in den Mittelpunkt rückt, ist die Insel Rhodos, auf der die Johanniter, nachdem sie übergangsweise auf Zypern stationiert waren, ab dem 14. Jahrhundert eine Ordensherrschaft errichteten. Die Autorin beschreibt, wie die Ordensritter, die mehr als 200 Jahre auf Rhodos bleiben sollten, sich die Insel zu eigen machten, große Befestigungsanlagen errichteten, Handel trieben, die Organisation des Ordens festigten und sich ihrer ureigensten Aufgabe – der Krankenpflege – widmeten, indem sie ein Hospital betrieben. Dabei zeigt sie, wie der Ordensstaat der Johanniter auf Rhodos durch die exponierte Lage im Mittelmeer von verschiedenen Seiten Begehrlichkeiten weckte. So konnten die Johanniter 1480 einen ersten großen Angriff durch die Osmanen abwehren, 1522 mussten sie jedoch die Insel Sultan Süleyman dem Prächtigen nach wochenlanger Belagerung übergeben. Der letzte größere Abschnitt der Monographie beginnt 1530, als der Orden nach Jahren der Unsicherheit das Angebot Kaiser Karls V. annahm und auf der Insel Malta ansässig wurde. Auch hier hatten die Johanniter, die inzwischen auch Malteser genannt wurden, eine große Belagerung durch Süleyman den Prächtigen zu überstehen, konnten in der Folgezeit die Insel aber so befestigen und ausbauen, dass keine weiteren Angriffe Erfolg hatten. Erst Ende des 18. Jahrhunderts wurde Malta vom damaligen Großmeister Ferdinand von Hompesch kampflos an Napoleon übergeben. Zum Schluss des Buchs beschreibt Schneider-Ferber, wie der Orden im 19. Jahrhundert nach neuen Allianzen suchte, jedoch mehr und mehr zerfiel. Erst mit den größeren Kriegen und Schlachten in Europa Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts und der Rückbesinnung auf die ursprüngliche Aufgabe des Ordens entstanden drei größere Institutionen, die sich bis heute auf die Johanniter und Malteser beziehen und international bekannt sind für Krankenversorgung und Katastrophenhilfe: der englische „Order of St. John“, der evangelische „Johanniterorden“ und der „Souveräne Ritter- und Hospitalorden vom hl. Johannes zu Jerusalem von Rhodos und Malta“.

Schneider-Ferber schafft es, auf rund 250 Seiten einen umfassenden Überblick über die Ordensgeschichte der Johanniter zu geben. Dabei beschränkt sie sich nicht darauf, lediglich die Fakten und Daten der wichtigsten Ereignisse zu nennen, sondern beschreibt in ausführlichen Exkursen vor allem die großen Schlachten um Akkon, Rhodos und Malta, geht intensiv auf die Baugeschichte an den jeweiligen Ordenssitzen ein und zeigt detailreich die Bedeutung der ordenseigenen Flotte für das Fortbestehen der Johanniter. Aufgrund dieser Schwerpunktsetzung werden andere Aspekte, wie beispielsweise die Struktur des Ordens oder das Verhältnis des Hauptsitzes zu den Niederlassungen (Kommenden) in Europa, lediglich gestreift oder gar nicht thematisiert. Auffallend ist, dass Fußnoten nur bei Quellenzitaten gesetzt und diese aus der Literatur als Sekundärzitate übernommen werden. Dabei bedient sich die Autorin vor allem in der ersten Hälfte der Monographie zum großen Teil älterer Literatur. Neue Literatur, die durchaus in der Bibliographie genannt wird, ist nicht erkennbar bzw. mit Nachweisen in den Text eingegangen. Insgesamt ist „Ritter im Exil: Die Geschichte der Johanniter“ flüssig und spannend geschrieben und weckt die Neugier auf den Orden, seine Geschichte und die damit verbundene Geschichte der Inseln Rhodos und Malta. Eine historisch-kritische Auseinandersetzung mit der Ordensgeschichte scheint allerdings nicht

Ziel der Monographie zu sein und daher ist das Buch mehr eine kenntnisreiche Nacherzählung als eine wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der Thematik.

Johanne Küenzlen

Orts- und personengeschichtliche Literatur

50 Jahre Kolleg St. Sebastian, hg. von CLAUDIUS HEITZ unter Mitarbeit von EBERHARD BRECKEL und ANNETTE FRANK, Selbstverlag Kolleg St. Sebastian, Stegen 2016, 256 S., zahlr. Farb- und S/W-Abb.

„Das Besondere an meiner Schule ist: der schöne große Park – das gibt es ja eigentlich an keiner Schule – [...] der Teich, [...] die Kapelle“ – Stimmen aus der Schülerschaft in der Festschrift des Kollegs St. Sebastian in Stegen. Es geht in der Tat um einen besonderen Ort, der sich vom Schloss zum Kloster und dann zur Schule gewandelt hat, wie es Pater Heinz Lau SCJ zusammenfasst in seinem Grußwort zum Jubiläum des von seiner Ordensgemeinschaft, den Herz-Jesu-Priestern, gegründeten und seit 1998 von der Schulstiftung der Erzdiözese Freiburg getragenen Gymnasiums in Stegen. Referenzjahr für die Fünfzigjahrfeier ist 1966, als das bisherige Progymnasium zum staatlich anerkannten Vollgymnasium avancierte und der Grundstein zu einem großzügigen modernen Schulgebäude gelegt wurde.

Vorläufer des ausgebauten Gymnasiums war die 1945 von Pater Heinrich Middendorf gegründete „Missionsschule Haus Stegen“, ein altsprachliches Progymnasium mit Internat, das seit 1952 staatlich anerkannt war. Es ging dem engagierten Ordensmann und Missionar darum, Nachwuchs für seine Gemeinschaft zu gewinnen und mit dem geistigen Rüstzeug auszustatten. Er sah sich in der Tradition der Vorkriegszeit, als seine Ordensbrüder in Stegen eine Spätberufenen-Schule unterhielten. Wegen seines Engagements für Flüchtlinge und Verfolgte während des Zweiten Weltkriegs wird er in der Festschrift durch einen Beitrag von Lea Wrede gewürdigt. Dass seine Schule, die hohe Anforderungen stellte und den Zöglingen wenig Freizeit ließ, in ihrer Zeit segensreich wirkte, ist den Beiträgen ehemaliger Absolventen zu entnehmen: Karl Willmann beschreibt den Schul- und Internats-Alltag der Fünfzigerjahre und notiert, wofür sich die Absolventen nach der Mittleren Reife entscheiden konnten: ein Drittel seines Jahrgangs wechselte auf das staatliche altsprachliche Berthold-Gymnasium in Freiburg, mehr als die Hälfte blieb dem Orden treu und wagte den Umzug ins Emsland, um das ordenseigene Gymnasium Leonium in Handrup zu besuchen; aber auch der mittlere oder gehobene Verwaltungsdienst war eine Option.

Pater Franz Hoch, der 1964 in Handrup das Abitur machte, schreibt aus dreifacher Verbundenheit mit Stegen: als ehemaliger Schüler, Erzieher und Rektor. Er geht auf die aktuelle Kritik an der Heim- und Internatserziehung der Nachkriegszeit ein und setzt seine guten und ungetrübten Erinnerungen, worin Fußball eine Rolle spielt, dagegen. Drei weitere ehemalige Internatsschüler kommen zu Wort und betonen einmütig und dankbar, dass sie als „Jungen vom Land“ ohne die Schule in Stegen keine höhere Schulbildung erhalten hätten. Das Internat wurde 1997 geschlossen, was sich schon in den 1980er-Jahren durch einen deutlichen Rückgang der Schülerzahlen abgezeichnet hatte. Eberhard Breckel, Schulleiter von 1978 bis 2004 und hier Autor des Beitrags „30 Jahre Kollegsgeschichte – die frühen Jahre“, dokumentiert diese Entwicklung parallel zum steilen Anstieg der externen Schüler, zu denen ab 1966 auch Protestanten und seit 1968 auch Mädchen gehörten.

Breckel stellt den Zusammenhang mit der bildungspolitischen Diskussion jener Jahre her: „Ganz im Sinne der Bewegung ‚Student aufs Land‘ wurden [...] Kreise erschlossen, die bisher einem Übergang in weiterführende Schulen [...] misstraut hatten.“ Stichwörter aus seinem Beitrag sind „Transformation“ und „Neukonzeption“. Er spricht die Gründung einer Mitarbeitervertretung und die Schülermitverwaltung an, Sprachenfolge, Musikzug, reformierte Oberstufe und bewertet die 1996 beschlossene Aufnahme der ordensgeführten Schule unter das Dach der Schulstiftung der Erzdiözese Freiburg als glückliche und die Kontinuität während der Entscheidung. Bernhard Moser, Schulleiter seit 2004, geht in seinem Beitrag auf die Ordenstradition ein, zitiert Pater Middendorf („Das Humanum kommt noch vor dem Religiosum“) und hält fest, dass 2002 mit Pater Heinrich Mentrup der letzte Herz-Jesu-Priester die Kollegsgemeinschaft verlassen hat.

Im Jubiläumsjahr wurden im Kolleg, das mittlerweile auch einen Realschulzug und ein Aufbaugymnasium führt, 750 Schüler unterrichtet. Entwicklung und Struktur der Schülerschaft wird in drei großen Graphiken visualisiert. Zahlreiche Einzelbeiträge geben Einblick in das vielgestaltige Bildungsangebot und die außerunterrichtlichen Veranstaltungen. Mit dem Schulprofil eng und langjährig verbunden ist das Sozialpraktikum. Eine Bereicherung die Kooperation mit der Domsingschule, worüber Marlies Ortlieb schreibt.

Claudius Heitz ist es gelungen als Redaktor aus den Beiträgen von mehr als 40 Autoren den Blick auf die Schulgeschichte und das reichhaltige Schulleben der Gegenwart zu ermöglichen. Die ersten sechs Seiten widmet er der Geschichte des besonderen Ortes, dem Schloss Weiler und der zugehörigen Sebastianskapelle. Die Freiherren, später Grafen von Kageneck verwalteten die Herrschaft Weiler seit 1702 als Erblehen; in der badischen Zeit im 19. Jahrhundert besaßen sie das Gebiet in der Rechtsform eines Stammgutes. Das Schloss wurde bewohnt, die Kapelle diente den Einwohnern von Stegen als Gotteshaus, bis Mitte des 20. Jahrhunderts die Pfarrkirche Herz Jesu erbaut wurde. Letzteres geschah in der Regie der Gemeinschaft der Herz-Jesu-Priester, die Schloss, Park und Kapelle seit 1920 nutzten und 1929 hier ein kleines Kloster gründeten, erst als Pächter, dann als Eigentümer. Sie haben nicht nur mit ihrer Schule, sondern auch für die Kirchengemeinde Stegen segensreich gewirkt.

Die vorliegende Publikation, in der sich alle Abiturienten namentlich wiederfinden, vermittelt ein konkretes Bild von einer Schule in freier Trägerschaft. Diese haben ihre Rechtsgrundlage im Grundgesetz und genießen in Baden-Württemberg einen hohen Stellenwert. Mehr als jeder elfte Schüler im Südwesten besucht eine private allgemeinbildende Schule. Renate Liessem-Breinlinger

817 – Die urkundliche Ersterwähnung von Villingen und Schwenningen. Alemannien und das Reich in der Zeit Kaiser Ludwigs des Frommen, hg. von JÜRGEN DENDORFER, HEINRICH MAULHARDT, R. JOHANNA REGNATH und THOMAS ZOTZ (Veröffentlichungen des Alemannischen Instituts Freiburg i. Br. 83), Jan Thorbecke Verlag, Ostfildern 2016, 261 S., Farb- und S/W-Abb.

Bald nach Beginn seiner selbständigen Herrschaft im Jahr 814 schenkte Kaiser Ludwig der Fromme dem Kloster St. Gallen Einkünfte von verschiedenen, in der Alemannia gelegenen Orten, die bisher einigen seiner Grafen zustanden. Unter diesen Orten waren neben Villingen und Schwenningen auch Tannheim, Nordstetten und Weilersbach. Es jährt sich daher am 4. Juni 2017 zum 1200. Mal die älteste schriftliche Erwähnung von fünf Bezirken der gegenwärtigen Stadt Villingen-Schwenningen. So war nun, kaum 20 Jahre nach dem letzten runden Jubiläum – 1999 jährt sich zum tausendsten Mal die Verleihung des Villingener Marktrechts –, erneut eines wichtigen Marksteins in der Geschichte der Stadt und ihrer Vorläufersiedlungen zu gedenken. Aus diesem Anlass wurde bereits im Jahr 2015 eine wissenschaftliche Tagung abgehalten, deren Erträge nun, im Jubiläumsjahr, in gedruckter Form vorgelegt wurden.

Dabei stand dieses Unternehmen vor zwei Schwierigkeiten. Zum einen bleibt dieser frühe Beleg ein komplett isoliertes Zeugnis. Es gibt für die fünf Stadtbezirke keine weiteren Schriftquellen aus dieser Zeitschicht. Erst die Marktrechtsurkunde von 999 bietet die nächsten Informationen zu Villingen. Aus historischer Sicht kann demnach kein Versuch unternommen werden, die karolingerzeitliche und ottonische Geschichte der fünf Orte näher zu beleuchten. Aus dieser Not wurde jedoch eine Tugend gemacht, indem das Konzept der Tagung vorsah, das historische Umfeld der Erstnennung auszuleuchten. Es wurde daher in einem breiten Ansatz Politik, Gesellschaft, Wirtschaft und Verwaltung des frühen 9. Jahrhunderts untersucht, immer mit besonderem Fokus auf den deutschen Südwesten und insbesondere die Baar, Ludwig den Frommen und das Kloster St. Gallen.

Die zweite Schwierigkeit stellt sich immer dann, wenn der Gedenkalender die Arbeitspläne diktiert und die Wissenschaft zu einem Jubiläum präsentieren soll, was es an neuen Erkenntnissen vorzustellen gibt – nicht immer gibt es so viel Neues, wie gewünscht. Um es aber gleich vorweg zu nehmen: selbst wenn man derartiges argwöhnt, den Herausgebern gelang es mit dem hier zu rezensierenden Buch, einen ausgesprochen ertragreichen Sammelband vorzulegen. In ihm konnten zahlreiche neue Ergebnisse präsentiert werden und etliche Beiträge zeichnen sich durch eine geradezu erfrischende Lust an der Dekonstruktion älterer Forschungsmeinungen aus.

Der Band profitiert davon, dass erst im vergangenen Jahr die MGH-Edition der Urkunden Ludwigs des Frommen endlich vorgelegt wurde. Der MGH-Bearbeiter Theo Kölzer kann daher aus erster Hand die Hintergründe der Urkundenpraxis Ludwigs des Frommen referieren. Die historischen Aufsätze werden flankiert von einer Betrachtung der in den vergangenen Jahren beträchtlich gewachsenen archäologischen Erkenntnisse, wobei Sebastian Brather die lange Jahre als Gewissheit geltende Herleitung der „-ingen“-Orte in Frage stellt. Jürgen Dendorfer regt in seinem Beitrag an, die Konkurrenzstellung der Karolinger zu den Alaholfingern zu hinterfragen, ja sogar ganz zu überlegen, ob die Alaholfinger nicht gar ein Konstrukt der älteren prosopografischen Forschung seien. In der Beleuchtung der nur kurzlebigen Herrschaft, die im Jahr 829 für Karl den Kahlen in der Alemannia eingerichtet wurde, stellt Stefan Patzold eine „Minimalsicht“ zur Diskussion, die ältere Forschungstendenzen relativiert, die diesem ephemeren Gebilde eine größere Bedeutung und stärkere Nachwirkungen beimaßen. Der Platznot ist es geschuldet, dass nicht auch noch auf die übrigen elf Beiträge so eingegangen werden kann, wie diese es verdient gehabt hätten.

Es bleibt zu bilanzieren, dass in dem Band ausgesprochen anregende und innovative Beiträge versammelt sind, die eine Lektüre lohnend machen und die Ausgangspunkte für weitere Forschungen bieten. Der Band ist reich und qualitativ voll bebildert, vielfach auch farbig, und mit einem Orts- und Personenregister versehen.

Boris Bigott

BERND BRAUN/ULRIKE HÖRSTER-PHILIPPS: In jeder Stunde Demokratie. Joseph Wirth (1879-1956). Ein politisches Porträt in Bildern und Dokumenten, hg. von der Joseph-Wirth-Stiftung in Zusammenarbeit mit der Stadt Freiburg, Modo-Verlag, Freiburg 2016, 216 S., 235 Abb.

Der hundertste Geburtstag des einstigen Zentrumsabgeordneten, Finanzministers und Reichskanzlers der Jahre 1921/22 wurde 1979 in seiner Heimatstadt Freiburg zögerlich begangen, dann aber nachhaltig wirksam wahrgenommen durch das Bändchen mit dem provozierenden Titel „Die unterlassene Ehrung des Reichskanzlers Joseph Wirth. Blüten eines provinziellen Antikommunismus. Ein dokumentarisches Lesebuch“, herausgegeben von Gernot Erler und Karl-Otto Sattler. Hugo Ott publizierte im Alemannischen Jahrbuch (Band 1979/80 [1983]) und im Freiburger Diözesanarchiv (FDA 101 [1981]) und forschte nach dem Nachlass. Ulrike Hörster-Philipps, die in Münster mit einer Arbeit über die Weimarer Republik promoviert hatte, wurde auf die Aktivitäten aufmerksam, kam nach Freiburg und machte die Wirth-Biographie zum Thema ihrer Habilitation. 1992 gehörte sie zu den ersten deutschen Historikern, die in Moskau die 1945 dorthin verbrachten Teile des Wirth-Nachlasses einsehen durften. 1995 wurde sie habilitiert, 1998 erschien das Ergebnis ihrer Arbeit in der Reihe B Forschungen der Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte: „Joseph Wirth 1879-1956. Eine politische Biographie“. 1985 war sie maßgeblich an der Gründung der Joseph-Wirth-Stiftung e.V. beteiligt. Diese Vereinigung präsentierte 2016 zum 60. Todesjahr des Alt-Kanzlers in Zusammenarbeit mit der Stadt Freiburg einen großformatigen Band zur Wirth-Biographie mit Texten von Ulrike Hörster-Philipps und einer dichten Bilddokumentation, zusammengestellt von Bernd Braun, dem wissenschaftlichen Mitarbeiter und stellvertretenden Geschäftsführer der Friedrich-Ebert-Gedenkstätte in Heidelberg.

Durch die Dominanz der aussagekräftigen Bilder von guter Qualität und in geschicktem Arrangement, begleitet von einem gut gegliederten Text und informativen Bildunterschriften wird die Beschäftigung mit Wirth zu einer angenehmen und spannenden Zeitreise. Ein prächtiges Luftbild der Innenstadt von Freiburg vor der Zerstörung und der Blick in die Nussmann- und Herrenstraße zeigen, wo Joseph Wirth aufgewachsen ist. Ein Blick in die Setzerei des Herder-Verlags, wo Vater Wirth beschäftigt war, steht für das katholische Umfeld. Es folgen Studioaufnahmen des Gymnasiasten und Studenten, das Titelblatt der Promotion, der Mathematiklehrer an der Neuburg-Oberrealschule in Freiburg (irrtümlich ist die Rotteck-ORS statt des späteren Kepler abgebildet). Porträts von Stadtpfarrer Heinrich Hansjakob und Rechtsanwalt Constantin Fehrenbach, Reichskanzler von 1920/21 und als solcher Vorgänger von Wirth, stehen für die Verankerung in der Zentrumsparterie, für die dieser 1913 in den badischen Landtag einzog. In den ersten drei Kriegsjahren war er als Sanitäter im Kampfgebiet. Ein Blick in den Bildnachweis eröff-

net Erstaunliches: Acht der 31 Abbildungen des Kapitels „Politische Wurzeln“, neben den Kriegsbildern Porträts des jungen Joseph Wirth mit seinen Geschwistern und eine Aufnahme der Mutter, stammen aus dem Russischen Staatlichen Militärarchiv in Moskau, einem erst in jüngerer Zeit ausgewerteten Teil des dortigen Wirth-Nachlasses.

Diese Quelle taucht mit sechs Nennungen unter den 52 Abbildungen im Abschnitt „Politisches Wirken in der Weimarer Republik“ auf und belegt für das Jahr 1925 eine USA-Reise Wirths, an der auch die mit ihm befreundete Abgeordnete und Fraktionskollegin Christine Teusch teilnahm. Ein Großteil der Bilder, die Wirths raschen Aufstieg zum Reichsfinanzminister im Kabinett Fehrenbach, dann zum Reichskanzler, später als Minister mit wechselnden Ressorts belegen, stammt aus den Beständen der Friedrich-Ebert-Gedenkstätte, der Joseph-Wirth-Stiftung, der privaten Sammlung von Bernd Braun, dem Bundesarchiv und verschiedenen Landesarchiven. Immer wieder ist er zu sehen an der Seite von Reichspräsident Ebert, der 1921 Wirths Wahl gerne bestätigt habe, da dieser zum linken Flügel des Zentrums gehörte. Wirths Kanzlerschaft wurde von tragischen Ereignissen überschattet: den politischen Morden an Matthias Erzberger und Walter Rathenau, als „Erfüllungspolitiker“ war er eine Hassfigur der Rechten und selbst in Gefahr, einem Anschlag zum Opfer zu fallen. Außenpolitisch gelang ihm am Rande der internationalen Konferenz von Genua der Abschluss des Rapallo-Vertrages mit Sowjetrußland.

Besonderes Interesse verdienen die Abschnitte über Wirths Leben nach seiner Zeit als aktiver Staatsmann und Mandatsträger: die Jahre des Exils von 1933 bis 1948 mit Stationen in Paris, London und am längsten in Luzern, dann seine Rolle in der Politik der jungen Bundesrepublik in Opposition gegen Adenauers Westintegration, die Reisen in die DDR und nach Moskau. Diese letzte Phase, die sich vor dem Hintergrund des Kalten Krieges abspielte, rief schon unter den Zeitgenossen Irritationen hervor, wurde hitzig diskutiert im Zusammenhang mit dem 100. Geburtstag und der „unterlassenen Ehrung“ und hat bis heute keine einheitliche Bewertung erfahren. Wulf Rüskamp gab in der Badischen Zeitung vom 29. Juni 2016 zu bedenken, dass Wirth bei allem Wohlmeinen im Sinne Stalins und der SED gearbeitet habe und seine Bewegung „Bund der Deutschen“ von Ostberlin gesteuert worden sei. „Solche Behauptungen sind nicht plumper Antikommunismus [...], sondern gehören zu jenem erst nach 1990 Zug um Zug aufgeklärten Komplex, wie sehr sich SED, Stasi und andere DDR-Organisationen in Westdeutschland eingemischt haben. Inwieweit Joseph Wirth das überblickt hat oder nur Opfer seines politischen Ehrgeizes war, ist unklar. Aber auf diese Diskussion geht Hörster-Philipps erst gar nicht ein. Die DDR jedenfalls behandelte ihn, anders als die Bonner Republik, als Staatsmann, auch wenn er dazu nie ein Mandat hatte. Der Aufstand vom 17. Juni 1953 – Leute seiner Gesinnung hielten das ohnehin für einen „Putschversuch“, und auch in diesem Buch spielt das Datum keine Rolle – hinderte ihn nicht daran, sich wieder in die DDR und die Sowjetunion einladen zu lassen. Die verlieh ihm 1955 den Stalin-(später: Lenin-)Friedenspreis – warum auch immer. Aber selbst davon ist in diesem Buch nichts zu lesen.“

Erfolgreich und segensreich wirkte Wirth im humanitären Bereich als Helfer bei der Flucht verfolgter Juden und vor allem nach Kriegsende mit der Organisation von Lebensmittelsendungen aus der Schweiz in das besetzte Deutschland. Bildmaterial hierzu stammt zum Teil aus dem Archiv des Deutschen Caritasverbandes. Bei genauer Lektüre kann man erkennen, dass Wirths Zusammenarbeit mit der „Katholischen Deutschlandhilfe“ nicht ganz spannungsfrei war, weshalb er 1946 an der Gründung der „Christlichen Nothilfe“ mitwirkte. Der Band bietet nicht nur einen Überblick über Wirths Biographie bis zum Begräbnis 1956 auf dem Freiburger Hauptfriedhof, das der spätere Generalvikar Ernst Föhr leitete und mit einer ehrlichen, aber verständnisvollen Ansprache begleitete, sondern belegt die Rezeptionsgeschichte bis in die Gegenwart. Das letzte Bild zeigt Wirtschaftsmanager Prof. Klaus Mangold, von 2000 bis 2010 Vorsitzender des Ostausschusses der Deutschen Wirtschaft und seit 2005 Honorarkonsul der Russischen Föderation für Baden-Württemberg, bei einer Veranstaltung der Joseph-Wirth-Stiftung und der IHK Südlicher Oberrhein zum Thema „Dialog mit Russland“.

Renate Liessem-Breinlinger

Der dunkle Glockenton. Briefwechsel zwischen Reinhold Schneider und Rudolf Alexander Schröder, hg. von KLAUS GOEBEL, Ralf Schuster Verlag Passau, 2., durchgesehene und erweiterte Auflage 2016, 147 S., 12 Abb.

Reinhold Schneider, anfangs ein eher weltlicher, bald schon ein christlich-katholischer Historiograph, erwuchs in bedrängter Zeit zum Mahner und Tröster. Mehrere Biographien würdigen ihn. Sie werden abgerundet durch eine Reihe veröffentlichter Briefwechsel, etwa mit Werner Bergengruen, Bernt von Heiseler, Erich Przywara, Leo Wohleb oder Leopold Ziegler. Eine Lücke schließt die vor zwei Jahren herausgekommene Korrespondenz mit dem um eine Generation älteren Architekten, Liederautor und Schriftsteller Rudolf Alexander Schröder, der für die Bekennende Kirche eintrat. Diese Briefsammlung hat soeben eine ergänzte zweite Auflage erfahren, sie bringt nunmehr den noch erhaltenen Schriftwechsel vollständig.

Schwerlich nur vermag der heutige Leser sich in die unheildrohende Atmosphäre der braunen Herrschaft zurückzusetzen, wo jede regimiekritische oder nur zweifelnde Formulierung Verfolgungsmaßnahmen der Gestapo auslösen konnte. Da musste man vieles zwischen den Zeilen herauslesen können. Natürlich waren unsere beiden Briefpartner mit der literarischen Tarnung vertraut. Ihr dahin gehendes Mühen hat den Meinungs austausch seit dem Anbeginn im Jahre 1935 sichtbar geprägt. Eine bezeichnende Anspielung findet sich in dem Satz Schröders im Brief vom 2.1.1937, wo er eine Lesung im kleinen Kreise erwähnt: *Wir werden uns ja langsam an die hereinbrechende Katakombenzeit gewöhnen müssen* (S. 42). Gegenstand des Dialogs zwischen den beiden ist vor allem die eigene schriftstellerische Arbeit, die ungeachtet der Diktatur von einem ethischen Konsens getragen wird. Schröder schreibt die längeren Briefe, Schneider gibt sich verhaltener. Nach Kriegsende darf die Ausdrucksweise offener werden. Unter dem 26.6.1946 sagt Schneider entschuldigend: *Wie oft haben wir von Ihnen gesprochen, aber zu einem Briefe fehlte die Freiheit; zuletzt konnte man ja nur noch schweigen [...]* (S. 60). Und wieder ist es jetzt Schröder, der ausführlich schreibt, während Schneider zumeist einsilbiger antwortet. Inhaltlich fordern nun theologische Fragen mehr Raum ein, wenngleich man in Glaubensdingen nicht immer übereinstimmt. In einem Schreiben Schröders vom 28.10.1954 dreht sich das literarische Zwiegespräch um die theologische Jenseitshoffnung (S. 79). Auffälligerweise lässt Schneiders Antwort vom 5.11.1954 (S. 85) schon jene Furcht vor einer ewigen Finsternis anklingen, die sich in seinem großen letzten Werk „Winter in Wien“ noch stärker offenbaren sollte. Ein Text Schröders vom 2.8.1954 schreckt auf: *Was ich s. Z. über Mann geschrieben habe, hatte seine Spitze gegen die Nazis und hat mich denn auch hart an den Rand des Konzentrationslagers gebracht* (S. 78 und Fußnote 194). Eingestreut in die Brieftexte stößt der Leser auf Mitteilungen über persönliche Treffen, über Vorträge, über Reisepläne oder auf Dankesworte für die Zusendung von Autorenexemplaren. Die letzte Nachricht in dieser Korrespondenz kommt von Reinhold Schneiders Hand: Unter dem 1. Januar 1957 grüßt er von einem Aufenthalt im Hotel „Atlantic“ in Baden-Baden (S. 91).

Der Sprachstil bleibt – von ein paar lebhaften Ausrufezeichen abgesehen – sachlich-distanziert, stets auf ‚Sie‘-Anrede bedacht. In diesem Grundton gewähren die überlieferten Schreiben Einblick in die Denkweise zweier unterschiedlicher Persönlichkeiten, die allein ihrem christlichen Gewissen gehorchten. Lebensbilder der beiden hat der Herausgeber im Einführungsteil des Buches mit wissenschaftlicher Sorgfalt nachgezeichnet. Gleiches gilt für die im Anhang wiedergegebenen, die Briefschreiber betreffenden Texte, für die Übersicht aller in der Schrift erwähnten Werke, für das Quellenverzeichnis, das Personenregister und den Bildteil. Das Buch bringt uns die miteinander verbundenen Dichter näher.

Reiner Haehling von Lanzener

Der Wunschlose – Prinz Max von Baden und seine Welt. Begleitband zur Ausstellung des Landesarchivs Baden-Württemberg in Kooperation mit Staatliche Schlösser und Gärten Baden-Württemberg, hg. von KONRAD KRIMM, Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart 2016, 232 S., zahlr. Farb-Abb.

Wie begegnet man einem, wie erfasst man einen „Wunschlosen“? Und dann noch, wenn man sich ausdrücklich nicht „zu Gericht setzen“ will, denn „um mehr als Verstehen soll es nicht gehen“. Nicht in einer monographischen Biographie soll die Annäherung an Prinz Max von Baden, den letzten Kanzler des Kaiserreichs, gelingen, sondern Konrad Krimm und seine Mitautoren haben in Einzelaufsätzen versucht, mit Hilfe seiner Korrespondenz Einblick in dessen Umfeld zu erlangen.

Das ungewöhnliche Konzept des Begleitbandes zu der gleichnamigen Ausstellung ist Ergebnis der archivarischen Erfassung und Aufarbeitung des 2.000 Einzelakten umfassenden Nachlasses von Prinz Max von Baden, der sich seit 2014 als Leihgabe des Hauses Baden im Generallandesarchiv Karlsruhe befindet und von Konrad Krimm, Archivdirektor i. R., aufgearbeitet wurde.

Den vier einleitenden sachthematischen Aufsätzen, „Eine schwierige Biographie“, „Prinz Max von Baden und die Kriegsgefangenenfürsorge im Ersten Weltkrieg“, „Max von Badens Reichskanzlerschaft“ und „Prinz Max von Baden und die Gründerjahre der Schule Schloss Salem“, schließen sich 23 knapp gehaltene Skizzen über ausgewählte Briefpartner an. Zu Wort kommen Verwandte, Freunde, Mentoren, politische Mitstreiter und Gegenspieler durch ein briefliches Zitat, eingebettet in einen knappen biographischen Abriss über die Persönlichkeit und Einordnung ihrer Haltung zu und Bedeutung für Prinz Max. Gegliedert wird diese Vielfalt an Meinungen und Persönlichkeiten in drei chronologisch aufeinander folgenden Kapiteln.

Die Palette der brieflichen Korrespondenz ist ungewöhnlich breit, sie reicht von „ganz rechts bis in die linke Mitte“, bewegte sich der Prinz doch in verschiedenen Welten gleichzeitig: im europäischen Hochadel, im Militär, in der kulturellen, künstlerischen wie intellektuellen Auseinandersetzung. Durch seine Fähigkeit, sich so vielen Meinungen öffnen zu können, vereinigt sich hier extrem Gegensätzliches. Seine tiefe Verehrung für den rassistischen Houston Stewart Chamberlain hinderte ihn nicht daran, über Jahre vertrauensvoll mit Kurt Hahn, seinem politischen Berater, Lektor seiner „Erinnerungen und Dokumente“ und Leiter „seiner“ Internatsschule Schloss Salem, der von jüdischer Herkunft war, zusammenzuarbeiten.

Auch wenn die Beschäftigung mit Prinz Max ausdrücklich nicht nur auf die sechswöchige Kanzlerschaft verengt werden sollte, so stand doch sein politischer Deckname, „Der Wunschlose“, Pate für das aktuelle Projekt. Vom Sommer 1917 bis zum Herbst 1918 beriet sich Prinz Max mit Anhängern und Freunden, „der Gruppe“, über Möglichkeiten seiner Kanzlerschaft und immer neue Wege der Kriegsbeendigung. In diesen Geheimverhandlungen wurden auch politische Gegenspieler, spätere Kabinettsmitglieder und Militärs mit Decknamen getarnt, wie z. B. „der Verwandte“ (Kaiser Wilhelm II.), „der Onkel“ (Erich Ludendorff), „der Neffe“ (Hans von Haefen), „der Dicke“ (Wilhelm Solf) usw.

Ebenso unterschiedlich wie die Persönlichkeiten seines Umfelds waren auch die Projektionen, die auf den Prinzen gerichtet wurden; galt er doch als selbstloser Diplomat, versteifter Monarchist, Entscheidungsschwacher, Verräter am Kaiser und zugleich Verräter am politischen Fortschritt. Man ahnt, dass diese sehr unterschiedlichen Projektionen fast noch mehr über das Umfeld aussagen als über den Prinzen selbst. Wie viele Zeitgenossen seiner Epoche, dieser „nervösen Epoche“ am Ende einer alten Gesellschaftsordnung, taumelte auch er zwischen ästhetischer Sinnsuche (Wagnerkreis), Suchen nach Erlösung (im Gefolge von selbsternannten Propheten wie Johannes Müller) und Verzweiflung über den Zusammenbruch der alten Sinnordnung. Damit vertreten er wie auch seine vorgestellten Briefpartner geradezu exemplarisch „eine ganze Generation, die den militärischen und den politischen Zusammenbruch Deutschlands erlebte, ohne darauf wirklich vorbereitet gewesen zu sein“.

In der ansprechenden Aufmachung des Begleitbandes wird die Einteilung in unterschiedliche Kapitel und Essays durch farbige Markierungen auch optisch gegliedert. Zudem werden die Texte durch zahlreiche Abbildungen von Plakaten, Schriftstücken, zeitgenössischen Porträtfotografien, Gemälden und dem jeweiligen Abdruck eines Briefes an oder über Prinz Max, inklusive Transkription, illustriert. Neben Angabe des Quellenapparates ist die aufgeführte Sekundärliteratur klug ausgewählt und beschränkt sich auf den biographischen Bezug der Hauptfiguren.

Mona Djabbarpour

Greiffenegg und Ramberg – Eine Freundschaft in Zeichnungen, Begleitband zur Ausstellung im Haus der Graphischen Sammlung im Augustinermuseum Freiburg, hg. von FELIX REUSSE für die Städtischen Museen Freiburg, Michael Imhof Verlag, Petersberg 2017, 128 S., 124 Farb-Abb.

Der Katalog begleitet die dritte Ausstellung im neuen Haus der Graphischen Sammlung im Augustinermuseum Freiburg, in der die Freundschaft zwischen dem gebürtigen Freiburger, Diplomaten und Militär Hermann Gottlob von Greiffenegg-Wolfurt (1773-1847) und dem Zeichner Johann Heinrich Ramberg (1763-1840) im Spiegel der Zeichnung beleuchtet wird. Die 100 Katalognummern stammen zum größten Teil aus einem umfangreichen Konvolut an Zeichnungen und Druckgraphiken aus dem Nachlass Greiffeneggs sowie einige Miniaturbarette für Orden und weitere persönliche Utensilien aus dem Besitz der Nachfahren. Der Name „Greiffenegg“ ist noch heute in Freiburg durch das sogenannte „Greiffenegg-schlösschen“, das Greiffenegg senior auf dem Schlossberg oberhalb des Schwabentores erbauen ließ, wohlbekannt.

In elf Aufsätzen werden die Biographien der Protagonisten, die Genealogie der Familie Greiffenegg, die diplomatischen und militärischen Auszeichnungen Hermann Gottlob Greiffeneggs, sein etwas unübersichtliches persönliches Umfeld und die kunsthistorische Analyse der ausgestellten Exponate erläutert.

Vater und Sohn Greiffenegg widmet sich Antigone Kiefner, deren Biographien sie jeweils anschaulich in die unruhigen politischen Zeitumstände zwischen Französischer Revolution, Napoleonischen Kriegen und der Restaurationszeit eingebettet hat. Greiffenegg Junior blieb auch nach dem Übergang des Breisgaus an das Haus Baden in habsburgischen Diensten. Seine Karriere als Diplomat führte ihn von Freiburg nach Bern, Karlsruhe, ins Elsass und schließlich über Kassel für mehrere Jahre nach Hannover, wo er sich mit dem Zeichner Johann Heinrich Ramberg befreundete. Mit der Bitte um Versetzung in südlichere Gefilde aus gesundheitlichen Gründen beendete er unabsichtlich seine diplomatische Laufbahn. Die österreichische Regierung nutzte vielmehr diese Gelegenheit, sich des allzu eigenständigen und unberechenbaren Gesandten zu entledigen, indem sie ihn als Festungskommandant auch geographisch ins Abseits, d.h. zunächst ins Friaul, später nach Dalmatien beorderte. Gesundheitlich angeschlagen und zermürbt von mehreren vergeblichen Versetzungsgesuchen bat Greiffenegg schließlich um seine Pensionierung und kehrte 57-jährig nach Freiburg zurück, wo er später auch verstorben ist; sein Grabstein befindet sich noch heute auf dem Alten Friedhof.

In Hermann Gottlob von Greiffenegg-Wolfurts abenteuerlicher beruflicher Laufbahn und ihrem unruhlichen Ende spiegelt sich neben den unruhigen Kriegszeiten exemplarisch auch der Übergang von einem Herrscherhaus an das andere wider. Doch auch seine überaus eigenständige und unkonventionelle Vorgehensweise, seine eigenmächtigen Spionagetätigkeiten und sein beharrliches Anhängen an das habsburgische Herrschergeschlecht trugen zu seiner Kaltstellung bei. Zudem lebte er – für damalige Moralvorstellungen völlig inakzeptabel – lange Zeit vor seiner Scheidung in einem außerehelichen Verhältnis mit seiner späteren Frau Agathe Mauch und ihrer Stiefschwester Josephine Lang zusammen. Seine Charakterisierung, als „sperrige wie schillernde Persönlichkeit, die viele Fragen offen lässt und zu Spekulationen verleitet“ ist damit noch heute zutreffend. Henning Volle stellt in mehreren Aufsätzen Greiffeneggs diplomatische und militärische Auszeichnungen vor, zudem wird anhand des Stammbaums und der Aufwertung des Familienwappens der Aufstieg von Greiffenegg zum Freiherrn zu Wolfurt erläutert. Des Weiteren werden aus dem zeichnerischen Konvolut Porträts von Greiffenegg und seinen beiden Begleiterinnen gezeigt, die von der Hand des Rambergsschülers August Cleefs stammen. Seine Biographie hat Gabriele Eilert-Ebke zusammengefasst. Unter dem Motto „Zeichnen als Akt der Freundschaft“ widmet sich Felix Reuß den künstlerischen Exponaten und dort ausführlich den zahlreichen Zeichnungen, die Johann Heinrich Ramberg für Greiffenegg, dessen spätere Frau Agathe und ihre Schwester Josephine angefertigt hat. Dabei wird einfühlsam nicht nur die tiefe Freundschaft dieser beiden gleichgesinnten Charaktere herausgearbeitet, sondern auch die bemerkenswerte Fähigkeit Rambergs, hochgestimmte, akademisch tradierte Bildinhalte in einen sehr privaten Zusammenhang zu überführen. Die oftmals humorigen Freundschaftsgaben sind über ihren beachtlichen künstlerischen Wert hinaus für den heutigen

Betrachter besonders interessant, da sie durch Widmungen Rambergs oder durch zum Teil ausführliche Kommentare Greiffeneggs Aufschluss über den Anlass ihrer Entstehung geben oder *en détail* die private Bedeutungsebene entschlüsseln, die sonst verborgen bliebe.

In dem ansprechend gestalteten Katalog bleibt das besondere Flair der reizvollen Arbeiten auf Papier durch die großformatigen und qualitätsvollen Farbbildungen erhalten, ebenso die feinsinnigen Details der Graphiken und die gekonnt unterschiedlich kräftige oder zarte Strichführung in den Federzeichnungen. Die Widmungen und Kommentare der verschiedenen Hände sind in den einzelnen Titeln der Exponatliste durch unterschiedliche Farbigkeit kenntlich gemacht. Ein Verweis der Katalog- auf die Abbildungsnummern nicht nur im Text-, sondern auch im Katalogteil, wäre wünschenswert gewesen. Ein Literaturverzeichnis rundet den wissenschaftlichen Apparat ab. Mona Djabbarpour

Hermann der Lahme. Reichenauer Mönch und Universalgelehrter des 11. Jahrhunderts, hg. von FELIX HEINZER und THOMAS ZOTZ (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg: Reihe B, Forschungen 208), Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart 2016, X und 345 S., zahlr. Abb. und Tafeln.

Hermann der Lahme gilt als einer der bedeutendsten Forscher, Schriftsteller und geistlichen Gelehrten des Mittelalters. An seine Geburt am 18. Juli 1013 vor tausend Jahren erinnerte 2013 die in der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart in Weingarten durchgeführte Tagung „Hermannus Contractus. Reichenauer Mönch und Universalgelehrter des 11. Jahrhunderts“. Die Vorträge sowie einige ergänzende Beiträge gibt die anzuzeigende Sammlung wieder. Herausgegeben wurde das Buch von den beiden aktiven Emeriti der Freiburger Albert-Ludwigs-Universität, dem Mittellateiner Felix Heinzer und dem Landeshistoriker Thomas Zotz unter Mitarbeit von Hans-Peter Schmit.

Der Band enthält neben einem Vorwort 16 Beiträge sowie ein Orts- und Personenregister und ist in vier Sektionen unterteilt: Die erste Sektion umfasst Aufsätze zum Leben, Umfeld und zur Nachwirkung Hermanns, die zweite handelt von Hermann als Historiograph, die dritte vom Dichter Hermann, die vierte hat ihn als gelehrten Mathematiker, Musiker und Komputisten im Blick. Der erste Beitrag „Hermann und seine Familie, die Grafen von Altshausen“ von Thomas Zotz arbeitet die Quellen dazu auf, stellt den Titel des eigenen Beitrags in Frage; denn zu Lebzeiten Hermanns „war es nicht üblich, eine Person nach einem Ort zu benennen“ (S. 11), und ordnet die Familie in den Kontext vergleichbarer Familien aus der Adelslandschaft Schwabens ein. Walter Berschin stellt in einer unkonventionellen Skizze drei Fragen: „Ab wann war Hermann behindert?“, „War Hermann wirklich ‚Oblate in Reichenau‘?“ und „Hat Hermann die Priesterweihe empfangen?“ (S. 19), zu deren Beantwortung er Material liefert, von denen er die letzte dahingehend beantwortet, Hermann habe nicht die Priester-, sondern eine einfache Mönchsweihe erhalten. Helmut Maurer beschreibt das klösterliche Umfeld Hermanns, indem er ausgehend vom Brief des Abtes Bern an Bischof Werner von Straßburg über den Konflikt mit Hermanns Vater Wolfrat das sogenannte „silberne Zeitalter“ der Reichenau in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts vorstellt. Felix Heinzer interessiert sich für die Frage, ob sich in den stigmatisierenden Benennungen Walahfrid Strabo, Notker Balbulus und Hermannus Contractus „ein bestimmtes Autorschaftskonzept artikulieren könnte“, das sogar „so etwas wie eine paradigmatische Funktion“ (S. 45) gehabt hätte. Für den Fall von Hermann deuten einige Belege, darunter mehrere aus England, darauf hin, dass das „Paradigma der Koppelung von körperlicher Defizienz und innerer geistiger Größe“ (S. 62) zu einer geistigen, geradezu „hagiographischen Aufladung“ führte. Wolfgang Augustyn stellt die Rezeption Hermanns in der Bildenden Kunst vor. Der reich bebilderte Beitrag bezieht dabei Beispiele des 13. bis 20. Jahrhunderts ein und kommt zu dem Ergebnis, dass „die doppelte Rolle Hermanns als geistlicher Dichter und Wissenschaftler [...] die Bildüberlieferung des als Heiligen verehrten Reichenauer Mönchs bis zum Ende des 18. Jahrhunderts [prägten]“ (S. 82).

Den zweiten Teil leitet Hans-Werner Goetz mit einer Studie über das Geschichts- und Weltbild der Chronik Hermanns von Reichenau ein. Darin wird unter anderem die Bedeutung der Chronologie und Zeitrechnung für Hermanns Geschichtsdarstellung deutlich (leider ist die Beschriftung mancher Karten

schwer leserlich, Abb. 4 und 5, S. 101). Heinz Kriegs Beitrag blickt auf die „Schwäbische Geschichte und schwäbische Umwelt im Spiegel von Hermanns Chronik“. Darin werden die kirchlich-monastische Umgebung, das familiäre Umfeld und die Frage einer möglichen gentilen Identität bei Hermann untersucht.

Auftakt des dritten Teils zu „Hermannus poeta“ ist der zweite Beitrag Felix Heinzers, hier über „Hermann in Hirsau? Zur Verbreitung von Hermanns Sequenzen“. Zwar muss „das Fragezeichen im Titel [...] auch am Ende dieser Untersuchung stehen bleiben“ (S. 172), doch es wird deutlich, welche wichtige Rolle Hirsau für die Verbreitung der Sequenzen gespielt hat. Einen Vergleich des Marienhymnus’ „Ave maris stella“ mit Hermanns Mariensequenz „Ave praeclara maris stella“ steuert Eva Rothenberger zu der Sammlung bei. Sie zeigt, wie es Hermann mit Hilfe seiner „strukturellen, semantischen und letztlich theologischen Weiterführung des [...] Marienhymnus ‚Ave maris stella‘ gelingt, [...] diesen in seiner Sequenz zu einem Maximum an sprachlicher und struktureller Kunstfertigkeit weiter zu entwickeln“ (S. 192, mit synoptischer Aufstellung S. 193f.). Bernhard Hollick stellt Hermanns Gedicht „Opusculum Herimanni“ („Über die acht Hauptlaster“) vor und arbeitet dabei heraus, dass das Opusculum „nicht nur eine virtuose und wortgewaltige Dichtung ist, sondern auch ein sorgfältig geplanter theologischer Traktat“ (S. 219).

Den vierten Teil führt Michael Klapers Arbeit über Hermann und die Musik seiner Zeit an. Gerade im Vergleich zu Bern und Ekkehart zeigen sich „größere Sprungbewegungen, selbst auf engstem Raum und in wechselnde Richtungen; [...] die Melodie verläuft sehr viel bewegter und durchschreitet immer wieder rasch größere Distanzen“ (S. 236, mit Notenbeispielen und Tabellen). Menso Folkerts befasst sich in seinem reich bebilderten Aufsatz mit „Hermanns Schrift über das Zahlenkampfspiel – Rithmochachie“. Es handelt sich um „ein Brettspiel, das seinen Ursprung in der theoretischen Arithmetik hat“ (S. 243). Und Martin Hellmann untersucht „Abakus und Rechenlehre im Werk Hermanns des Lahmen“. Dazu erläutert er grundlegende Aspekte der Berechnung des Ostertermins, den Inhalt von Hermanns Bruchtabellen (mit mehreren Tafeln), deren handschriftliche Überlieferung und widmet sich auch ihrer praktischen Verwendung. Hermanns Astrolab im Spiegel der neuesten Forschung ist das Thema von David Justes Beitrag. Zu dem vielseitig einsetzbaren Instrument existierte zu Hermanns Zeit bereits ein älteres Korpus an Literatur, dem er selbständige neue Werke an die Seite stellte. Juste stellt diese drei Texte vor und überprüft ihre Zuschreibung an Hermann, wobei er zu dem Ergebnis kommt, dass der Mönch selbst nur für das erste Buch der Dreiergruppe als Autor in Frage kommt, bei dem zweiten Werk ist seine Rolle eher die eines Initiators für den Autor Berengarius, die Zuschreibung der dritten Quelle entsprang dagegen wohl Hermanns späterem Ruf als Kenner astrolabischer Instrumente; im Anhang bietet Juste erstmals eine Liste der derzeit bekannten 65 Handschriften (S. 283f.). Immo Warntjes Darstellung zu den drei komputistischen Schriften „Epistola ad Herrandum“, „Abbreuiatio compoti“ und „Prognostica“ macht unter anderem deutlich, wie bedeutend Hermanns Verdienste an den Kalenderstudien auch für spätere Gelehrte wie Roger Bacon oder Joseph Justus Scaliger waren, indem er die Finsternisberechnung als wichtigste Komponente einbrachte.

Seinen abschließenden Essay nennt Steffen Patzold bescheiden „Versuch einer Bilanz“. Dabei gelingt es ihm vortrefflich, in gut verständlicher Form auf wenigen Seiten die Ergebnisse und Thesen der angesprochenen Aufsätze zusammenzufassen. Seinem Ausblick, der in der Feststellung mündet, dass sich auch zukünftig bei der Beschäftigung mit Hermanns Leben und Werk der „historischen Forschung [...] ein weites Arbeitsfeld“ darbietet (S. 337), ist nichts hinzuzufügen. Johannes Mangei

KONSTANTIN MORITZ A. LANGMAIER: Erzherzog Albrecht VI. von Österreich (1418-1463). Ein Fürst im Spannungsfeld von Dynastie, Regionen und Reich (Forschungen zur Kaiser- und Papstgeschichte des Mittelalters, Beihefte zu J. F. Böhmer, Regesta Imperii 38), Böhlau Verlag, Köln/Weimar/Wien 2015, X und 767 S.

Als Kaiser Maximilian in der Innsbrucker Hofkirche sein monumentales Grabmal errichtete, versammelte er alle Vorfahren und Verwandten des Hauses Habsburg als überlebensgroße Statuen um seinen Sarkophag. Dabei wurden auch reichlich entfernte Verwandte wie König Artus von der Tafelrunde und der Frankenkönig Chlodwig anektiert. Sogar sein Vetter Sigismund von Tirol, den er wenig schätzte, konnte

hier seinen Platz finden. Es fehlt aber Albrecht VI., der als Onkel immerhin ein nahestehender Verwandter war. Dieser Habsburger hatte bis in die neueste Zeit einen bedenklich schlechten Ruf. Während man sonst auch weniger vorzeigefähigen Vertretern der Familie noch verzweifelt positive Züge zuzuschreiben suchte, hat die durch Kaiser Maximilian beeinflusste Geschichtsschreibung Albrecht VI. entweder aus der Erinnerung verdrängt oder geradezu mit einer Häufung negativer Eigenschaften belegt. Erst die neuere Forschung hat an diesem Bild Korrekturen vorgenommen. Jedoch fehlte eine wissenschaftlich brauchbare Biografie; Wilhelm Baums Veröffentlichungen über Albrecht VI. waren nur knappe biografische Skizzen. Nunmehr hat Konstantin Langmaier mit seinem umfangreichen Werk diese Lücke geschlossen, wobei er die ganze Biografie und alle geografischen Aktionsplätze dieses Habsburgers erfasst, auch dessen Wirken auf den österreichischen Schauplätzen. Seine methodische Vorgehensweise bezeichnet er zurückhaltend als „biografische Annäherung“, doch dies ist angesichts der Datenfülle und -dichte eher eine Untertreibung. Er verarbeitete Massen von gedrucktem und ungedrucktem Material und zog alle bekannten Quellen heran. Doch der Gefahr, in dieser Datenmasse zu ersticken, war sich Langmaier bewusst, indem er durch eine geschickte Kapitelunterteilung, durch offene Fragen und Kapitelzusammenfassungen thematische Klammern herstellte.

Der Autor teilt Albrechts Biografie in vier Phasen ein. In der ersten innerösterreichisch-ungarischen Periode (1418-1444) werden bereits die späteren Grundkonstellationen erkennbar: als jüngerer Bruder und Fürst ohne Land, der Dauerkonflikt mit seinem älteren Bruder, dem späteren König Friedrich III., dem in Langmaiers Werk naturgemäß ein breiter Raum zugestanden wird, als die „Beschreibung eines lebenslangen Bruderzwists“ (S. 7). Wichtig wurde für Albrecht in diesem Zeitabschnitt, dass er sich zunehmend aus der Vormundschaft seines Bruders lösen und eigenen Spielraum gewinnen konnte. Ob jedoch die folgende, die „vorländische“ Phase (1444-1456/57), in der Albrecht in den Südwesten geschickt wurde, wirklich nur eine Abschiebung des unbequemen Bruders war, wie der Autor urteilt, erscheint mir fraglich. Er konnte hier als energischer Vertreter des Hauses Habsburg vor Ort den Schweizern im Alten Zürichkrieg entgegenzutreten und politisch an Profil gewinnen. Zwar konnte er die verlorenen Gebiete nicht zurückerobern, doch es gelang ihm, die Vorlande nördlich der Rheingrenze militärisch zu sichern und politisch zu stabilisieren. Langsam erfolgte eine Verschiebung seiner politischen Aktivität in den schwäbischen Raum und bereits angedeutet in den Donaauraum. Auch die Vorteile seiner Rangerhöhung zum Erzherzog 1453 konnte er im zersplitterten Südwesten nicht zum Aufbau einer eigenen Machtstellung benützen, vor allem, weil die finanzielle Basis stets unzureichend blieb. Durch den unerwarteten Tod des noch jugendlichen Ladislaus Postumus 1457, Sohn Albrechts V. von Österreich, als Albrecht II. römischer König, brach der Kampf um das zentrale Erbstück, das Herzogtum Österreich, zwischen Friedrich III. und Albrecht VI. in voller Schärfe aus. In dieser dritten Phase (1458-1462) verlagerte Albrecht sein Aktionsfeld nach Osten, wo er mit Hilfe der niederösterreichischen Stände den offenen Krieg gegen seinen Bruder Friedrich III. begann. Die kriegerischen Ereignisse leiten nahtlos in die vierte Phase (1462-1463) über, in der Albrecht anfangs beachtliche Erfolge erzielen konnte, wie die Belagerung der kaiserlichen Familie in der Wiener Hofburg, ohne aber eine Entscheidung zu erzielen. Der Autor schildert ausführlich, wie Albrechts Machtstellung im Folgenden immer mehr ‚zerbröselte‘, weil sich Verbündete und Freunde unter der Belastung des Bruderkriegs von ihm abwendeten und Aufstände – wie etwa in Wien – gegen ihn ausbrachen. Mitten in der entscheidenden Auseinandersetzung verstarb Albrecht VI. am 2. Dezember 1463 überraschend in Wien. Die Todesursache blieb ungeklärt und umlaufende Gerüchte über eine Vergiftung konnten nicht bestätigt werden.

An zwei Stellen muss jedoch Kritik an Langmaiers Buch angebracht werden. Beide Male betreffen sie sein Verhältnis zu Städten. Beim ersten Einwand geht es um einen scheinbar bekannten Vorgang, nämlich die Aufhebung der Zünfte und die Änderung der Ratsverfassung 1454 in Freiburg i. Br. (S. 393-399). Der Autor bewertet Albrechts Eingreifen einseitig als Absicht, gegen die Zünfte die Wirtschaftskraft Freiburgs wieder zu stärken und die Finanznot der Stadt zu beheben. Dabei stützt er sich auf die ungedruckte Staatsexamensarbeit von Ute Kessner (1976), die inhaltlich überholt ist. Neuere veröffentlichte Quellen zeigen jedoch die Vielschichtigkeit dieses Vorgangs, der in einigen Punkten immer noch der Klärung bedarf, und der primär als politische Maßnahme verstanden werden muss. Eine breite Schilderung findet auch das energische Eingreifen Albrechts 1449 in die inneren Verhältnisse einer anderen be-

deutenden habsburgischen Landstadt, nämlich Freiburg i. Ü./Fribourg (S. 198-203 und 221-229). In einer Überraschungsaktion hatte er nach dem Krieg gegen Savoyen den Rat abgesetzt und teilweise gefangen genommen. An die Spitze des neu ernannten Rats stellte er zwei elsässische Adlige als Stadthauptmann und Schultheiß. Bei der Darstellung der Ereignisse unterlaufen Langmeier jedoch teilweise inhaltliche Missverständnisse und nicht haltbare Einschätzungen. So urteilt er (S. 221), „das relativ kleine“ Fribourg sei für Bern keine echte Gefahr gewesen. Dies ist nicht zutreffend, denn das üechtländische Freiburg war mit ca. 5.500 Einwohnern gleich groß wie das nahe gelegene Bern und beide Städte verband eine traditionelle Rivalität. Ebenso führt die plakative Überschrift (S. 221) „Freiburg im Üechtland wird mit einer Stadtkommandantur versehen (August bis November 1449: *Monseigneur le tyran*)“ zu einer inhaltlich schiefen Einschätzung, die nicht der politischen Realität entsprach. Unzutreffend ist auch Langmaiers Behauptung (S. 225), der Herzog habe in diesem Zeitraum eine starke Besetzung nach Fribourg verlegt. Dass Albrecht VI. 1449/50 die Absicht hatte, die Stadt aufzugeben (S. 228), lässt sich anhand der Quellen nicht nachweisen. Ganz im Gegenteil hielt er energisch an ihr fest. Sein radikaler Eingriff in die inneren Parteilagen der Stadt – es sei erinnert, dass der Herzog von ihnen um Hilfe angerufen worden war – war kein Bündnis mit den niederen Schichten gegen die Ratsgeschlechter (S. 224), sondern der Versuch einer radikalen Neuordnung und Friedensstiftung, die allerdings erfolglos blieb. Ferner gab es zu diesem Zeitpunkt in der Stadt keinerlei Neigung, sich den Herzögen von Savoyen zu unterstellen. Erst 1452 vollzog die Stadt aus eigener Initiative und in ganz anderem Kontext den überraschenden Herrschaftswechsel.

Diese beiden Korrekturen schmälern aber, und das sei ausdrücklich betont, keinesfalls den Wert von Langmaiers Buch. Die Schwierigkeiten in Detailfragen zu Albrechts Politik, vor denen der Autor bei der Darstellung des komplexen Sachverhalts gestanden ist, sind dem Rezensenten aus eigener Erfahrung gut bekannt. Langmeier ist mit seinem Buch ein Standardwerk zu Albrecht VI., Friedrich III. und zur Geschichte der habsburgischen Erblande um die Mitte des 15. Jahrhunderts gelungen. Neben einem abschließenden Resümee vermerkt der Leser dankbar ein umfassendes Itinerar Albrechts (S. 54-79), ein Verzeichnis des umfangreichen und weitverstreuten Archivbestands sowie einen Index der Personen- und Ortsnamen, die die Arbeit mit diesem wichtigen Buch unterstützen. Willy Schulze

Nationalsozialismus in Freiburg, Begleitbuch zur Ausstellung des Augustinermuseums, hg. von PETER KALCHTHALER, ROBERT NEISEN und TILMANN VON STOCKHAUSEN, Michael Imhof Verlag, Petersberg 2016, 286 S., zahlr. Farb- und S/W-Abb.

Heiko Haumann, Ulrich Herbert, Jörn Leonhard, Bernd Martin und Heinrich Schwendemann stellen mit ihren Beiträgen das Umfeld des Ausstellungsthemas „Nationalsozialismus in Freiburg“ dar. Dabei werden die Jahrzehnte vor der sogenannten „Machtergreifung“ im Jahr 1933 mit ihren politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Faktoren nicht nur in der Stadt, sondern auch im gesamten Deutschen Reich beschrieben. Im Mittelpunkt der einzelnen Aufsätze stehen die zunehmende Radikalisierung in der Weimarer Republik und die Anfänge der NS-Herrschaft mit all ihren Unterdrückungsmechanismen sowie den Verbrechen an Juden und anderen als „unarisches“ oder minderwertig deklarierten Menschengruppen. Gleichzeitig werden einige herausragende Persönlichkeiten Freiburgs wie etwa Martin Heidegger oder Erzbischof Gröber und ihr Verhalten im NS-System beleuchtet. In den Aufsätzen wird auch der Frage nachgegangen, welche sozialen Schichten und welche Religionsgemeinschaften den Parolen der Nationalsozialisten aufgeschlossen gegenüberstanden oder sie sogar unterstützten. Auch werden Personen genannt, die den Nazis mit Skepsis oder offener Ablehnung begegneten.

Solchermaßen informiert, konnte der Besucher die zahlreichen Ausstellungsstücke in Augenschein nehmen. Sie waren in ihrer Vielfalt kaum zu überbieten. Es wurden nicht nur einige Bewohner von Freiburg und ihre Schicksale in der Weimarer Republik und der NS-Zeit dargestellt, sondern auch kulturelle Ereignisse, die Entwicklung von Organisationen und Parteien sowie der Werdegang von Bürgermeistern und herausragenden Politikern vermittelt, die über die Stadt hinaus im Land und im Reich von Bedeutung waren. Dabei stand im Mittelpunkt, wie das Leben in der Stadt allmählich zur sogenannten „Volksgemeinschaft“ mutierte. Oppositionelle wurden brutal beseitigt, nicht zur „Volksgemeinschaft“ Gehörige wie Sinti, Behinderte oder Juden wurden in Konzentrationslager verbracht oder in eigens errichteten

Anstalten mehr oder weniger heimlich ermordet. Die Ausstellung schloß mit einem Blick auf das Kriegsende in Freiburg, in dem Zerstörungen vieler Stadtteile, Not und zunehmende Unterdrückung durch die NS-Machthaber Themen der Präsentationen waren.

Die Fülle und Qualität der historischen Dokumente, wie etwa Briefe, Drucke und Fotos, machten die Ausstellung zu einem wertvollen Mittel, den nachfolgenden Generationen das Leben vor 1945 anschaulich nahe zu bringen. Der Begleitband trägt einen wichtigen Teil dazu bei. Detlef Vogel

Nazi-Terror gegen Jugendliche. Verfolgung, Deportation und Gegenwehr in der Region Freiburg, Katalog zur Ausstellung, hg. von MONIKA RAPPENECKER, Verlag Regionalkultur, Ubstadt-Weiher u.a. 2016, 319 S., zahlr. Farb- und S/W-Abb.

Der von Monika Rappenecker herausgegebene Katalog ist Ausstellungen gewidmet, die in den letzten Jahren in Freiburg gezeigt wurden.

Lothar Spillmann erläutert einleitend die Modalitäten der Arbeit an diesem Projekt. Danach haben über 100 Jugendliche das Schicksal von verfolgten Juden, Sinti, Roma, Behinderten und anderen nachgezeichnet. Zwar hatten die Bearbeiter bei ihren Projekten, die sie aus Interviews und Dokumenten der betroffenen Kinder und Jugendlichen verwirklichten, Betreuer an ihrer Seite, aber die Erwachsenen griffen nur selten korrigierend ein. Es bestanden demnach für die jugendlichen Forscher große Handlungsspielräume.

Im folgenden Beitrag von Wolfram Wette über die Geschichte der Erinnerungskultur in Deutschland kommt zum Ausdruck, dass um 1995 ein Wendepunkt zu erkennen ist. Der Streit zwischen den 68ern und der Kriegsgeneration über die Beurteilung der NS-Zeit fand ein Ende. Heute, so der Autor, käme es darauf an, dass die mittlerweile vierte Nachkriegsgeneration die NS-Verbrechen nicht vergisst. Was nach Wolfram Wette bei der Erinnerungskultur der Jahrzehnte nach 1945 im Vordergrund stand, war die Opferperspektive. Die Täter und Mitläufer hingegen beachtete man kaum. Mitverursacht wurde diese Tendenz durch den Beginn des Kalten Krieges, in dem es jedenfalls im Westen darauf ankam, das deutsche personelle Potential zu nutzen – egal wie belastet viele Leute durch ihr Verhalten vor 1945 auch waren. Erst in letzter Zeit, und hier vor allem in Baden-Württemberg, sei die Täterforschung intensiviert worden. Gegenwärtig kämen, so der Autor, angesichts einer existierenden Einwanderungsgesellschaft beim historisch-politischen aber auch kulturellen Lernen neue Herausforderungen auf die Bevölkerung zu. Insgesamt gesehen, sei eine positive Gesamtbilanz in Bezug auf die Erinnerungskultur in unserem Land zu bemerken.

Es schließt sich eine anschauliche Chronologie der NS-Zeit an, in der nicht nur die Entwicklung der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft in Freiburg, sondern auch die Ursprünge von Antisemitismus, Rassenhass, Ablehnung von Homosexualität oder Euthanasievorstellungen in der Zeit vor 1933 beschrieben werden. Dann folgen die Schilderungen der vielfältigen Beispiele von Verfolgung und Ausrottung Jugendlicher im Südwesten während der NS-Diktatur. Dabei kommt auch zum Ausdruck, dass es durchaus Menschen gab, die Verfolgten und Ausgegrenzten, oft unter hohem Risiko für sich selbst, zur Flucht verhelfen oder sie vor den NS-Häschern versteckten.

Das Werk ist mit einem guten Register versehen, das es interessierten Lesern ermöglicht, sich über Hintergründe weiter zu informieren. Detlef Vogel

Reformation in Basel (Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde 116), Schwabe Verlag, Basel 2016, 218 S., zahlr. Abb.

Der aktuelle Band der Basler Zeitschrift vereinigt sechs Beiträge zum Thema „Basler Reformation“, die durch zwei weitere Themen der Basler Kirchengeschichte und einem Nachruf ergänzt werden.

Marcus Sandl sieht die Basler Reformation als typisch städtisches Phänomen, das durch drei unterschiedliche Kommunikationsphasen geprägt wurde. Eine Fülle von Ereignissen stehen am Beginn der Reformation, die im Bildersturm und in der vom Rat gesetzten „Ordnung“ vom 1. April 1529 gipfeln,

mit der der Magistrat die Gemeinschaft wieder herzustellen versucht. Die schriftliche Kommunikation bindet Basel zeitgleich zu den Bilderstürmereien in ein größeres System überregional vernetzter Intellektueller ein. Sobald die beiden Formen der „Schrift-“ und „Anwesenheitskommunikation“ zusammenkommen, wurde die Reformation in Basel Realität. Der Beitrag von Maike Christadler führt die Vielschichtigkeit und die Wandlungsfähigkeit der Ikonographie in den Bildwerken von Urs Graf als Zeitgenosse der Basler Reformation eindrucksvoll vor Augen. In einem weiteren Beitrag untersucht Valentina Sebastiani die noch wenig erforschte Symbiose von Humanismus und Buchdruckern und ihr Einfluss auf die reformatorischen Drucke unter marktwirtschaftlichen Gesichtspunkten. Ebenfalls weg von der Kirchenkritik und den religiösen Aspekten führt die These von Susanna Burghartz, die in der zweihundertjährigen Geschichte der Reformationsmandate in Basel den Trend von einer obrigkeitlichen Sitten- und Moralpolitik zu einer polizeilichen Regulierung aus wirtschaftlichen Gründen sieht. Rainer Henrich verfolgt die in kleinen Schritten minutiös nachvollziehbaren Fluchtetappen einer Gregor-von-Narzanz-Handschrift, die vor der Basler Reformation „in Sicherheit gebracht“ wurde und schließlich über die Bibliotheca Palatina in die Vatikanische Bibliothek gelangte. Beat Rudolf Jenny schildert die merkwürdige Episode des letzten Kartäusers Thomas Kress, der bis zum Jahr 1564 zwischen Amerbach und dem reformierten Basel als altgläubiger Kartäuser ein bizarres Dasein lebte. Die Beiträge von Dorothea Schwinn Schürmann über ein Bildwerk des Basler Münsters und Patrick Braun über Burkhard Jurt als Pfarrer der katholischen Gemeinde Basels im 19. Jahrhundert sowie ein Nachruf auf Brigitte Degler-Spengler von Petra Zimmer runden den kirchen- und reformationsgeschichtlich geprägten Band der Fachzeitschrift ab.

Dieter Speck

JUDITH ROSEN: Martin von Tours. Der barmherzige Heilige, Verlag Philipp von Zabern, Darmstadt 2016, 280 S., 14 S/W-Abb.

Zweifellos stellt Martin von Tours (316/17-397) eine der berühmtesten Heiligengestalten des Mittelalters dar. Allein Frankreich zählt heutzutage 485 Stadtgemeinden und 3.667 Pfarreien die dem ehemaligen „Palastgardisten“ geweiht sind. Die im Jahre 2016 von der Historikerin Judith Rosen von der Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn vorgelegte Biographie bietet einen interessanten Gesamtblick auf das Leben des Bischofs von Tours. Anlass zur Veröffentlichung einer neuen Darstellung bot das Todesjahr des Heiligen, das sich 2017 zum 1620. Mal jährt.

In der Einführung (S. 7-9) betont die Autorin: „Martin von Tours war und ist eine Herausforderung: historisch, literarisch und spirituell.“ Das Buch besteht aus acht Kapiteln. Mit literarischer Kunst erzählt Rosen eingangs die bekannteste Episode aus dem Leben des Heiligen, die Mantelteilung bei Amiens im Winter 334 (S. 11-17). Das zweite Kapitel fokussiert die Wirkung des Biographen Sulpicius Severus auf die Verbreitung der Lebensbeschreibung Martins als Asket, Wunderträger und Missionar (S. 19-43). Es folgt die Vita des künftigen Bischofs vor seiner Tätigkeit als Seelsorger und Hinwendung zur Askese (S. 45-81). Der entsprechende Zeitbogen reicht von der Geburt im ungarischen Szombathely 316/17 bis zur Entlassung Martins aus dem Militärdienst 356 und seiner Begegnung mit dem „Mentor und Vorbild“ Hilarius von Poitiers. Das nächste Kapitel beschreibt die Tätigkeit Martins von Tours als Organisator seiner Diözese mit dem Ziel, möglichst viele Gallier zum Christentum zu bekehren (S. 83-120). Als Pfarreien, die Martin in seiner Diözese gründete, tauchen Ortsnamen wie Amboise, Candes, Claudiomagus (Clion-sur-Indre), Carnotum (Chartres), Andethanna (Niederanven) und Leprosum (Levroux) auf. Der fünfte Abschnitt wirft ein Licht auf die Bekämpfung der Häresien wie sie sich im „Priscillianistenstreit“ um 380 zeigten (S. 121-151). Im Anschluss daran wird Martins Einstellung gegenüber dem Teufel untersucht (S. 153-184). Der letzten Phase des Lebens Martin von Tours ist auf Basis der sulpicianischen Vita Martini und der Epistulae das siebte Kapitel gewidmet (S. 185-204). Den Abschluss bildet ein Blick auf das ‚Erbe‘ Martins und auf die Bedeutung seines ‚Mythos‘ (S. 205-234). Der Anhang (S. 237-280) bietet nicht zuletzt eine Auflistung der Quellen und eine Zeittafel.

In einem deutschsprachigen Buch über den heiligen Martin von Tours verwundert, dass der architektonischen Kunst zur Ehre St. Martins im deutschsprachigen Raum keine Aufmerksamkeit gewidmet wurde. So wäre z.B. bei den Abbildungen eine Fotoaufnahme aus der Kirche des hl. Martin in Freiburg wünschenswert gewesen. Nach der Lektüre dieses Buches bleibt dem Leser insgesamt eine solide Darstellung eines frommen Lebens, das der heutigen Generation näher gebracht werden muss, um den Entstehungsprozess und die Bedeutung der christlichen Werte – wie z.B. der Barmherzigkeit – zu verstehen sowie wach und lebendig zu halten.

Marco Leonardi

Vereinschronik 2017

Vorstand

Dr. ANDREAS JOBST, 1. Vorsitzende (ab 24. April 2017)
RENATE LIESSEM-BREINLING, 2. Vorsitzende
(bis 24. April 2017 kommissarische 1. Vorsitzende)
ANITA HAFNER, Schriftführerin
Dr. HANS-PETER WIDMANN, Kassenführer (ab 24. April 2017)

Ausschuss

PROF. DR. DR. H.C. HORST BUSZELLO, PROF. DR. JÜRGEN DENDORFER, UWE FAHRER,
DR. KARL-ERNST FRIEDERICH, DR. ISO HIMMELSBACH, CLEMENS JOOS M.A.,
FRANK LÖBBECKE M.A., DR. UTE SCHERB, PROF. DR. DIETER SPECK,
DR. HANS-PETER WIDMANN, PROF. DR. THOMAS ZOTZ UND
STEPHANIE ZUMBRINK M.A. (ab 24. April 2017)

Ehrenmitglieder

Prof. Dr. KARL SIEGFRIED BADER (†)
Prof. HERMANN BROMMER (†)
Dr. ULRICH P. ECKER
Dr. HANS SCHADEK

Veranstaltungen 2017

- | | |
|------------|--|
| 29. Januar | Gedenktag zur Befreiung des Konzentrationslagers Auschwitz. (Veranstaltung der Stadt Freiburg) |
| 1. April | Vormittagsexkursion „Kunstwanderung im Stühlinger“ mit Renate Liessem-Breinlinger und Werner Klipfel. (Veranstaltung in Kooperation mit dem Alemannischen Institut Freiburg) |
| 24. April | Mitgliederversammlung mit Kurzvortrag über „Antonie Bell – Emil Götts langjährige Freundin“ von Renate Liessem-Breinlinger und Prof. Dr. Volker Schupp. |
| 8. Mai | Vortrag „Brennpunkt Archäologie: Ergebnisse aktueller Grabungen aus Freiburg“ von Dr. Bertram Jenisch. |
| 27. Mai | Führung „Efeukranz und Lilienkelch“ über den Alten Friedhof in Freiburg mit Anita Halter. |

19. Juni Vortrag „Reformation am Oberrhein“ von Prof. Dr. Wolfgang Hug.
- 7./8. Juli Vortrag und Exkursion „Alsace Inconnue: Von Reichstett nach La Wantzenau“ mit Renate Liessem-Breinlinger. (Veranstaltung des Waldhof – Akademie für Weiterbildung in Kooperation mit dem Alemannischen Institut Freiburg, dem BGV und der Regio VHS –Université Populaire Neuenburg)
29. Juli Führung durch die Ausstellung „Nationalsozialismus in Freiburg“ im Augustinermuseum mit Peter Kalchthaler M.A.
30. September Familienführung durch die Ausstellung „Ich sehe Was(ser), was du nicht siehst – Virtuelles Wasser begreifen“ im WaldHaus Freiburg mit Dagmar Große.
9. Oktober Vortrag „Das Christentum im Breisgau“ von Dr. Annemarie Ohler.
21. Oktober Samstagsexkursion zum „Hinterbauernhof“ und seiner Hofkapelle im Aha-Tal mit Renate Liessem-Breinlinger. (Veranstaltung in Kooperation mit dem Alemannischen Institut Freiburg)
13. November Lichtbildervortrag „Ein Rundgang durch ‚La Neustadt‘“ von Renate Liessem-Breinlinger.
7. Dezember Buchvorstellung „Auf Jahr und Tag – Leben im mittelalterlichen Freiburg“.

Vortragsreihe „Auf Jahr und Tag – Leben im mittelalterlichen Freiburg“

In Kooperation mit der Abteilung Landesgeschichte des Historischen Seminars der Universität Freiburg, dem Alemannischen Institut Freiburg i.Br. e.V., dem Landesverein Badische Heimat e.V., dem Freiburger Münsterbauverein e.V. und dem Stadtarchiv Freiburg.

9. Januar Vortrag „Albertus Magnus – Bettelmönche in der Stadt“ von Prof. Dr. Peter Walter.
23. Januar Vortrag „Johannes Kerer – Bilder aus dem Universitätsleben“ von Prof. Dr. Dieter Speck.
6. Februar Vortrag „Hans Baldung Grien – Künstler für das Münster“ von Stephanie Zumbrink M.A.
20. Februar Vortrag „Ulrich Zasius – Humanisten und Rechtsgelehrte“ von Dr. Hans Schadek.
6. März Vortrag „Else Baderin – Frauen im Gesundheits- und Fürsorgewesen“ von Dr. Hans-Peter Widmann.
20. März Vortrag „Joß Fritz und Else Schmid – Widerstand gegen die Obrigkeit“ von Prof. Dr. Dr. h.c. Horst Buszello.

Kassenbericht 2016

1.	Einnahmen		EURO
	Mitgliedsbeiträge	17.816,13	
	Zuschüsse	6.060,00	
	Verkauf Schau-ins-Land	1.098,50	
	Spenden	7.092,90	
	Exkursionen	850,00	
	Sonstige Einnahmen	0,23	
	Summe Einnahmen	32.917,76	
2.	Ausgaben		
	Jahrbuch 2015	11.080,71	
	Vorträge Honorare/Reisekosten	465,00	
	Vorträge Miete/Nebenkosten	1.149,82	
	Ausgaben Vereinsprogramm	671,37	
	Exkursionen	720,80	
	Geringfügige Wirtschaftsgüter GWG	0,00	
	Sonstige Ausgaben	2.918,03	
	Aufwandsentschädigungen	475,00	
	Werkverträge/ Digitalisierung/ Gedenktafel	6.245,06	
	Summe Ausgaben	23.725,79	
3.	Jahresergebnis aus dem Jahr 2016	9.191,97	
4.	Überschuss Vorjahre per 31.12.2015	12.634,42	
5.	Überschuss per 31.12.2016	21.826,39	

Mitgliederwesen

	<i>Mitglieder</i>
Stand 1. Oktober 2017:	737 (davon 110 Tauschpartner)
davon Sektion Bad Krozingen:	132
Sektion Ebringen:	21
Sektion Hachbergerland:	38
Sektion Staufen:	52
Sektion Waldkirch:	20
Neuzugänge:	11
Austritt/Tod:	32

Vom 1. Oktober 2016 bis 30. September 2017 verstorbene Mitglieder (soweit bekannt und Nachträge)

- Prof. Hans-Jörg Betzler, Bad Krozingen († 17.08.2017)
- Christian Hengstenberg, Bad Krozingen († 2017)
- Klaus Herbstritt, Freiburg († 23.03.2017)
- Claus Hofmann, Bad Krozingen († 18.05.2016)
- Ulrich Montag, Freiburg († 21.03.2017)
- Lilo Schäfer, Bad Krozingen († Mai 2017)
- Hans Joachim Teuber, Bad Krozingen († 29.12.2016)
- Gertraude Weisert, Umkirch († 27.02.2016)
- Anton Wild, Emmendingen († 05.01.2017)

Mitgliedsbeitrag

Hauptverein jährlich € 30,00

Sektionen Bad Krozingen, Ebringen, Hachbergerland (Emmendingen), Staufen und Waldkirch jährlich € 25,00

Bankverbindung

Sparkasse Freiburg-Nördlicher Breisgau

Konto-Nr. 20 286 02

BLZ 680 501 01

IBAN: DE 11680501010002028602

SWIFT-BIC: FRSPDE66

Abbuchungsermächtigung erwünscht.

Zeitschrift des Breisgau-Geschichtsvereins „Schau-ins-Land“

Mitglieder erhalten das Jahrbuch kostenlos.

Internet

www.breisgau-geschichtsverein.de